

Die Kosaken. Erzählung aus dem Kaukasus

Lew Tolstoi

Die Kosaken.

Erzählung aus dem Kaukasus

Lew Tolstoi

Graf Leo Tolstoj

Erzählung aus dem Kaukasus

Deutsch von August Scholz

Paul Oestergaard G.m.b.H.

Berlin W. 57

Vorwort[zur Gesamtausgabe]

Ein Gewaltiger, wie er aus einem Volke kaum einmal im Laufe eines Jahrhunderts hervorgeht, ist in dem jüngst verstorbenen Grafen Leo Nikolajewitsch Tolstoj dahingegangen. Dichter und Sittenlehrer in einer Person, hat er durch mehr als ein halbes Jahrhundert das geistige Leben seines Volkes, das mit seinen nahezu 150 Millionen Seelen fast ein Zehntel der Menschheit umfaßt, nach vielen Richtungen beeinflußt und nicht nur oben, in der dünnen Schicht der Gebildeten, sondern bis in die tiefsten Tiefen der Gesellschaft hinein die Gemüter bewegt. Leo Tolstoj war das verkörperte Gewissen seines in so mancher Hinsicht noch immer die Fesseln der Unkultur tragenden Landes, der Warner und Mahner, der Prediger edleren Menschentums, dem hoch und niedrig lauschte, wenn er wider die Laster und Unsitten, die Verwirrungen und Greuel,

die er rings um sich sah, seine
Prophetenstimme erhob.

Aber was Tolstoj sagte oder schrieb, ging nicht nur sein engeres Vaterland – es ging die ganze Welt an. Das Geisteswerk dieses Großen ist Menschheitsgut im alleredelsten Sinne. Man braucht sich nicht unbedingt zu den Bekennern seiner Lehre zu gesellen – groß und schön muß man sie schon finden, wie die Predigt auf dem Berge, der so wenige nachleben, die sich doch Christen nennen.

Man hat oft zwischen dem Dichter und dem Ethiker Tolstoj eine Scheidelinie ziehen wollen, hat diesen verworfen und jenen um so lauter gerühmt. Mit Unrecht – denn wenn jemals einer der Großen der Menschheit sein Leben lang ein Mann aus einem Guß gewesen ist, so war es sicherlich Tolstoj. Seine ersten Werke wie seine letzten sind von dem *einen* großen Ziel beseelt: den Menschen sittlich zu heben, das Leben schön, und herrlich zu gestalten – im ethischen Sinne. Gerade in seinen

erzählenden Dichtungen, seinen Novellen, Romanen, Märchen, Parabeln tritt seine Lehre von der Bruderliebe, die alles umfaßt, was Menschenantlitz trägt, besonders ergreifend und im Innersten packend hervor. Das Gewand der Poesie verhüllt das Rauhe und Harte der sittlichen Forderung und erobert die Herzen für sie durch die Einwirkung auf das ästhetische Empfinden.

Tolstoj selbst hat bekanntlich in seinen späteren Jahren sich über die Werke seiner ersten Schaffensperiode abgünstig ausgesprochen. Aber die Welt ist sich längst einig darüber, daß der Dichter da sich selbst Unrecht getan hat: gerade diese köstliche Verbindung von feinsten dichterischen Qualitäten und tief sittlichem Ernst macht die Erzeugnisse jener ersten Zeit zu einer so fesselnden Lektüre. Und daß Tolstoj auch später, als ethischer Wahrheitkundler, des dichterischen Handwerkszeugs sich mit virtuoser Meisterschaft bediente, beweisen die Erzählungen aus den beiden letzten

Jahrzehnten seines langen
Patriarchenlebens zur Genüge.

Die vorliegenden drei Bände vereinigen eine Reihe der besten Erzählungen Tolstojs, die das Genie des verstorbenen Meisters von der glänzendsten Seite zeigen. Die herzerfrischenden » *Kosaken*«, mit denen der erste Band der Sammlung beginnt, stammen aus der Soldatenzeit des Autors – Tolstoj war bekanntlich in seiner Jugend Artillerieoffizier und hat es als solcher bis zum Batteriechef gebracht. In der fesselnden Erzählung » *Familienglück*« zeigt sich bereits deutlich der ethische Kritiker und Denker, in dem jedoch auch die Freude am poetischen Können noch frisch und lebendig ist. Der zweite Band enthält den ersten Teil des großen, erschütternden Romans » *Die Auferstehung*«, der bei seinem Erscheinen in Rußland und weit über seine Grenzen hinaus so gewaltiges Aufsehen erregte. Der dritte Band bringt den Schluß dieses Romanes, an den sich zunächst die aus der Frühzeit des Dichters stammende kleine

Skizze » *Im Schneesturm*« anschließt. Sie bietet ein Beispiel dafür, wie Tolstoj die Natur in ihrem innersten Kern zu erfassen und das kleine Menschenwesen im Kampfe mit ihr, der Großen, Gewaltigen, Unbegrenzten zu schildern weiß. Es schließen sich einige der *Volkserzählungen* an, die Tolstojs Morallehre zumeist im Gewande der Parabel vorführen, glitzernd und schimmernd von poetischem Golde und dem schlichtesten Gemüte verständlich.

Die hier ausgewählten Erzählungen – denen sich weitere anschließen sollen – erscheinen wohl geeignet, von der kraftvollen Eigenart dieses »größten Wahrheitsuchers aller Zeiten«, wie Prof. *Alexander Brückner* den genialen Russen genannt hat, eine Vorstellung zu geben. An *Ibsen* und *Björnson*, die der Verlag bereits früher in gleichem Gewande hat erscheinen lassen, reiht *Leo Tolstoj* sich nun als Dritter an. Ein Großer und Reicher wie sie, wird er beim deutschen Volke für das Gold seines

Geistes und Herzens sicher die rechte
Schätzung finden.

Juli 1911.

August Scholz.

1.

Alles ist still geworden in Moskau.
Zuweilen nur hört man da oder dort das
Knarren der Räder auf der hartgefrorenen
Straße. In den Fenstern ist kein Licht mehr,
und die Laternen sind erloschen. Von den
Kirchen erschallt Glockengeläut, das in
klangvollen Schwingungen über die
schlafende Stadt hinflutet und an den
Morgen gemahnt. Die Straßen liegen
einsam da. Hier und da gleitet eine
Schlittendroschke, deren schmale Kufen
den Sand der Straße mit dem Schnee
vermengen, zur nächsten Straßenecke, wo
der Kutscher alsbald, in Erwartung eines
Fahrgastes, sanft entschlummert. Ein altes
Weib ist zur Kirche unterwegs, wo bereits
einige wenige Wachskerzen,
unsymmetrisch verteilt, mit rötlicher
Flamme brennen und sich in den
Goldbeschlagen der Heiligenbilder
spiegeln. Das arbeitende Volk erhebt sich

bereits nach der langen Winternacht, um an sein Tagewerk zu gehen.

Bei den vornehmen Leuten aber ist's immer noch Abend.

In einem der Fenster bei Chevalier schimmert, der Polizeivorschrift entgegen, unter den geschlossenen Läden hervor Licht. An der Einfahrt halten, außer einer Kutsche, ein paar Schlitten und Droschken, die mit den Hintergestellen dicht zusammengedrängt sind. Auch ein dreispänniger Postschlitten steht dort. Der Hauswart sitzt ganz verummt und zusammengekrümmt da, als wolle er sich hinter der Hausecke verstecken.

»Was die wohl noch immer zu schwatzen haben!« denkt der Kellner, der mit müdem Gesichte im Vorzimmer sitzt. »Und ich muß nun gerade Nachtdienst haben!« Aus dem anstoßenden, hell erleuchteten Zimmer lassen sich die Stimmen dreier jungen Leute vernehmen, die dort soupieren. Sie sitzen um einen Tisch herum, auf dem sich

noch die Reste des Essens und des Weins befinden. Der eine von ihnen, ein kleines, adrettes Kerlchen, mager und häßlich von Gesicht, sitzt da und sieht mit den guten, müden Augen auf den Freund, der im Begriff ist abzureisen. Der zweite, ein Mensch von hoher Statur, liegt neben dem mit leeren Flaschen besetzten Tische lang auf dem Diwan hingestreckt und spielt mit seinem Uherschlüssel. Der dritte, in einem nagelneuen kurzen Pelz, geht im Zimmer auf und ab, bleibt bisweilen stehen, knackt zwischen den ziemlich dicken und kräftigen Fingern, deren Nägel sauber geputzt sind, eine Mandel auf und lächelt in einem fort; seine Augen und sein Gesicht glühen. Er spricht mit Leidenschaft und gestikuliert dabei, doch sieht man, daß ihm die Worte fehlen – alle Worte, die er findet, scheinen ihm ungenügend, um alles das auszudrücken, was auf sein Herz einstürmt. Immer wieder lächelt und lächelt er.

»Jetzt kann ich ja alles sagen!« sagt der Abreisende. »Nicht, daß ich mich rechtfertigen will, aber ich möchte doch,

daß du wenigstens mich so verstehst, wie ich mich verstehe, und über diese Sache nicht so denkst wie all die Banausen. Du sagst, ich sei ihr gegenüber schuldig,« wendet er sich zu dem Kleinen, der ihn mit seinen guten Augen ansieht.

»Ja, das bist du,« antwortet der kleine Häßliche, und sein Blick scheint bei diesen Worten noch mehr Güte und Abgespanntheit auszudrücken.

»Ich weiß, warum du so sprichst,« fährt der Abreisende fort. »Du meinst, geliebt zu werden sei ein ebenso großes Glück wie zu lieben, und es sei genug für das ganze Leben, wenn man dieses Glückes nur einmal theilhaft geworden.«

»Ja, übergenuß ist's, mein Herz! Mehr als genug,« bekräftigt der kleine Häßliche, während seine Augen sich abwechselnd öffnen und schließen.

»Aber warum soll man nicht auch einmal selbst lieben?« sagt der Abreisende, in

einen nachdenklichen Ton verfallend, und sieht den Freund mit einer Art Mitleid an. »Warum nicht selbst lieben? Aber sie stellt sich nicht ein, die Liebe. Nein, geliebt zu werden ist ein Unglück, ein Unglück, sobald man dabei fühlt, daß man nicht Gleiches mit Gleichem vergilt oder vergelten kann. Ach, mein Gott,« fuhr er mit einer abwehrenden Handbewegung fort, »wenn das wenigstens alles in vernünftiger Weise vor sich ginge – aber weit gefehlt: es vollzieht sich leider nicht nach unserem Willen, sondern sozusagen nach seinem eigenen. Es ist ja förmlich, als hätte ich dieses Gefühl gestohlen! Auch du hast diese Auffassung; sag's nur ganz offen, du mußt sie ja haben! Und glaubst du mir wohl, daß ich von allen Torheiten und Gemeinheiten, deren ich in meinem Leben nicht wenig begangen habe, gerade diese eine nicht bereue und nicht zu bereuen vermag? Ich habe weder mich selbst noch sie belogen, nicht im Anfang noch auch später. Ich glaubte sie schließlich zu lieben, dann aber sah ich ein, daß es eine Lüge – freilich eine unbeabsichtigte – war, wenn ich es

behauptete, und ich konnte nicht weitergehen, während sie es tat. Trifft mich darum eine Schuld, weil ich's nicht konnte? Was hätte ich denn tun sollen?«

»Nun, jetzt ist's ja zu Ende!« sagte der Freund, während er sich seine Zigarre anzündete, um den Schlaf zu vertreiben. »Das aber sage ich dir: du hast noch nie geliebt, und weißt nicht, was lieben heißt.«

Der im Pelz wollte wieder etwas sagen und faßte sich an den Kopf. Aber er brachte das, was er sagen wollte, nicht heraus.

»Noch nie geliebt! Ja, es ist wahr, ich habe noch nie geliebt. Aber ich fühle in mir das Bedürfnis zu lieben, ein Bedürfnis, so stark, wie man es stärker nicht fühlen kann. Doch auf der andern Seite – gibt es überhaupt eine solche Liebe? In allem ist doch schließlich etwas Unvollkommenes. Nun, was hilft alles Reden! Ich habe einen schönen Wirrwarr angerichtet in meinem Leben. Aber jetzt ist's zu Ende, du hast

recht, und ich fühle, daß ein neues Leben beginnt.«

»In dem du denselben Wirrwarr anrichten wirst,« sagte der auf dem Diwan Liegende, der immer noch mit seinem Uherschlüssel spielte, doch hörte der Abreisende ihn nicht.

»Ich bin traurig und froh zugleich, daß ich abreise,« fuhr er fort. »Warum ich traurig bin? Ich weiß es nicht.«

Und er begann von sich selbst zu reden, ohne zu bemerken, daß das, was er sagte, für die andern lange nicht so interessant war wie für ihn. Der Mensch ist niemals ein größerer Egoist, als im Augenblick seelischen Entzückens. Er glaubt, es gebe in solch einem Augenblick nichts Schöneres und Interessanteres auf der Welt als seine kostbare Persönlichkeit.

»Dmitrij Andrejewitsch, der Postillon will nicht länger warten,« sagte ein mit Pelz und Gurtbinde angetaner junger Bauer, der ins

Zimmer trat. »Seit Mitternacht warten die Pferde, und jetzt ist es vier Uhr.«

Dmitrij Iwanowitsch betrachtete seinen Wanjuscha. Die Gurtbinde, die Filzstiefel und das verschlafene Gesicht des Burschen gemahnten ihn an ein anderes Leben, das ihn rief – ein Leben der Arbeit, der Tätigkeit, der Entbehrungen.

»Nun heißt es also wirklich Abschied nehmen!« sagte er, während er tastend über die Knöpfe des Pelzes fuhr, um zu prüfen, ob auch alle geschlossen waren.

Er hörte nicht auf den Rat der Freunde, den Postillon durch ein Trinkgeld zu längerem Warten zu bestimmen, sondern setzte seine Mütze auf und blieb mitten im Zimmer stehen. Sie küßten sich einmal, zweimal, hielten dann inne und küßten sich zum drittenmal. Der in dem kurzen Pelz trat an den Tisch, trank ein dort stehendes Weinglas leer, ergriff die Hand des kleinen Häßlichen und errötete.

»Nein, ich will es doch aussprechen ... Ich kann und muß gegen dich offen sein, weil ich dich liebe ... Du liebst sie, nicht wahr? Ich habe es stets vermutet ... stimmt's?«

»Ja,« versetzte der Freund und lächelte noch herzlicher.

»Und vielleicht ...«

»Erlauben Sie, ich soll die Lichter auslöschen,« sagte der verschlafene Kellner, der das letzte Gespräch mit angehört hatte und vergeblich zu erraten suchte, weshalb die Herren nur immer ein und dasselbe reden. »Auf wessen Namen soll ich die Rechnung ausstellen – auf den Ihrigen?« fügte er, zu dem Hochgewachsenen gewandt, hinzu: er wußte schon im voraus, an wen er sich zu halten hatte.

»Schreib alles auf meine Rechnung,« sagte der Hochgewachsene.

»Wieviel macht es?«

»Sechszwanzig Rubel.«

Der Hochgewachsene sann einen Augenblick nach, sagte jedoch nichts und steckte die Rechnung in die Tasche.

Die beiden andern setzten inzwischen ihr Gespräch fort.

»Leb' wohl, du bist ein prächtiger Junge,« sagte der kleine Häßliche mit dem sanften Blick.

Die Tränen traten beiden in die Augen. Sie gingen auf die Freitreppe hinaus.

»Ach ja,« sagte der Abreisende zu dem Hochgewachsenen, »die Rechnung hier bei Chevalier begleichst du wohl? Du schreibst mir wohl, wieviel es macht?«

»Gut, gut,« sagte der Hochgewachsene, während er seine Handschuhe anzog. »Wie ich dich beneide!« fügte er dann ganz unerwartet hinzu, als sie auf die Treppe hinausgetreten waren.

Der Abreisende nahm in dem Postschlitten Platz, hüllte sich in seinen großen Reisepelz und sagte: »Nun, so komm doch mit!« Und er rückte sogar im Schlitten zur Seite, um dem andern, der ihn zu beneiden vorgab, Platz zu machen; seine Stimme bebte.

Jener, der ihm das Geleit gab, sagte: »Leb' wohl, Mitja, Gott gebe dir ...« Er wünschte eigentlich nur eins: daß er so rasch wie möglich davonfahren möchte, und so ließ er es unausgesprochen, was ihm Gott geben sollte.

Sie schwiegen. Noch einmal wiederholte jemand: »Leb' wohl!« Irgendwer sagte: »Vorwärts!« – und der Postillon trieb die Pferde an.

»Jelisar, den Wagen!« rief einer der beiden Zurückbleibenden.

Die Droschkenführer und der Kutscher der Equipage gerieten in Bewegung, schnalzten mit der Zunge und zogen die Zügel an. Die

angefrorene Kutsche kreischte auf dem Schnee.

»Ein lieber Junge, dieser Olenin,« sagte einer von den beiden Zurückbleibenden.
»Aber wie kommt er nur auf den Einfall, nach dem Kaukasus zu gehen, noch dazu als Junker? Ich würde mich dafür bedanken. Ißt du morgen im Klub zu Mittag?«

»Ja.«

Sie fuhren in verschiedenen Richtungen davon.

Dem Abreisenden wurde es gehörig warm in dem Pelze. Er setzte sich auf den Boden des Schlittens und knöpfte den Pelz auf. Das zottige Dreigespann zog langsam den Schlitten durch die dunklen Straßen, an Häusern vorüber, die er nie gesehen. Es schien Olenin, als seien diese Straßen nur für Leute, die abreisen, da. Ringsum war es dunkel, still und traurig; seine Seele aber war voll von Erinnerungen, von Liebe und

Mitleid, von Tränen, die ihm so wohl taten
und ihn fast erstickten ...

2.

»Ich liebe sie! Von Herzen liebe ich sie! Prächtige Menschen sind es, wirklich famos!« wiederholte er immer wieder und war dem Weinen nahe. Aber was ihn dem Weinen nahebrachte, wer die prächtigen Menschen waren, wen er von Herzen liebte, wußte er selbst nicht zu sagen. Zuweilen richtete er den Blick auf irgendein Haus und wunderte sich, daß es so sonderbar gebaut war; dann wunderte er sich wieder, daß der Postillon und Wanjuscha, die ihm doch so fremd waren, sich so nahe bei ihm befanden und zugleich mit ihm hin und her schwankten, wenn die Seitenpferde die steifgefrorenen Stränge mit heftigem Ruck anzogen. Und wiederum sagte er: »Prächtige Menschen! Ich liebe sie!« – und einmal sagte er sogar: »Wie einen das packt! Ausgezeichnet!« Und er wunderte sich, warum er das nur sagte, und fragte sich selbst: »Bin ich am Ende betrunken?« Er hatte allerdings für seinen Teil zwei

Flaschen Wein geleert, aber es war nicht der Wein allein, der diese Wirkung auf ihn ausübte. Er erinnerte sich all der – wie es ihm schien – so herzlichen Freundschaftsworte, die zu ihm vor der Abreise, gleichsam aus dem Stegreif, gesprochen worden waren. Er gedachte der Händedrücke, der Blicke, des Stillschweigens, des Tones, in dem ihm, als er schon im Schlitten saß, der Freund zugerufen hatte: »Leb' wohl, Mitja!« Er gedachte auch seiner eigenen rückhaltlosen Aufrichtigkeit. Und alles das hatte für ihn eine besondere, rührende Bedeutung. Vor seiner Abreise schienen nicht nur Freunde und Verwandte, sondern auch Leute, die ihm sonst gleichgültig oder gar unsympathisch und übelgesinnt waren, sich plötzlich verabredet zu haben, ihn in höherem Maße zu lieben und ihm zu verzeihen, wie vor der Beichte oder vor dem Tode. »Vielleicht kehre ich nicht mehr aus dem Kaukasus heim,« dachte er. Und es schien ihm, als liebe er sie alle, alle, und noch sonst jemanden außer ihnen. Und er tat sich selbst so ungemein leid. Doch nicht

die Liebe zu den Freunden war es, die seine Seele so weich stimmte und ihr einen solchen Schwung gab, daß er die unwillkürlich hervorsprudelnden törichten Worte nicht zurückzuhalten vermochte, und auch die Liebe zu einem Weibe war es nicht, denn er hatte noch niemals geliebt. Einzig die Liebe zu sich selbst, eine glühende, hoffnungsvolle, junge Liebe zu allem, was nur Gutes in seiner Seele lag, ließ ihn diese Tränen vergießen, diese unzusammenhängenden Worte stammeln. Daß in seiner Seele wirklich nur Gutes wohnte, davon war er in seinem jetzigen Zustande fest überzeugt.

Olenin war ein junger Mann, der weder einen abgeschlossenen Studiengang durchgemacht hatte, noch eine dienstliche Stellung bekleidete, wenn er auch bei irgendeiner Behörde dem Namen nach mitgezählt wurde. Er hatte die Hälfte seines Vermögens durchgebracht und trotz seiner vierundzwanzig Jahre sich weder für eine bestimmte Karriere entschieden, noch überhaupt irgendeine Tätigkeit entwickelt.

Er war das, was man in der Moskauer Gesellschaft einen »angehenden Lebemann« nannte.

Mit achtzehn Jahren war Olenin so unabhängig, wie es nur ein reicher, früh verwaister junger Russe der vierziger Jahre sein konnte. Es gab für ihn weder physische noch moralische Fesseln; er konnte alles tun, an nichts gebrach es ihm, und nichts band ihn. Er kannte weder Familie noch Vaterland, er glaubte an nichts und hatte vor nichts Respekt. Trotz dieser Gleichgültigkeit gegen alles war er jedoch kein griesgrämlicher, gelangweilter, ewig räsonnierender Jüngling, sondern ließ sich vielmehr jeden Augenblick durch irgend etwas begeistern. Er war der festen Überzeugung, daß es keine Liebe gebe, und war doch jedesmal wie benommen in Gegenwart eines hübschen jungen Weibes. Er zweifelte keinen Augenblick, daß alle Ehrenstellen und Würden ein Unsinn seien, und fühlte sich doch sehr geschmeichelt, wenn auf dem Balle Fürst Sergjej an ihn herantrat und ihn einiger freundlichen

Worte würdigte. Er ließ sich jedoch von seinen Schwärmereien nur so weit fortreißen, als sie ihn nicht banden. Sowie er zu fühlen begann, daß bei einer Sache, für die er Interesse empfand, Arbeit und Kampf, der kleinliche, alltägliche Kampf des Lebens, unvermeidlich waren, war er instinktiv bemüht, sich von ihr loszumachen und seine Aktionsfreiheit wiederzuerlangen. So hatte er es nacheinander mit dem Leben in der großen Welt, dem Staatsdienst, der Musik versucht, der er eine Zeitlang sich ganz zu widmen gedachte, und schließlich auch mit der Liebe zu den Frauen, an die er nicht zu glauben vorgab. Er sann ernstlich darüber nach, worauf er eigentlich diese Kraft der Jugend, die dem Menschen nur einmal im Leben innewohnt, verwenden solle, ob auf die Kunst, oder auf die Wissenschaft, oder auf die Liebe zum Weibe, oder auf irgendeine praktische Tätigkeit. Nicht um die Kraft des Verstandes, des Herzens, der Bildung handelte es sich hier, sondern eben um jenen sich nie wiederholenden Drang, jene dem Menschen nur einmal gegebene

Macht, aus sich selbst und der ganzen Welt alles zu machen, was er nur will, und wie er es will. Es gibt Menschen, die von diesem Drange nie etwas verspüren, die gleich beim Eintritt ins praktische Leben sich das erste beste Joch auferlegen lassen und bis ans Ende ihrer Tage es in Ehren tragen. Olenin jedoch fühlte in sich allzu sehr das Walten dieser allmächtigen Gottheit der Jugend, diese Fähigkeit, ganz in einem Wunsche, einem Gedanken aufzugehen, die Fähigkeit, zu wollen und zu handeln, sich kopfüber, ohne zu wissen, warum und wofür, in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen. Er trug dieses Bewußtsein in sich, und es machte ihn stolz und, ohne daß er selbst es wußte, zugleich auch glücklich. Er liebte bis jetzt nur sich allein, und er konnte nicht anders, da er von sich selbst nur Gutes erwartete und in dieser Beziehung noch keine Enttäuschung erlebt hatte. Als er jetzt Moskau verließ, befand er sich in jener naiven, glücklichen Stimmung eines jungen Menschen, der seine früheren Irrtümer erkannt hat und sich plötzlich sagt, daß »alles das« nicht das Richtige war, daß

alles, was bisher gewesen, ganz vom Zufall abhing und ohne tieferen Sinn war, daß er zwar bisher von einer vernünftigen Lebensordnung nichts hatte wissen wollen, dafür aber jetzt, da er Moskau den Rücken kehrte, ein neues Leben für ihn beginne, in dem die alten Fehler nicht mehr vorkommen sollten, in dem nicht mehr für die Reue, sondern einzig nur für das Glück Raum und Gelegenheit sein würde.

Man macht bei längeren Reisen die Erfahrung, daß auf den ersten zwei, drei Stationen die Phantasie noch an dem Orte verweilt, von dem die Reise ausging, worauf sie dann plötzlich, mit dem ersten Morgen, den man unterwegs begrüßt, sich dem Reiseziel zuwendet und dort ihre Luftschlösser zu errichten beginnt. Nicht anders ging es Olenin. Als er die Stadt im Rücken hatte und die schneebedeckten Fluren erblickte, empfand er Freude darüber, daß er sich ganz allein inmitten dieser Fluren befand. Er wickelte sich fester in seinen Pelz, ließ sich auf den Boden des Schlittens gleiten und schlief beruhigt ein.

Der Abschied von den Freunden hatte ihn
rührselig gestimmt, und er erinnerte sich
des ganzen letzten Winters, den er in
Moskau verlebt hatte: die Bilder dieser
jüngsten Vergangenheit traten ungerufen,
von unklaren Gedanken und
Selbstvorwürfen begleitet, vor seine Seele.

Er gedachte des einen der beiden Freunde,
die ihm das Geleit gegeben hatten, und
seiner Beziehungen zu dem jungen
Mädchen, das der Gegenstand ihrer
Unterhaltung gewesen war. Dieses
Mädchen war reich. »Wie konnte er sie
lieben, obgleich er doch wußte, daß sie
mich liebte?« dachte er, und ein häßlicher
Verdacht regte sich in seinem Herzen.
»Wieviel Ehrlosigkeit gibt es doch in der
Welt, wenn man's so recht überlegt! Doch
wie kommt es nur, daß ich noch niemals
geliebt habe?« drängte eine neue Frage sich
ihm auf. »Alle Welt sagt es mir, daß ich
noch nicht geliebt habe. Bin ich denn ein
moralischer Krüppel?« Und er rief sich das
Bild eines andern jungen Mädchens ins
Gedächtnis zurück, für das er einmal

geschwärmt hatte. Er dachte an sein erstes Auftreten in der Gesellschaft und an die Schwester eines Freundes, mit der er damals die Abende verbracht hatte, am Tische bei der Lampe, deren Licht auf ihre zarten, mit einer Handarbeit beschäftigten Finger und die untere Partie ihres hübschen, feinen Gesichtes fiel, und die Gespräche mit ihr, die sich hinzogen wie das Spiel mit dem brennenden Zündholz, das man weitergibt, und das ewige Unbehagen, der beständige Zwang und der innere Drang, sich dieses peinlichen Zustandes zu erwehren, kamen ihm wieder in den Sinn. Eine innere Stimme hatte ihm zugeflüstert: »Das ist nicht das Richtige, das ist nicht das Richtige,« und es war in der Tat auch nicht das Richtige. Dann fiel ihm ein Ball ein, auf dem er mit der schönen D. die Mazurka getanzt hatte. »Wie verliebt war ich in jener Nacht, wie glücklich war ich! Und wie schmerzlich war es mir, wie ärgerte ich mich, als ich am nächsten Morgen mit der Empfindung erwachte, daß mein Herz frei war! Warum kommt sie denn nicht zu mir, diese Liebe? Warum bindet sie mich nicht

an Händen und Füßen?« dachte er. »Es gibt eben keine Liebe, das ist's! Auch die Gutsnachbarin, die mir und Dubrowin und dem Adelsmarschall mit denselben Worten vorschwärmte, wie sehr sie die Sterne liebe, auch sie war nicht ›das Richtige‹.« Und nun fällt ihm sein Versuch ein, sich auf seinem Gute in der Wirtschaft zu betätigen – und auch hier stellt sich keine Erinnerung ein, die ihm Freude machen könnte. »Wie lange sie wohl von meiner Abreise reden werden?« ging's ihm durch den Kopf; doch wer diese ›sie‹ sind, weiß er nicht zu sagen. Gleich darauf aber kommt ihm ein Gedanke, der ihn die Stirn runzeln und irgend etwas vor sich hin murmeln läßt: es ist der Gedanke an seinen Schneider Capelle und die 678 Rubel, die er ihm schuldig geblieben ist. Er erinnert sich der Worte, mit denen er den Schneider bat, noch ein Jahr zu warten, und der bestürzten, fast verzweifelten Miene, die dabei auf dem Gesichte des Schneiders erschien. »Ach, mein Gott, mein Gott!« wiederholt er, die Augen zusammenkneifend, und sucht den unerträglichen Gedanken zu verscheuchen.

»Sie hat mich aber doch trotz alledem geliebt,« sagt er sich dann, und denkt an das junge Mädchen, von dem beim Abschied die Rede gewesen war. »Ja, wenn ich sie geheiratet hätte, dann hätte ich keine Schulden – und nun bin ich auch noch Wassiljews Schuldner geworden!« Und er gedachte des letzten Spielabends im Klub, wohin er unmittelbar von ihr gefahren war, und des unglücklichen Spiels mit Wassiljew, und seiner beschämenden Bitte an Wassiljew, doch noch weiterzuspielen, die dieser mit einer kühlen Weigerung beantwortete. »Ein Jahr der Sparsamkeit, und alles wird bezahlt sein – dann mag sie der Teufel holen!« Trotz dieser Zuversicht begann er von neuem die hinterlassenen Schulden zusammenzuaddieren und über die Abzahlungsfristen Berechnungen anzustellen. »Dann habe ich ja, außer bei Chevalier, auch noch bei Morel Schulden,« fiel ihm plötzlich ein; und er malte sich jene Nacht aus, in der er bei diesem so tief in die Kreide geraten war. Es war ein Trinkgelage mit Zigeunern gewesen, das ein paar Petersburger Gäste – Saschka B., der

Flügeladjutant, und Fürst D., und jener vornehme alte Herr – veranstaltet hatten.

»Warum sind sie nur so selbstzufrieden, diese Herren?« sagte er sich, an jene zurückdenkend. »Und mit welchem Recht bilden sie diesen besonderen Zirkel, in den aufgenommen zu werden nach ihrer Meinung für jeden andern eine ganz besondere Ehre ist? Etwa darum, weil sie Flügeladjutanten sind? Es ist doch entsetzlich, für wie dumm und gemein sie die andern halten! Ich habe ihnen nun freilich gezeigt, daß mir an ihrem Verkehr nicht das geringste liegt. Mein Gutsverwalter Andrej würde allerdings große Augen machen, wenn er hörte, daß ich mit einem so vornehmen Herrn wie Saschka B., der Oberst und Flügeladjutant ist, auf dem Duzfuß stehe ... Übrigens hat auch niemand an jenem Abend so viel getrunken wie ich; ich habe den Zigeunern ein neues Lied beigebracht, das allgemein gefiel. Mag ich schon Dummheiten genug begangen haben, so bin ich doch trotz alledem ein wackerer, lieber Junge.«

Der Morgen fand Olenin auf der dritten Station. Er trank Tee, legte mit Wanjuscha die Bündel und Koffer um und nahm zwischen ihnen ganz vernünftig und ordnungsgemäß Platz. Er wußte, wo sich jedes Stück seiner Sachen befand, wo das Geld steckte, und wie viel es betrug, wo der Paß, das Reisebillett und die Chausseegeldquittung lag – und alles das schien ihm so praktisch arrangiert, daß er ganz vergnügt ward und die weite Reise ihm wie eine einzige lange Spazierfahrt erschien.

Im Verlauf des Morgens und der Mittagsstunde war er ganz in arithmetische Berechnungen vertieft: wieviel Werst er zurückgelegt hatte, wieviel noch bis zur nächsten Station, bis zur nächsten Stadt, bis zum Mittagessen, bis zum Tee, bis Stawropol übrig blieben, und welchen Bruchteil der gesamten Route die zurückgelegte Strecke ausmachte. Dann berechnete er auch, wieviel Geld er hatte, wieviel die Bezahlung aller Schulden erfordern würde, und welchen Teil seines

Gesamteinkommens er monatlich für seinen Unterhalt verwenden könne. Am Abend, nachdem er den Tee eingenommen, stellte er fest, daß bis Stawropol noch sieben Elftel des ganzen Weges übrig blieben, daß seine Schulden etwa ein Achtel seines gesamten Vermögens ausmachten und bei einiger Sparsamkeit in sieben Monaten abgetragen werden konnten – und nachdem er alle diese beruhigenden Feststellungen gemacht hatte, wickelte er sich fest ein, streckte sich auf dem Boden des Schlittens aus und begann wieder zu träumen.

Seine Phantasie beschäftigte sich jetzt schon ganz mit der Zukunft, dem Kaukasus. Alle seine Zukunftsträume waren belebt von den Bildern der Amalat-Beks, der Tscherkessinnen, der Berge und Schluchten, der reißenden Ströme und aller möglichen Gefahren. Alles das stand nur ganz unklar und trüb vor seiner Seele; aber der Ruhm, der ihn lockte, und der Tod, der dort jeden Augenblick drohte, gaben dieser Zukunft ein tieferes Interesse. Jetzt tötete und unterwarf er mit ganz außerordentlicher

Tapferkeit und allgemein bewunderter Kraft zahllose Bergbewohner; dann ist er selbst ein Bergbewohner und verteidigt Seite an Seite mit ihnen seine Unabhängigkeit gegen die Russen. Auch seine alten Moskauer Bekannten sind mit dabei. Saschka B. kämpft bald mit den Russen, bald mit den Bergbewohnern, doch immer gegen ihn. Monsieur Capelle, der Schneider, nimmt seltsamerweise gleichfalls an seinen Triumphen teil. Und wenn ihm bei alledem die alten Demütigungen, Schwächen und Verirrungen wieder einfallen, so ist ihm die Erinnerung an sie nur angenehm. Es liegt auf der Hand, daß dort, inmitten der Berge, Ströme, Tscherkessen und Gefahren diese Verirrungen sich nicht mehr wiederholen werden. Er hat sie nun schon einmal vor sich selbst gebeichtet, damit sind sie abgetan.

Noch eine Vorstellung war da, die ihm ganz besonders teuer war und sich in alle seine Zukunftsträume einschlich. Das war die Vorstellung vom Weibe. Dort, inmitten der Berge, erscheint das Weib ihm in der

Gestalt einer tscherkessischen Sklavin von schlankem Wuchse, mit langen Haarflechten und treu ergebenen, abgrundtiefen Augen. Er stellt sich eine einsame Berghütte vor, und auf der Schwelle steht »sie« und erwartet ihn, während er müde, mit Staub, Blut und Ruhm bedeckt, zu ihr heimkehrt. Und er vergegenwärtigt sich ihre Küsse, ihre Schultern, ihre süße Stimme, ihre Demut. Sie ist so reizvoll, doch dabei so scheu, ohne Bildung und von groben Sitten. Sie ist aber zugleich klug, gelehrig, begabt und eignet sich rasch alles nötige Wissen an. Mit Leichtigkeit lernt sie fremde Sprachen, liest die Erzeugnisse der französischen Literatur und versteht sie. »Notre dame de Paris« zum Beispiel wird ihr sicher gefallen. Sie kann auch französisch sprechen, und im Salon zeigt sie mehr angeborene Würde als irgendeine Dame der höchsten Gesellschaft. Sie kann singen – einfach, voll Kraft und Leidenschaft.

»Ach, was für Unsinn!« spricht er zu sich selbst. Doch da sind sie eben auf einer

Station angekommen, ein Schlittenwechsel erfolgt, und er muß ein Trinkgeld geben. Und von neuem wendet sich dann seine Phantasie jenem »Unsinn« zu, den er vorhin verlassen, und wieder tauchen vor seiner Seele die Tscherkessinnen auf, und er träumt von Ruhm, von der Heimkehr nach Rußland, der Ernennung zum Flügeladjutanten, einer reizenden Frau.

»Aber wie denn – es gibt doch keine Liebe,« sagt er zu sich selbst, »und alle Ehrenstellen sind Unsinn. Doch die sechshundertachtundsiebzig Rubel? ... Nun, das eroberte Land wird mir mehr Reichtum gewähren, als ich in meinem ganzen Leben aufbrauchen kann. Übrigens wird es nicht gut sein, daß ich diesen Reichtum für mich allein verbrauche. Ich werde ihn verteilen müssen. Doch an wen?

Sechshundertachtundsiebzig Rubel bekommt Capelle – nun, und dann wollen wir weiter sehen ...« Und dann umnebeln schon vollends unklare Visionen sein Denken, und erst Wanjuschas Stimme und das Gefühl, daß die Fahrt unterbrochen

wird, stören wieder seinen gesunden Jugendschlaf; mechanisch steigt er auf einer neuen Station in einen neuen Schlitten und fährt weiter.

Der nächste Morgen bringt ihm genau dasselbe: dieselben Stationen, denselben Tee, dieselben auf und nieder gehenden Kruppen der Pferde, dieselben kurzen Gespräche mit Wanjuscha, dieselben wirren Phantasiebilder und Träume am Abend und denselben tiefen, gesunden Schlaf in der Nacht.

3.

Je mehr Olenin sich von dem Zentrum Rußlands entfernte, desto weiter schienen alle seine Erinnerungen von ihm abzurücken, und je näher er dem Kaukasus kam, desto froher wurde seine Stimmung.

»Für immer fortgehen und nie wieder zurückkehren, sich nie wieder in der Gesellschaft zeigen!« ging's ihm durch den Sinn. »Die Menschen, unter die ich nun komme, sind keine ›Leute von Welt‹; niemand von ihnen kennt mich oder wird je in die Moskauer Kreise kommen, in denen ich verkehrt habe, und von meiner Vergangenheit etwas in Erfahrung bringen. Und ebensowenig wird jemand aus jenen Kreisen zu wissen bekommen, was ich getrieben habe, während ich mich hier unter diesen aufhielt.«

Ein ihm völlig neues Gefühl der Befreiung von allem Vergangenen überkam ihn unter

diesen einfachen Wesen, denen er unterwegs begegnete, und die ihm so ganz anders erschienen als die Menschen seiner Moskauer Kreise. Je gröber das Volk war, je weniger Anzeichen von Zivilisation er wahrte, desto freier fühlte er sich. Stawropol, das er passieren mußte, wirkte förmlich verletzend auf ihn. Die Ladenschilder, darunter selbst solche mit französischer Aufschrift, die Damen in den Equipagen, die Droschken auf den Plätzen, der Boulevard und der Herr im Mantel und Hut, der auf dem Boulevard spazieren ging und die Durchreisenden musterte – alles das berührte ihn höchst peinlich.

»Vielleicht kennen diese Leute jemanden von meinen Bekannten,« dachte er, und der Klub, der Schneider, die Karten, die vornehmen Salons fielen ihm wieder ein. Von Stawropol ab war dafür alles ganz nach seinem Herzen: wild, und überdies schön und kriegerisch. Und immer froher und froher ward Olenin zumute. Alle diese Kosaken und Postillone und Stationsaufseher erschienen ihm als

schlichte Menschenkinder, mit denen er ungewungen scherzen und plaudern konnte, ohne lange zu fragen, zu welcher Kaste sie gehörten. Sie alle gehörten doch zum Menschengeschlecht, das Olenin als solches unbewußt liebte, und alle benahmen sich gleich herzlich gegen ihn.

Noch im Gebiet der Donischen Kosaken hatten sie den Schlitten mit einem Wagen vertauscht; und hinter Stawropol wurde es schon so warm, daß Olenin ohne Pelz fuhr. Es war bereits Frühling – ein unerwarteter, froher Frühling für Olenin. Zur Nacht ließ man ihn nicht mehr fort aus den Kosakendörfern, und am Abend hieß es, es sei gefährlich zu reisen. Wanjuscha wurde ein bißchen ängstlich, und ein geladenes Gewehr lag stets im Wagen bereit. Olenin aber ward immer froher gestimmt. Auf einer Station erzählte der Vorsteher von einer grausigen Mordtat, die kurz vorher auf der Landstraße begangen worden sei. Ab und zu begegnete man bereits Bewaffneten.

»Hier fängt's also an!« sprach Olenin bei sich selbst und erwartete jeden Augenblick, die schneebedeckten Berggipfel zu sehen, von denen man ihm so viel erzählt hatte.

Eines Tages, gegen Abend, zeigte der Postillon, ein Tatar vom Stamme der Nogajer, mit der Peitsche nach den hinter den Wolken hervorlugenden Bergen. Olenin sah begierig hin, doch es war trüb, und die Wolken verhüllten die Berge zur Hälfte. Er sah etwas Graues, Weißes, Gezacktes, und so sehr er sich auch Mühe gab: er vermochte in dem Anblick der Berge, von denen er so viel gelesen und gehört hatte, nichts besonders Schönes zu entdecken. Er dachte bei sich, daß Berge und Wolken überall in der Welt ganz gleich aussähen, und daß die vielgerühmte Schönheit der Schneeberge genau so ins Reich der Einbildung gehöre, wie die Schönheit der Bachschen Musik, oder die Liebe zum Weibe, an die er nicht glaubte. Er war nun nicht mehr so gespannt auf die Bekanntschaft mit den Bergen. Tags darauf aber, ganz früh am Morgen, als die Kühle in

seinem Wagen ihn weckte, warf er wie zufällig einen Blick nach rechts. Der Morgen war völlig klar. Plötzlich sah er in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten – so weit schien es ihm im ersten Augenblick – die blendend weißen Bergriesen mit den zarten Umrissen und die gebrochene, scharf gezeichnete Grenzlinie zwischen ihren Gipfeln und dem dahinter liegenden Himmel. Und als er dann den ganzen weiten Abstand zwischen ihm selbst und den Bergen und dem Himmel, die ganze Massenhaftigkeit dieser Riesengipfel begriff und die Unendlichkeit ihrer Schönheit empfand, da erschrak er und glaubte, es sei eine Täuschung der Sinne, ein Traum. Er schüttelte sich, um zu erwachen, die Berge aber blieben unverändert.

»Was ist das? Was ist das dort?« fragte er den Postillon.

»Das sind die Berge,« versetzte der Nogajer gleichgültig.

»Auch ich sehe sie mir schon lange an,«
sagte Wanjuscha. »Wie schön das ist! Zu
Hause würden sie's nicht glauben!«

Die schnelle Bewegung des Wagens auf der ebenen Straße bewirkte, daß die Berge, deren Gipfel vom rosigen Lichte der aufgehenden Sonne übergossen waren, am Horizonte hinzulaufen schienen. Anfangs riefen die Berge in Olenin nur ein gewisses Erstaunen hervor, dann empfand er bei ihrem Anblick etwas wie Freude; und je länger er auf diese Kette von Schneebergen hinschaute, die nicht aus anderen, dunkleren Bergen, sondern unmittelbar aus der Steppe hervorwuchs und über ihr hinlief, desto tiefer drang er in das Wesen dieser Schönheit ein, und er *fühlte* die Berge. Von diesem Augenblick an nahm alles, was er nur sah, alles, was er dachte, alles, was er fühlte, für ihn den neuen, streng majestätischen Charakter der Berge an. Alle seine Moskauer Erinnerungen, alle Scham und Reue, alle törichte Schwärmereien vom Kaukasus schwanden in nichts zusammen, um nie

wiederzukehren. »Jetzt hat es begonnen,« sprach gleichsam eine feierliche Stimme in ihm. Die Straße, und die in der Ferne sichtbare Tereklinie, und die Kosakendörfer, und die Bevölkerung – alles das erschien ihm jetzt nicht mehr in einem harmlosen Lichte. Er blickt zum Himmel empor und denkt: die Berge! Er sieht sich selbst, sieht Wanjuscha an und denkt wieder an die Berge. Dort reiten zwei Kosaken daher; die Gewehre in den Futteralen hüpfen auf ihren Rücken gleichmäßig auf und nieder, während die braunen und grauen Beine der beiden Pferde wirr durcheinanderlaufen; er aber sieht nichts weiter als die Berge ... Jenseits des Terek steigt der Rauch über einem Aul (Dorf) in die Höhe, aber die Berge ... Die Sonne geht auf und spiegelt sich in den Fluten des Terek, die hinter dem Schilfrohr hindurchschimmern – aber die Berge ... Aus einem Kosakendorfe kommt ein Wagen angerasselt, Frauen, hübsche junge Frauen, gehen vorüber – aber die Berge ... Abreken sprengen über die Steppe dahin – – und ich fahre hier und fürchte sie nicht, ich habe

mein Gewehr, meine Kraft, meine Jugend –
aber die Berge ...

4.

Jener ganze, etwa achtzig Werst lange Teil der Tereklinie, in dem die Dörfer der Bergkosaken liegen, trägt bezüglich der Örtlichkeit wie der Bevölkerung einen gleichmäßigen Charakter. Der Terek, der die Kosaken von den Bergbewohnern trennt, fließt trüb und rasch dahin; er ist hier schon breit und ruhig und schwemmt beständig einen grauen Sand an dem niedrigen, mit Schilf bewachsenen rechten Ufer an, während er das steile, wenn auch nicht allzu hohe linke Ufer unterspült und die Wurzeln der dort wachsenden hundertjährigen Eichen, der modernden Platanen und des jungen Unterholzes bloßlegt. Auf dem rechten Ufer liegen ruhige, wenn auch noch nicht völlig friedliche Auls; am linken Ufer, eine halbe Werst vom Flußlauf entfernt, sind in Abständen von sieben bis acht Werst die Kosakendörfer verteilt. In früherer Zeit hatte die Mehrzahl dieser Dörfer dicht am

Ufer gelegen; aber der Terek, der sein Bett von Jahr zu Jahr weiter von den Bergen weg nach Norden verlegte, hatte sie öfters überschwemmt, und jetzt sah man dort nur noch dicht überwucherte alte Hausruinen, Obstbäume, Pyramidenpappeln und Gemüsegärten, in denen zwischen den Gemüsen Brombeersträucher und verwilderte Weinstöcke wucherten. Kein Mensch wohnte jetzt mehr dort drüben, man sah im Sande nur die Spuren der Hirsche, Wölfe, Hasen und Fasanen, die sich an diesen Stätten mit Vorliebe aufhielten.

Von Dorf zu Dorf zieht sich ein Weg hin, der schnurgerade wie die Bahn einer Geschützkugel durch den Wald gehauen ist. An dem Wege liegen die Wachthäuser, in denen die Kosaken stationiert sind; zwischen den Wachthäusern, auf den Wachttürmen, sind die Posten ausgestellt. Nur ein schmaler, etwa dreihundert Faden breiter Streifen fruchtbaren Waldbodens bildet den Grundbesitz der Kosaken. Nördlich davon beginnen die Sanddünen

der Nogajschen oder Mosdokschen Steppe, die sich in nördlicher Richtung weithin ausdehnt und Gott weiß wo in die Truchmenische, Astrachansche und Kirgis-Kaissakische Steppe übergeht. Südwärts, jenseits des Terek, erhebt sich die große Tschetschnja, weiterhin der Kotschkalossowsche Bergrücken, die Schwarzen Berge, noch irgendein Bergrücken und endlich die Schneeriesen, die noch nie ein Mensch bestiegen hat. In diesem fruchtbaren, waldigen und von üppigem Pflanzenwuchs bestandenen Landstrich lebt seit undenklichen Zeiten eine kriegerische, stattliche und wohlhabende russische Bevölkerung, die sich zum altgläubigen Sektierertum bekennt, unter dem Namen der Grebenischen oder Bergkosaken.

Vor langer, langer Zeit waren ihre Vorfahren um des Glaubens willen aus Rußland geflüchtet und hatten sich jenseits des Terek mitten unter den Tschetschenzen auf dem Grebenj, dem ersten Höhenzug der waldigen Großen Tschetschnja, angesiedelt.

Im Zusammenleben mit den Tschetschenzen hatten die Kosaken sich mit letzteren vermischt und die Gebräuche, die Lebensweise und die Sitten der Bergbewohner angenommen; doch hatten sie die russische Sprache und den alten Glauben in ihrer ganzen ursprünglichen Reinheit bewahrt. Eine Überlieferung, die bis auf den heutigen Tag unter den Kosaken lebendig ist, besagt, daß Zar Iwan der Schreckliche an den Terek gekommen sei, die Ältesten vom Grebenj zu sich zu berufen, ihnen diesseits des Flusses Land geschenkt, sie zu friedlichem Zusammenhalten ermahnt und ihnen versprochen habe, sie würden weder zur Unterwerfung noch zu einem Glaubenswechsel gezwungen werden. Bis auf den heutigen Tag glauben verschiedene Kosakenfamilien mit den Tschetschenzen verwandt zu sein, und die Liebe zur Freiheit, zum Müßiggang, zu Raub und Krieg bilden die Hauptzüge ihres Charakters. Der Einfluß Rußlands macht sich bei ihnen in recht mißliebiger Weise geltend: durch Beeinflussung der Wahlen,

durch Wegnahme der Kirchenglocken und durch die Lasten, die mit der militärischen Besetzung des Landes und den Truppendurchzügen verbunden sind. Der Kosak haßt, einer inneren Stimme folgend, den »Dschigit« aus den Bergen, der seinen Bruder getötet hat, weniger als den Soldaten, der bei ihm im Quartier liegt und sein Dorf beschützen soll, ihm jedoch die Hütte mit seinem Tabak vollqualmt. Er achtet den Bergbewohner, der sein Feind ist, verachtet dagegen den Soldaten, der ihm ein Fremder, ein Bedrucker ist. Der gewöhnliche Russe ist in den Augen des Kosaken im Grunde genommen ein ungesittetes, verächtliches Geschöpf. Muster dieser Art hat er in den russischen Hausierern kennengelernt, die gelegentlich bei ihm vorsprechen, sowie in den kleinrussischen Ansiedlern, die von den Kosaken geringschätzig »Schopfträger« genannt werden. Seine schmucke Kleidung hat der Kosak vom Tscherkessen übernommen. Die besten Waffen bekommt er von den Bergbewohnern, die schönsten Pferde kauft oder stiehlt er in ihrem Aul.

Der richtige, schneidige Kosak spielt sich gern als Kenner des Tatarischen auf, und ist er in der rechten Stimmung, so spricht er selbst mit seinesgleichen tatarisch. Gleichwohl hält dieses christliche Völkchen, das in jenen Erdenwinkel versprengt ward und rings von halbwilden mohammedanischen Stämmen und Soldaten umgeben ist, sich für hochzivilisiert und erkennt einzig den Kosaken als Vollmenschen an; auf alles übrige blickt es geringschätzig von oben herab. Der Kosak verbringt seine Zeit zum größten Teil in den Wachthäusern, auf Streifzügen, auf der Jagd oder beim Fischfang. Häusliche Arbeit verrichtet er fast niemals. Sein Aufenthalt im Dorfe ist eine Ausnahme von der Regel; ist er dort, so verbringt er seine Zeit auf höchst vergnügte Weise. Jeder Kosak hat seinen eigenen Weingarten, und die Neigung zum Trunke ist nicht sowohl ein allen anhaftendes Laster, als vielmehr ein Brauch, dessen Nichtbeachtung als Abtrünnigkeit gelten würde. Das Weib betrachtet der Kosak als das Werkzeug, das

seinen Wohlstand schafft; nur dem Mädchen gestattet er müßig zu gehen, die verheiratete Frau muß von Anfang an bis ins hohe Alter hinein für ihn arbeiten, und wie der Orientale verlangt er von ihr Gehorsam und Fleiß. Die Folge einer solchen Auffassung ist, daß das Weib, das sich bei seiner Beschäftigung leiblich und sittlich kraftvoll entwickelt, bei aller äußeren Unterordnung doch, wie überhaupt im Orient, weit mehr Einfluß und Ansehen in der Häuslichkeit besitzt als das Weib des Westens. Der Ausschluß der Frau vom öffentlichen Leben und ihre Gewöhnung an schwere Männerarbeit verleiht ihr um so größeres Gewicht im häuslichen Betriebe. Der Kosak, der es für unpassend hält, in Gegenwart Fremder mit seiner Frau ein freundliches oder auch nur ein überflüssiges Wort zu reden, empfindet unwillkürlich ihre Überlegenheit, sobald er mit ihr unter vier Augen zusammen ist. Das ganze Haus, das ganze Vermögen, die ganze Wirtschaft ist durch die Frau erworben und wird einzig durch ihre Arbeit und Fürsorge zusammengehalten. Obschon

der Kosak fest davon überzeugt ist, daß die Arbeit für einen Kosaken eine Schmach ist und sich nur für den nogajischen Knecht und für die Frau ziemt, hat er doch das unbestimmte Gefühl, daß alles, was er genießt, und was er sein nennt, ein Erzeugnis ihrer Arbeit ist, und daß es in der Macht der Frau, sei es seine Mutter oder seine Gattin, liegt, ihn alles dessen zu berauben, was ihm Genuß bereitet. Überdies hat die beständige schwere Männerarbeit und die ihr anvertraute Sorge um das ganze Hauswesen der Frau des Grebenj-Kosaken einen ganz besonders selbständigen, mannhaften Charakter verliehen und ihre körperliche Kraft, ihr gesundes Urteil, ihre Entschlossenheit und Charakterfestigkeit in überraschender Weise entwickelt. Die Frauen sind zum größten Teil stärker, klüger und stattlicher als die Männer. Die Schönheit der grebenjschen Frau fällt namentlich dadurch auf, daß sie den reinsten tscherkessischen Gesichtstypus mit dem breiten und kräftigen Körperbau der Frau aus dem Norden verbindet. Die Kosakenfrauen

tragen tscherkessische Kleidung: das lange tatarische Hemd, den Beschmet (Obergewand) und die Tschuwjaks (tatarische Schuhe); doch binden sie sich nach russischer Sitte Kopftücher um. Prunk, Sauberkeit und Schönheit in Kleidung und Wohnungsausstattung sind für sie ein unabweisliches Lebensbedürfnis. Im Verkehr mit den Männern genießen die Frauen, besonders aber die Mädchen, große Freiheit. Das Dorf Nowomlinsk galt als der Stammsitz des grebenjschen Kosakentums. Dort haben sich die Sitten der alten Grebenjzer reiner als sonstwo erhalten, und die Frauen dieses Dorfes waren von jeher ihrer Schönheit wegen im ganzen Kaukasus berühmt. Die Mittel zum Unterhalt der Kosaken liefern die Wein- und Obstgärten, die Melonen- und Kürbispflanzungen, der Fischfang, die Jagd, der Anbau von Mais und Hirse und die Kriegsbeute.

Das Dorf Nowomlinsk liegt etwa drei Werst vom Terek entfernt und ist durch einen dichten Wald von ihm getrennt. Auf der einen Seite des Weges, der durch das Dorf

führt, zieht sich der Fluß hin, auf der andern Seite liegen üppig grünende Wein- und Obstgärten, hinter denen die Sanddünen der Nogajschen Steppe sichtbar werden. Das Dorf ist mit einem Erdwall und einer stacheligen Dornenhecke umgeben. Hohe, auf Pfeilern ruhende Torwege mit kleinen, schilfgedeckten Dächern bezeichnen die Einfahrt ins Dorf und die Ausfahrt aus ihm, und neben dem Torweg steht auf einer Holzlafette eine Kanone, ein unförmliches Ding, das die Kosaken irgendeinmal irgendwo erobert haben, aus dem aber seit hundert Jahren kein Schuß abgegeben wurde. Ein Kosak in voller Ausrüstung, mit Säbel und Gewehr, steht zuweilen neben dem Torweg auf Posten, zuweilen auch nicht; das eine Mal macht er vor dem vorübergehenden Offizier Front, das andre Mal nicht. Unter dem Dache des Torwegs steht auf einem weißen Täfelchen mit schwarzer Farbe geschrieben: »266 Häuser, 897 Seelen männlichen Geschlechts, 1012 Seelen weiblichen Geschlechts.« Die Häuser der Kosaken ruhen alle auf Pfählen, eine Elle hoch oder mehr über der Erde; sie

sind sauber mit Schilfrohr gedeckt und mit hohen Giebelbalken versehen. Alle sind, wenn nicht neu, so doch gut im Stande und sauber, mit mannigfach geformten Treppen und Aufgängen. Sie sind nicht eng aneinandergereiht, sondern bilden in geräumiger, malerischer Lage breite Straßen und Gassen. Vor den hellen, großen Fenstern vieler Häuser ragen hinter den Zäunen dunkelgrüne Pappeln und zartbelaubte Akazien in duftig weißer Blütenpracht über die Dächer empor; grell schimmernde gelbe Sonnenblumen wachsen ebenda zwischen rankenden Weinreben und Winden. Auf dem geräumigen Marktplatze sieht man drei Läden mit Schnittwaren, Sämereien, Johannisbrot und Pfefferkuchen, und hinter einer hohen Pallisade und einer Reihe alter Pappeln erhebt sich, länger und höher als alle übrigen Häuser, das mit zweiflügeligen Fenstern versehene Haus des Regimentskommandeurs. Nur wenige Menschen sieht man an den Wochentagen, zumal im Sommer, in den Straßen des Dorfes. Die Kosaken sind im Dienst, in den

Wachthäusern und auf Streifzügen; die Alten sind auf die Jagd, auf den Fischfang oder mit den Weibern zur Arbeit in die Gärten gegangen. Nur die Allerältesten, die Kinder und die Kranken bleiben daheim.

5.

Es war einer jener ganz besonderen Abende, wie sie nur im Kaukasus vorkommen. Die Sonne war hinter die Berge gesunken, doch war es noch hell. Das Abendrot bedeckte wohl ein Drittel des Himmels, und von seinem lichten Hintergrund hoben sich die mattweißen Massen der Schneeberge scharf und deutlich ab. Die Luft war dünn, unbewegt, wie akustisch gestimmt. Der tiefe Schatten der Berge fiel in einer Länge von etlichen Werst auf die Steppe. In der Steppe, jenseits des Flusses, auf den Wegen, überall war es still und leer. Wenn einmal da oder dort eine Gruppe von Reitern auftauchte, blickten auch schon die Kosaken aus dem Wachthause und die Tschetschenzen aus dem Aul voll Verwunderung und Neugier nach ihnen hin und suchten zu erraten, wer die verdächtigen Leute wohl sein mögen. Sobald es Abend geworden, ziehen sich die Menschen aus Furcht voreinander in ihre

Wohnungen zurück, und nur das Raubtier und der Vogel schweifen frei, ohne den Menschen zu fürchten, durch die Einöde. Unter munterem Geplauder eilen die Kosakenfrauen aus den Weingärten, wo sie die Ranken angebunden haben, noch vor Sonnenuntergang heim. In den Gärten, wie in der ganzen Umgegend, wird es einsam; im Dorfe dagegen herrscht um diese Stunde ein lebendiges Treiben. Von allen Seiten ziehen die Leute zu Fuß, zu Pferde oder auf knarrenden Wagen dem Dorfe zu. Die Mädchen eilen in aufgeschürzten Hemden, mit Gerten in der Hand, fröhlich schwatzend nach dem Tor, dem Vieh entgegen, das in einer Wolke von Staub und Mücken, die ihm aus der Steppe folgen, dicht gedrängt heranzieht. Die satten Kühe zerstreuen sich in den Straßen, und die Kosakenmädchen in den bunten Beschemts laufen zwischen ihnen hin und her. Man hört ihr lautes Gespräch, ihr munteres Lachen und Kreischen, und zwischendurch tönt das Brüllen des Viehs. Dort kommt hoch zu Pferde ein Kosak in Feldausrüstung, der sich Urlaub erbeten

hat, vom Wachthause her nach seiner Hütte, neigt sich zum Fenster und klopft daran. Auf dieses Zeichen erscheint sogleich der hübsche Kopf einer jungen Kosakin, und man hört sie beide lachen und vertraulich miteinander sprechen. Da kommt ein zerlumpter nogajischer Knecht mit scharf vorspringenden Backenknochen auf einem Wagen herangefahren: er hat Schilfrohr in der Steppe geholt, fährt den kreischenden Wagen auf den sauberen großen Hof des Jessauls (Hauptmanns), nimmt den die Köpfe bewegenden Ochsen das Joch ab und ruft dem Hausherrn auf tatarisch irgend etwas zu, worauf jener ihm in derselben Sprache antwortet. An der Pfütze, die fast die ganze Straße einnimmt, und neben der die Dorfleute schon seit vielen Jahren mühsam an den Zäunen entlang dahergekrochen sind, geht eine barfüßige Kosakin mit einer Tracht Holz auf dem Rücken behutsam vorüber; sie hebt dabei ihr Hemd über die weißen Waden empor, und ein von der Jagd heimkehrender Kosak ruft ihr scherzend zu: »Heb's doch noch höher auf, Schamlose!« und er legt auf sie

an; die Kosakin läßt das Hemd los, und zugleich fällt ihr das Holz auf die Erde. Ein alter Kosak mit aufgestreiften Hosen und offener, grauhaariger Brust kehrt vom Fischfang zurück, über der Schulter ein Netz mit noch zappelnden, silberglänzenden Heringen; um es näher zu haben, klettert er über den verfallenen Zaun des Nachbars, bleibt dabei mit seinem Kittel am Zaune hängen und zerreißt sich ihn. Dort schleppt ein Weib einen trockenen Ast, und um die Ecke erschallen die Schläge einer Axt. Die Kosakenkinder kreischen beim Kreiselspiel, das sie überall auf der Straße, wo nur ein ebener Fleck ist, betreiben. Um sich ein Stück Weges zu sparen, klettern die Weiber über die Zäune. Aus allen Schornsteinen steigt der scharfduftende Rauch des getrockneten Kuhdüngers, der zum Heizen verwandt wird. Auf jedem Hofe erschallt verstecktes Lärmen, das der stillen Nacht vorausgeht.

Mutter Ulitka, die Frau des Fähnrichs und Schulmeisters, ist ebenso wie die übrigen Weiber nach dem Hoftor gegangen und

erwartet das Vieh, das ihre Tochter Marianka auf der Straße herantreibt. Kaum hat sie noch das Tor geöffnet, als auch die riesige Büffelkuh, von den Mücken gefolgt, sich brüllend hindurchdrängt; hinter ihr her folgen langsam die satten Kühe, schauen mit den großen Augen die ihnen bekannte Hausfrau an und schlagen sich mit dem Schwänze in gleichmäßigem Takte die Lenden. Die schlanke, hübsche Marianka durchschreitet das Tor, wirft die Gerte fort, schließt den Heckenzaun wieder ab und läuft, so rasch sie kann, mitten unter das Vieh, jagt es auseinander und treibt es im Hofe umher. »Zieh doch die Schuhe aus, du Teufelsmädchen, du hast sie ganz schief gelaufen!« ruft die Mutter laut. Marianka fühlt sich durch die Bezeichnung »Teufelsmädchen« durchaus nicht gekränkt, sie nimmt das Wort vielmehr als Kosenamen und fährt munter in ihrer Beschäftigung fort. Ein Tuch verhüllt Mariankas Gesicht; sie trägt ein rosa Hemd und einen grünen Besmet. Sie verschwindet unter dem Schutzdach des Hofes hinter dem feisten, stattlichen Vieh,

und man hört nur noch von den Ständen her ihre Stimme, die der Büffelkuh zärtlich zuredet: »Nun steh doch endlich still! Seh' nur einer an! Ruhig, Mütterchen! ...« Bald darauf geht das Mädchen mit der Alten aus dem Kuhstall nach der Milchammer, und jede von ihnen trägt einen großen Topf mit Milch – den Ertrag des heutigen Tages. Aus dem Lehmshornstein der Milchammer steigt alsbald der Rauch des Kuhdüngers empor, die Milch wird in Kaimak Ein dem Kefir ähnliches Getränk. umgekocht; das Mädchen schürt das Feuer, und die Alte begibt sich ans Hoftor zurück.

Dämmerung hüllt bereits das Dorf ein. Überall duftet es nach dem Grün der Gärten, nach dem Vieh, dem Rauch des verbrannten Kuhdüngers. An den Hoftoren und auf den Straßen laufen überall Kosakenweiber umher, die in den Händen glühende Lämpchen zum Feueranmachen tragen. Auf den Höfen hört man das Schnaufen und ruhige Wiederkäuen des Viehs, das nun abgemolken ist, und Frauen-

und Kinderstimmen lassen sich mit gegenseitigem Zuruf vernehmen.

Eine der Kosakenfrauen, ein altes, hochgewachsenes Weib von männlichem Aussehen, kommt vom gegenüberliegenden Hofe zu Mutter Ulitka heran und bittet sie um Feuer; in der Hand hält sie ein Läppchen.

»Na, Mütterchen, seid ihr fertig?« sagt sie.

»Das Mädchen kocht die Milch. Willst wohl Feuer haben?« spricht Mutter Ulitka, ganz stolz darauf, daß sie der anderen gefällig sein kann.

Die beiden Kosakenfrauen gehen ins Haus; die groben, an das Hantieren mit kleinen Gegenständen nicht gewöhnten Hände nehmen zitternd den Deckel von einem kostbaren Schächtelchen mit Zündhölzern ab, die im Kaukasus eine Seltenheit sind. Die Kosakenfrau mit dem männlichen Aussehen setzt sich auf einen Schemel – sie

hat offenbar die Absicht, ein wenig zu plaudern.

»Dein Mann ist wohl in der Schule, Mutter?« fragt die Besucherin.

»Immerzu unterrichtet er die Kinder, Mutter. Er schrieb, er werde zum Fest herkommen,« antwortete die Fähnrichsfrau.

»Er muß ein recht kluger Mensch sein ... wirkt viel Gutes!«

»Ja, das tut er wohl.«

»Und mein Lukaschka ist im Wachthaus und darf nicht nach Hause,« sagt die Besucherin, obschon die Fähnrichsfrau das längst weiß. Die andere hat das Bedürfnis, von ihrem Lukaschka zu sprechen, den sie eben erst zum Dienst im Wachthause abgegeben hat, und den sie mit Marianka, der Fähnrichstochter, verheiraten möchte.

»Er hat Dienst im Wachthause?« fragt Mutter Ulitka.

»Ja, Mutter, seit dem Feiertag ist er nicht dagewesen. Neulich hab' ich ihm durch Fomuschkin Hemden geschickt. Es gefällt ihm dort, die Vorgesetzten sind mit ihm zufrieden. Sie sind jetzt wieder auf einem Streifzug gegen die Abreken, sagt er. Und Lukaschka ist wohl und munter, sagt er.«

»Nun, Gott sei Dank,« sagt die Fähnrichsfrau. »Ein ›Greifer‹ mit einem Wort.«

Lukaschka hatte den Beinamen »Greifer« für sein mutiges Verhalten bekommen – er hatte nämlich einmal einen ertrinkenden Kosakenjungen beim Schopf ergriffen und aus dem Wasser gezogen. Die Fähnrichsfrau gebrauchte das Wort, um der Mutter Lukaschkas etwas Angenehmes zu sagen.

»Ja, ich danke Gott, Mutter, es ist ein guter Sohn; ein wackerer Bursche, alle loben ihn,« sagt Lukaschkas Mutter. »Ich möchte ihn nur noch verheiratet sehen, dann will ich ruhig sterben.«

»Nun, gibt's denn so wenig Mädchen im Dorfe?« versetzte die Fähnrichsfrau pfiffig, während sie mit den runzeligen Händen sorgsam den Deckel auf die Zündholzschachtel legte.

»Eine Menge gibt es, gewiß,« bemerkte Lukaschkas Mutter und nickte mit dem Kopfe. »Aber ein Mädchen, wie deine Marianuschka, findet man im ganzen Regiment nicht zum zweitenmal.«

Die Fähnrichsfrau kennt die Absicht von Lukaschkas Mutter, und obschon Lukaschka ihr ein ganz wackerer Kosak zu sein scheint, sucht sie diesem Gespräche doch auszuweichen, weil sie erstens einmal die Fähnrichsfrau und obendrein reich ist, während Lukaschka der Sohn eines einfachen Kosaken und eine Waise ist. Zweitens möchte sie sich von ihrer Tochter nicht gar zu früh trennen, und endlich drittens erfordert es der Anstand, daß sie in der Sache keine Eile zeige.

»Nun ja, Marianuschka wird heranwachsen, wird ein großes Mädchen werden,« spricht sie zurückhaltend.

»Ich schicke die Brautwerber – ja, ich schicke sie! So wie wir erst die Gärten abgeerntet haben, treten wir vor dich hin, um uns vor deiner Gnaden zu verneigen –« spricht Lukaschkas Mutter. »Wir kommen auch, um uns vor Ilja Wassiljewitsch zu verneigen.«

»Was hat mein Ilja da zu sagen!« sagt die Fähnrichsfrau selbstbewußt – »mit mir muß geredet werden. Alles hat seine Zeit.«

Lukaschkas Mutter sieht an dem strengen Gesichtsausdruck der Fähnrichsfrau, daß es nicht ratsam ist, das Thema jetzt noch weiter zu behandeln; sie setzt daher ihr Läppchen mit dem Zündholz in Brand und sagt, während sie sich von ihrem Platze erhebt: »Vergiß es nicht, Mutter, denk an meine Worte! Ich muß jetzt gehen und die Milch aufkochen,« fügt sie hinzu.

Als sie, das brennende Lämpchen in der ausgestreckten Hand hin und her schwenkend, über die Straße schritt, begegnete ihr Marianka, die sie grüßte.

»Ein prächtiges Mädchen, ein arbeitsames Mädchen,« denkt sie, die schmucke Dirne betrachtend. »Was soll die noch viel wachsen? 's ist Zeit, daß sie heiratet und in ein gutes Haus kommt, mein Lukaschka muß sie haben.«

Auch Mutter Ulitka hat ihre Sorgen, sie hat sich auf die Schwelle gesetzt und sitzt und sitzt da, in tiefes Nachdenken versunken, bis die Tochter sie ins Haus ruft.

6.

Die männliche Bevölkerung des Dorfes verbringt ihre Zeit auf Streifzügen und auf den Wachthäusern oder »Posten«, wie die Kosaken sagen. Eben jener Lukaschka der »Greifer«, von dem die beiden Alten im Dorfe gesprochen hatten, stand kurz vor Anbruch der Nacht auf dem Wachturm des Postens von Nischne-Protozk. Dieser Posten lag dicht am Ufer des Terek. Mit den Ellenbogen auf die Umgitterung des Wachturmes gestützt, blickte er bald, die Augen zusammenkneifend, in die Ferne über den Terek, bald hinab zu seinen Kameraden, den Kosaken, und wechselte ab und zu ein paar Worte mit ihnen. Die Sonne näherte sich schon dem schneebedeckten Bergrücken, der in blendendem Weiß über den gekräuselten Wolkenmassen schimmerte. Die Wolken, die seinen Fuß umwogten, nahmen mehr und mehr dunkle Schattentöne an. Die Luft nahm, wie stets gegen Abend, an

Durchsichtigkeit zu. Aus dem dicht
verwachsenen Walde wehte es frisch
herüber, um den Posten selbst jedoch war es
noch heiß. Die Stimmen der plaudernden
Kosaken klangen heller und blieben
gleichsam in der Luft hängen. Der braune,
raschfließende Terek hob sich mit seiner
ganzen beweglichen Wassermasse immer
schärfer von den unbeweglichen Ufern ab.
Er begann zu fallen, da und dort sah man
den feuchten braunen Sand an den Ufern
und Sandbänken. Gerade dem Wachthause
gegenüber, auf dem jenseitigen Ufer, war
alles still und einsam; nur das niedrige
Schilfrohr zog sich in endloser
Einförmigkeit bis dicht an die Berge hin.
Ein wenig seitwärts sah man an dem
niedrigen Ufer die Lehmhäuser, die flachen
Dächer und trichterförmigen Schornsteine
eines Tschetschenzen-Auls. Die scharfen
Augen des Kosaken auf dem Wachturme
verfolgten im abendlichen Rauche des
friedlichen Auls die beweglichen Gestalten
der von ferne sichtbaren
Tschetschenzenweiber in ihren blauen und
roten Kleidern.

Stündlich mußten die Kosaken darauf gefaßt sein, daß die Abreken den Fluß überschritten und sie überfielen, was zumal im Mai leicht geschehen konnte, da der Wald am Terek um diese Zeit so dicht ist, daß ein Fußgänger darin nur mit Mühe vorwärtskommt und der Fluß so seicht hinfließt, daß er an verschiedenen Stellen in einer Furt passiert werden kann. Vor zwei Tagen bereits war ein Kosak mit einem Zirkular des Regimentskommandeurs angesprengt gekommen, in dem mitgeteilt wurde, daß nach den Bekundungen der Spione eine acht Mann starke Bande den Terek überschreiten wolle und darum ganz besondere Wachsamkeit geboten sei. Dennoch befließigte man sich auf den Posten durchaus keiner besonderen Vorsicht. Die Kosaken lagen ganz so wie zu Hause dem Fischfang und der Jagd ob oder zechten lustig, keiner dachte daran, sein Pferd zu satteln oder seine Waffen bereit zu halten. Nur das Pferd des Wachthabenden erging sich gesattelt, mit gekoppelten Beinen, im Schlehengebüsch am Waldrand, und der Kosak auf dem Wachturm trug

seine Tscherkeska (Jacke) nebst Säbel und Gewehr. Der Unteroffizier, ein hochgewachsener, hagerer Kosak mit ungewöhnlich langem Rücken und kurzen Beinen und Armen, saß mit aufgeknöpftem Beschmet auf der Erderhöhung vor dem Hause, hielt die Augen mit dem einem Vorgesetzten wohl anstehenden Ausdruck von Behäbigkeit und Langerweile geschlossen und stützte seinen Kopf bald mit der einen, bald mit der andern Hand. Ein bejahrter Kosak mit breitem, schwarzem, hier und da schon ergrauendem Vollbart, im bloßem Hemd, das mit einem schwarzen Riemen umgürtet war, lag dicht am Wasser und schaute lässig nach dem einförmig rauschenden, gewundenen Laufe des Terek. Die übrigen, gleichfalls von der Sonnenglut ermattet und halb nackt, spülten ihre Wäsche im Terek, oder flochten an einem Zaumzeug, oder lagen im heißen Sande am Ufer und summten ein Lied vor sich hin. Einer der Kosaken, ein Bursche mit magerem, von der Sonne ganz schwarz gebranntem Gesichte, lag, offenbar bis zur Sinnlosigkeit betrunken, auf dem Rücken

an jener Wand des Hauses, die zwei Stunden vorher noch im Schatten gelegen hatte, auf die aber jetzt brennend heiß die schrägen Strahlen der Abendsonne fielen.

Lukaschka, der auf dem Wachtturme stand, war ein hochgewachsener, hübscher Bursche von zwanzig Jahren, der seiner Mutter sehr ähnlich war. Sein Gesicht und seine ganze Statur brachten trotz der jugendlich eckigen Formen ein großes Maß von physischer und sittlicher Kraft zum Ausdruck. Obschon er erst vor kurzem bei der Truppe eingetreten war, verriet doch sein unternehmender Gesichtsausdruck und die ruhige Sicherheit seiner Haltung, daß er sich bereits jene mit Stolz gepaarte Strammheit angeeignet hatte, die allen waffentragenden Leuten eigen ist. Sein weiter Tscherkessenrock war da und dort zerrissen, die Mütze trug er nach Tschetschenzenart im Nacken, die Strümpfe waren bis unterhalb des Knies herabgelassen. Seine Kleidung war nicht eben reich, doch saß sie ihm vortrefflich, mit jenem besonderen Schick, den die

Kosaken den tschetschenzischen Dschigiten abgesehen hatten. Bei einem echten Dschigiten ist die gesamte Kleidung immer bequem, dabei zerlumpt und vernachlässigt; nur die Waffen sind reich und kostbar. Kleider und Waffen weiß der Dschigit stets so anzulegen, daß sie unter sich harmonieren und ihn als einen »ganzen Kerl« erscheinen lassen. Einem Kosaken oder einem Bergbewohner fällt das sogleich in die Augen. Lukaschka besaß, wie gesagt, diesen besonderen Schick des Dschigiten. Die gefalteten Hände im Nacken haltend und die Augen zusammenkneifend, spähte er unverwandt nach dem fernen Aul hinüber. Im einzelnen betrachtet, waren seine Gesichtszüge nicht schön; wer jedoch seine stattliche Haltung und sein kluges Gesicht mit den schwarzen Brauen im ganzen erfaßte, mußte unwillkürlich bekennen: »Ja, ein ganz prächtiger Bursche!«

»Seht doch, wie viel Weiber da im Aul herumwimmeln!« sprach er mit lauter Stimme, ohne sich an jemand im besondern

zu wenden, wobei er lässig die blendend weißen Zähne zeigte.

Nasarka, der unten lag, hob sogleich hastig den Kopf empor und bemerkte:

»Sie gehen wohl jetzt nach Wasser.«

»Man sollte sie mal durch 'nen Schuß erschrecken,« sagte Lukaschka mit spöttischem Lächeln, »die würden schön auseinanderfahren!«

»Das Gewehr trägt nicht so weit.«

»Meinst du? Meins trägt noch viel weiter. Sie werden nächstens Feiertag haben, dann geh' ich zu Girej-Chan auf Besuch und werde da Hirsebier trinken,« sagte Lukaschka und jagte ärgerlich die Mücken fort, die sich auf ihn gesetzt hatten.

Ein Rauschen im Dickicht erregte die Aufmerksamkeit der Kosaken. Ein scheckiger Hühnerhund-Bastard, der eine Spur verfolgte und eifrig mit dem haarlos

gewordenen Schweife wedelte, lief auf das Wachthaus zu. Lukaschka erkannte den Hund Onkel Jeroschkas, eines alten Jägers, der sein Nachbar war, und gewahrte gleich hinter ihm im Dickicht den Alten selber.

Onkel Jeroschka war ein Kosak von riesenhaftem Wuchse, mit dichtem, ganz weißem Vollbart und breiten Schultern. Im Walde, wo man ihn mit niemand vergleichen konnte, erschien er nicht eben groß, so sehr standen seine gewaltigen Gliedmaßen in harmonischem Verhältnis zueinander. Er trug einen zerrissenen, hochgeschürzten Kittel, an den Füßen eine Art Schuhe aus rohem Hirschfell, die nach Art von Fußlappen mit Schnüren festgebunden waren, und eine zerfetzte weiße Fellmütze. Auf dem Rücken trug er über der einen Schulter eine Art Schild mit einem darauf gemalten Tiere, der ihm beim Beschleichen des Fasanen gute Hilfe leistete, und einen Beutel mit einem Hühnchen zur Anlockung des Habichts; über der anderen Schulter trug er an einem Riemen eine erlegte Wildkatze; hinten am

Gürtel war ein kleiner Beutel mit Kugeln, Pulver und Brot, ferner ein Pferdeschweif zum Verscheuchen der Mücken, ein großer Dolch in durchlöcherter, mit eingetrocknetem Blut befleckter Scheide nebst zwei erlegten Fasanen befestigt. Als er das Wachthaus erblickte, machte er halt.

»Heda, Ljam!« rief er dem Hunde zu, mit einer so volltönenden Baßstimme, daß weithin im Walde ihr Echo erscholl. Dann warf er sein mächtiges Perkussionsgewehr, von den Kosaken »Flinta« genannt, über die Schulter und lüftete die Mütze.

»Wie geht's auf dem Posten, meine Lieben? He?« wandte er sich mit derselben vollen und fröhlichen Stimme an die Kosaken. Obschon er sich gar nicht anstrengte, sprach er doch so laut, als rede er mit jemand, der auf dem andern Flußufer stand.

»Gut geht es, Onkelchen, gut!« antworteten ihm von verschiedenen Seiten die munteren jungen Stimmen der Kosaken.

»Was gab's zu sehen? Erzähl' mal!« schrie Onkel Jeroschka, während er sich mit dem Ärmel seiner Tscherkeska den Schweiß von dem roten, breiten Gesichte wischte.

»Denk dir, Onkel: hier auf der Platane hat ein Habicht sein Nest! Jeden Abend sieht man ihn hier kreisen!« sagte Nasarka, wobei er vielsagend blinzelte und mit Fuß und Schulter zuckte.

»Was du sagst!« sprach der Alte ungläubig.

»s ist wahr, Onkel, du mußt ihn mal aufs Korn nehmen!« bekräftigte Nasarka nochmals mit spöttischem Lächeln.

Die Kosaken lachten hell auf. Der Spaßmacher Nasarka hatte gar keinen Habicht gesehen, es war jedoch bei den jungen Kosaken auf der Linie von jeher Brauch, den Onkel Jeroschka jedesmal, wenn er zu ihnen kam, zu necken und anzuführen.

»Ach, du Narr, du schwindelst ja!« rief Lukaschka vom Wachturm her zu Nasarka hinunter.

Nasarka schwieg sogleich still.

»Ja, dann will ich ihn eben mal aufs Korn nehmen,« ließ der Alte sich zum Vergnügen sämtlicher Kosaken vernehmen. »Und habt ihr nicht auch Wildschweine gesehen?«

»Ach was, Wildschweine gesehen!« sagte der Unteroffizier, der sehr zufrieden damit war, endlich ein bißchen Zerstreuung zu bekommen. Er wandte sich herum und kratzte mit beiden Händen seinen langen Rücken. »Wir haben hier auf Abreken zu lauern, nicht auf Wildschweine,« sagte er. »Hast du nichts von ihnen gehört, Onkel, wie?« fügte er hinzu, wobei er ohne Anlaß mit den Augen blinzelte und die dichtstehenden weißen Zähne zeigte.

»Abreken?« erwiderte der Alte – »nein, ich habe nichts gehört. Wie steht's denn, habt ihr nicht 'nen Schluck Wein da? Laß mich

mal trinken, mein Lieber! Man wird, weiß Gott, müde bei der Jägerei. Ich bring' dir auch frisches Wildbret, wart's ab – bring' dir wirklich welches! Gib schon her den Wein,« fügte er hinzu.

»Du willst also hier wirklich auf die Pirsch gehen?« fragte der Unteroffizier und tat, als habe er die Bitte des andern nicht gehört.

»Ja, das wollte ich wohl, so eine Nacht hindurch,« versetzte Onkel Jeroschka. »So Gott will, schieß' ich was zum Feste, dann sollst auch du etwas abhaben, wirklich!«

»Onkel! Heda, Onkel!« rief Luka laut von oben her, daß die Kosaken sich alle nach ihm umwandten – »geh doch mal nach dem oberen Durchfluß, dort haust ein starkes Rudel Wildschweine. Ich lüge nicht, weiß Gott! Vor ein paar Tagen hat einer von unsern Kosaken eins geschossen, ich sag' dir die Wahrheit,« fügte er hinzu, während er seine Büchse auf dem Rücken zurechtschob. Man hörte es am Tone seiner Worte, daß er nicht scherzte.

»Ah, da ist ja auch Lukaschka, der Greifer!« sagte der Alte und blickte hinauf.
»Wo war es, sagst du, daß er das Schwein geschossen hat?«

»Ganz dicht am Graben,« sagte Lukaschka.
»Und du hast nicht mal eins gesehen – bist wohl noch zu klein, Onkel! Wir gingen so am Graben hin, als es mit einem Mal durchs Gebüsch brach. Ich hatte meine Büchse im Futteral, Iljaska aber knallte drauf los ... Ich zeig' dir die Stelle, Onkel, es ist nicht weit dahin, wart' mal. Ich kenne die Fährte ganz genau, Alter! Onkel Mossew,« sagte er in bestimmtem, fast befehlendem Tone zum Unteroffizier – »es ist Zeit zur Ablösung!« Und ohne erst den Befehl abzuwarten, nahm er sein Gewehr auf und stieg vom Wachturm herab.

»Komm herunter!« sagte der Unteroffizier nachträglich und sah sich dann um. »Jetzt ist an dir die Reihe, nicht wahr, Gurka? Geh also! Ist ein fixer Bursche geworden, dein Lukaschka,« fuhr der Unteroffizier, zu dem

Alten gewandt, fort. »Ist immer unterwegs
– ganz wie du, hat keine Ruhe zu Hause!«

7.

Die Sonne war bereits untergegangen, und die Schatten der Nacht rückten rasch vom Walde her näher. Die Kosaken hatten ihren Wachtdienst beendet und sich zum Abendessen in der Stube versammelt. Nur der Alte, der immer noch auf den Habicht lauerte und von Zeit zu Zeit den am Bein angebundenen Bussard zupfte, war unter der Platane geblieben. Ein Habicht saß wohl auf dem Baume, stieß jedoch nicht auf das Hühnchen herab. Lukaschka brachte gemächlich auf dem Fasanensteig, im Dickicht des Dornengesträuchs, die Schlingen für den Fasanenfang in Ordnung und sang dabei ein Lied nach dem andern. Trotz seines mächtigen Wuchses und der großen, rauhen Hände ging ihm offenbar jede Arbeit, ob grob oder fein, rasch vonstatten.

»Heda, Luka!« vernahm er auf kurze Entfernung aus dem Gebüsch die

durchdringend schrille Stimme Nasarkas.
»Die Kosaken sind zum Abendbrot
gegangen!«

Nasarka drängte sich mühsam, mit einem lebenden Fasan unter dem Arm, durch das Dornengebüsch und gelangte auf den schmalen Waldpfad.

»O!« rief Lukaschka, der mit dem Singen aufgehört hatte – »woher hast du denn den Hahn? Der saß doch sicher in meiner Schlinge!«

Nasarka war im gleichen Alter wie Lukaschka und war ebenfalls erst seit dem Frühjahr bei der Truppe. Er war ein kleiner, häßlicher Mensch, hager und kränklich, mit einer kreischenden Stimme, die unangenehm im Ohr klang. Er war Lukas Nachbar und Spielkamerad gewesen. Lukaschka saß nach Tatarenart, mit gekreuzten Beinen, im Grase und band die Schlingen fest.

»Ich weiß nicht, wessen Schlinge es war, es kann wohl sein, daß sie dir gehörte,« sagte Nasarka.

»Hinter der Grube, nicht wahr – bei der Platane? Das war meine Schlinge, ich habe sie gestern gelegt.«

Lukaschka stand auf und besah sich den gefangenen Fasan. Er streichelte ihm den dunkelblauen Kopf, den der Hahn ganz erschrocken emporstreckte, während er gleichzeitig die Augen verdrehte. Dann nahm Lukaschka ihn zwischen beide Hände.

»Der gibt einen schönen Pilaw, schlachte und rupfe ihn!«

»Wollen wir ihn selber verzehren, oder soll auch der Unteroffizier etwas abbekommen?«

»Es wird wohl auch für ihn reichen.«

»Ich trau' mich nicht, ihn zu schlachten,«
sagte Nasarka.

»Gib her!«

Lukaschka holte ein kleines Messer unter seinem Dolch hervor und tat damit einen raschen Schnitt. Der Hahn begann sich zu sträuben, doch kam er nicht mehr dazu, die Flügel auszustrecken, denn schon bog sein blutiger Kopf sich zuckend zurück.

»So muß man's machen, siehst du!« sprach Lukaschka und warf den Hahn hin.

Nasarka blickte auf den Hahn, und ein Schauer überlief ihn.

»Hör' mal, Luka, der Teufelskerl schickt uns sicher wieder nach dem vorgeschobenen Posten,« sagte er, während er den Fasan aufnahm. Unter dem »Teufelskerl« verstand er den Unteroffizier. »Den Fomuschkin hat er nach Wein geschickt,« fuhr er dann fort, »der wäre sonst an der Reihe. Nacht für Nacht müssen

wir heran, immer wieder schickt er uns vor.«

Lukaschka ging pfeifend nach dem Wachthause zu.

»Nimm die Schnur da mit!« rief er.

Nasarka gehorchte.

»Ich sag's ihm aber heute, bei Gott, ich sag's ihm,« fuhr Nasarka fort. »Wir erklären einfach, wir gehen nicht, wir sind müde. Abgemacht! Oder sag' du es ihm – weiß Gott, er hört auf dich! Was soll denn das heißen, uns immer dahin zu schicken!«

»Was redest du da erst lange!« sagte Lukaschka, der offenbar an etwas anderes dachte. »Dummes Zeug! Ja, wenn wir so im Dorfe wären und über Nacht fort sollten – das wäre unangenehm! Dort hat man sein Vergnügen, aber hier? Ob man im Wachthause sitzt, oder auf dem vorgeschobenen Posten – das bleibt doch

ganz gleich! Was ist da noch groß zu reden
...«

»Wann gehst du wieder ins Dorf?«

»Zum Feiertag geh' ich hin.«

»Gurka erzählte, daß deine Dunaika es mit
Fomuschkin hält,« sagte Nasarka plötzlich.

»Hol' sie der Teufel!« antwortete
Lukaschka und wies dabei, ohne indes zu
lachen, seine dichten, weißen Zähne. »Als
ob ich keine andere fände!«

»Gurka erzählte, er sei zu ihr gekommen,
und ihr Mann sei nicht dagewesen. ›Mein
Fomuschkin,‹ erzählte er, ›saß da und aß
von einer Pastete.‹ Gurka saß ein Weilchen
und ging dann fort; und wie er am Fenster
vorübergeht, hört er, wie sie sagt: ›Gut, daß
er fort ist, mein Satan; willst du nicht noch
von der Pastete essen, lieber Schatz? Und
zu schlafen,‹ sagt sie, ›brauchst du auch
nicht zu Hause.‹ Und er sagt darauf: ›Gut,
meine Liebe!‹«

»Das hast du gelogen!«

»Es ist wahr, bei Gott!«

Lukaschka schwieg ein Weilchen.

»Hat sie einen anderen gefunden, dann hol' sie der Teufel!« sagte er dann. »Als ob's nicht Weiber genug gäbe! Sie war mir ohnedies schon zuwider.«

»Bist doch ein Mordskerl!« sagte Nasarka.
»Solltest mal bei Marianka, der Fährnrichstochter, anklopfen. Die scheint noch mit keinem zu gehen.«

Lukaschkas Blick verfinsterte sich.

»Was mach' ich mir aus Marianka! Eine ist wie die andere,« sagte er.

»Mach' dich mal an sie heran! ...«

»Rede doch nicht! Die oder eine andere – es gibt Mädchen genug im Dorfe!«

Pfeifend und Blätter von den Zweigen pflückend, schritt Lukaschka an der Kordonlinie entlang weiter. Plötzlich blieb er stehen: er hatte eine hübsche, gerade Gerte bemerkt, zog sein Messerchen hinter dem Dolche hervor und schnitt sie ab.

»Das gibt einen Ladestock,« sagte er und führte mit der Gerte einen pfeifenden Hieb durch die Luft.

Die Kosaken saßen in dem mit Lehm beworfenen Vorraum des Wachthauses um ein niedriges tatarisches Tischchen herum auf dem bloßen Boden, als plötzlich die Rede darauf kam, wer an der Reihe sei, den vorgeschobenen Posten zu beziehen.

»Wer ist heut' eigentlich dran?« rief einer der Kosaken durch die offene Tür des Wachthauses dem Unteroffizier zu.

»Ja, wer ist dran?« ließ der Unteroffizier sich vernehmen. »Onkel Burlak war schon dort, und ebenso Fomuschkin,« sagte er, seiner Sache nicht ganz sicher. »Vielleicht

geht ihr beide, du und Nasar,« wandte er sich an Luka. »Auch Jerguschow kann mitgehen, er hat jetzt wohl ausgeschlafen.«

»Der kann nie genug schlafen – ganz so wie du!« sagte Nasarka halblaut.

Die Kosaken lachten.

Jerguschow war jener Kosak, der betrunken an der Wand des Wachthauses geschlafen hatte. Er trat soeben, sich die Augen reibend und leicht schwankend, in den Flur.

Lukaschka war aufgestanden, um sein Gewehr nachzusehen.

»Brecht nur bald auf – eßt euer Abendbrot und geht!« sagte der Unteroffizier, offenbar nicht recht sicher, ob die Kosaken ihm auch gehorchen würden. »Wenn's nicht befohlen wäre, würde ich keinen hinschicken, doch ehe man sich's versieht, kann einem der Hauptmann auf den Hals kommen. Übrigens sollen acht Mann von den Abreken über den Fluß gesetzt sein.«

»Man wird wohl hingehen müssen,« sagte Jerguschow, »schon der Ordnung wegen. Da hilft mal nichts, die Zeiten sind eben danach. Ich sage also: gehen wir!«

Lukaschka saß da und führte eben mit beiden Händen ein großes Stück von seinem Fasan zum Munde, während er bald den Unteroffizier, bald Nasarka ansah. Er schien ganz gleichgültig gegen alles und lachte über die beiden. Noch waren die drei Kosaken nicht nach dem vorgeschobenen Posten abgegangen, als Onkel Jeroschka, der bis zum Einbruch der Nacht vergeblich unter der Platane gesessen hatte, den dunklen Flur betrat.

»Na, Kinder,« dröhnte sein Baß durch den niedrigen Flur, die Stimmen der anderen übertönend – »ich will mit euch gehen. Ihr könnt die Tschetschenzen totschießen, und ich will auf Wildschweine pirschen.«

8.

Es war bereits ganz dunkel, als Onkel Jeroschka und die drei Kosaken, in kurze Filzmäntel gehüllt, die Flinte über der Schulter, vom Wachthause aus am Terek entlang nach der Stelle gingen, die für den vorgeschobenen Posten ausersehen war. Nasarka hatte durchaus keine Lust zum Mitgehen, doch Luka ließ ihn hart an, und so machten sie sich rasch auf den Weg. Sie gingen schweigend einige Schritte, bogen dann seitwärts ab und kamen auf einem kaum sichtbaren schmalen Fußpfad durch das Schilfrohr ans Ufer des Terek. Hier lag ein dicker schwarzer Balken, den das Wasser angeschwemmt hatte; das Schilf rings um den Balken war frisch zertreten.

»Sollen wir uns hier auf die Lauer legen?« begann Nasarka.

»Wo denn sonst?« sagte Lukaschka. »Bleib hier sitzen, ich bring' nur den Onkel auf die

Wildschweinsfährte und bin gleich wieder zurück.«

»Ein guter Platz,« bemerkte Jerguschow –
»uns sieht man nicht, und wir können alles
sehen! Hier wollen wir bleiben – wirklich
ein sehr guter Platz!«

Nasarka und Jerguschow breiteten ihre
Filzmäntel aus und machten es sich hinter
dem Balken bequem, während Lukaschka
mit Onkel Jeroschka weiterging.

»Hier in der Nähe ist es, Onkel,« sagte
Lukaschka leise, während er unhörbar vor
dem Alten herschritt. »Ich zeige dir, wo sie
vorübergelaufen sind. Außer mir weiß es
niemand, Bruder.«

»Zeig's mir nur, Greifer – bist ein wackrer
Bursche,« entgegnete der Alte, gleichfalls
flüsternd.

Sie gingen ein paar Schritte weiter, dann
blieb Lukaschka stehen, bückte sich über
eine Pfütze und ließ einen Pfiff hören.

»Hier sind sie vorübergekommen, auf dem Wege zur Tränke, siehst du?« sagte er kaum hörbar, während er auf die frische Spur wies.

»Christus beschütze dich,« antwortete der Alte. »Der Eber wird jenseits des Grabens sein, in seinem Schlammloch,« fügte er hinzu. »Ich will hier sitzen bleiben, geh nur zurück!«

Lukaschka schob seinen Filzmantel höher und ging allein am Ufer entlang zurück, wobei er bald nach links, auf die Schilfwand, bald auf den zu seiner Rechten rauschenden Terek einen Blick warf.

»Auch sie werden hier irgendwo auf der Lauer liegen oder herumkriechen,« sagte er sich, im Geiste mit den Tschetschenzen beschäftigt.

Plötzlich hörte er im Wasser ein Rauschen und Plätschern: er fuhr zusammen und griff nach seiner Büchse. Vom Ufer her schoß ein Eber schnaubend an ihm vorüber: einen

Augenblick hob die schwarze Gestalt des Tieres sich von der schimmernden Oberfläche des Wassers ab, um dann im Schilfe zu verschwinden. Luka riß schnell das Gewehr empor und legte an, doch kam er nicht mehr zum Schusse: der Eber war bereits ins Dickicht entkommen.

Luka spuckte ärgerlich aus und ging weiter. Als er dem Posten nahekam, blieb er wieder stehen und pfiff leise. Ein Pfiff kam als Antwort zurück, und er trat zu den Kameraden hin.

Nasarka lag, die Knie an die Brust gezogen, auf der Erde und schlief bereits. Jerguschow saß mit untergeschlagenen Beinen da und rückte ein wenig zur Seite, um Lukaschka Platz zu machen.

»Wie hübsch es sich hier sitzt – wirklich ein guter Platz,« sagte er. »Hast du den Alten hingeführt?«

»Ich hab' ihm die Stelle gezeigt,« antwortete Lukaschka, während er seinen

Filzmantel ausbreitete. »Eben habe ich einen mächtigen Eber aufgescheucht, ganz dicht am Wasser. Es muß derselbe gewesen sein, den ich schon früher sah. Hast wohl gehört, wie er krachend durchs Dickicht brach?«

»Hab' wohl ein Geräusch gehört, und ich dachte mir gleich: da hat wohl Lukaschka ein Stück Wild aufgejagt,« sagte Jerguschow und hüllte sich dichter in seinen Mantel. »Ich möchte jetzt schlafen,« fügte er hinzu – »wecke mich, sobald die Hähne gekräht haben, ich löse dich dann ab. Ich will jetzt schlafen und ausruhen – dann kannst du schlafen, während ich wache ... So machen wir's, wie?«

»Ich will gar nicht schlafen, danke,« antwortete Lukaschka.

Die Nacht war dunkel, warm und windstill. Nur auf der einen Seite der Himmelswölbung schimmerten die Sterne; der andere, größere Teil des Himmels, nach dem Gebirge zu, war von einer einzigen

großen Wolke verhüllt. Die schwarze Wolke floß mit den Bergen in eins zusammen und zog langsam weiter, ohne daß der Wind sie trieb. Mit ihren ausgebuchteten Rändern hob sie sich scharf vom tiefblauen Sternenhimmel ab. Nur nach vorn hatte der Kosak einen freien Ausblick über den Terek und darüber hinaus in die Weite; hinter ihm und zu beiden Seiten stieg eine Wand von Schilfrohr empor. Zuweilen begann das Schilf, ohne sichtbare Ursache, zu wogen und zu rauschen. Von unten her gesehen, erschienen seine schwankenden Kolben am hellen Himmelsrande wie buschige Baumzweige. Dicht vor den Füßen hatten die Wachthabenden den Uferrand, unter dem der Fluß dahinrauschte. Weiterhin flimmerte die glänzende, bewegliche Masse der braunen Flut einförmig um die Sandbänke und Ufer. Noch weiter flossen dann Wasser, Ufer und Gewölk in undurchdringlichem Dunkel zusammen. Über die Oberfläche des Wassers zogen schwarze Schatten, die das geübte Auge des Kosaken als stromabwärts gehendes

Schwemmholz unterschied. Ab und zu nur erhellte ein Wetterleuchten, das sich in dem dunklen Wasser spiegelte, die Linie des gegenüberliegenden steilen Ufers. Die einförmigen Laute der Nacht, das Rauschen des Schilfes, das Schnarchen der Kosaken, das Summen der Mücken und das Rieselndes Wassers wurden nur selten durch einen fernen Schuß, durch das Glucksen eines vom Ufer losgelösten Erdklumpens, durch das Aufspringen eines großen Fisches oder ein Knacken und Rascheln im Dickicht, das von dem durchbrechenden Wilde herrührte, unterbrochen. Eine Eule flatterte plötzlich auf und flog am Terek entlang weiter, wobei sie jedesmal beim zweiten Flügelschlag mit dem einen Flügel über den andern hinstrich. Dicht über den Köpfen der Kosaken machte sie eine Wendung zum Walde hin und flog auf einen Baum zu, wobei sie nicht mehr erst bei jedem zweiten, sondern bei jedem einzelnen Flügelschlage die Flügel aneinander hinstreichen ließ. Nach langem Hinundherflattern ließ sie sich endlich auf einer alten Platane nieder. Bei jedem dieser

Laute spitzte der wachthabende Kosak die Ohren, kniff die Augen zusammen und tastete langsam nach seiner Büchse.

Ein großer Teil der Nacht war vergangen. Die schwarze Wolke, die sich weiter nach Westen hin verzogen hatte, ließ hinter ihren zerrissenen Rändern den klaren Sternenhimmel sehen, und die silberne Sichel des abnehmenden Mondes strahlte hell über dem Gebirge. Es war empfindlich kalt geworden. Nasarka erwachte, sprach ein paar Worte und schlief wieder ein. Lukaschka empfand Langeweile; er stand auf, holte sein Messer hervor und begann den abgeschnittenen Stecken zu einem Ladestock zurechtzuschneiden. Wirre Gedanken gingen ihm durch den Kopf – daß dort im Gebirge die Tschetschenzen leben, daß ihre Krieger ans diesseitige Flußufer kommen, daß sie die Kosaken nicht fürchten und vielleicht in diesem Augenblick irgendwo den Fluß überschreiten. Und er neigte sich vor und spähte den Fluß entlang, doch war nirgends etwas zu sehen. Wenn er so nach dem

Flusse und dem fernen Ufer hinschaute, das in dem matten Mondschein sich nur schwach vom Wasser abhob, vergaß er die Tschetschenzen ganz und gar und erwartete nur den Augenblick, da er die Kameraden wecken und selbst ins Dorf gehen würde. Dort im Dorfe würde er Dunjka sehen, sein »Seelchen«, wie die Kosaken ihre Geliebten nennen – und er ward unwillig, als er an sie dachte. Immer deutlicher wurden die Anzeichen des Morgens: silberweißer Nebel schimmerte über dem Wasser, und irgendwo in der Nähe ließ sich das durchdringende Pfeifen junger Adler und ihr Flügelschlag vernehmen. Endlich erscholl weither vom Dorfe das Krähen des ersten Hahnes, ein zweiter Hahn antwortete mit langgezogenem Schrei, und immer neue und neue Hahnenrufe folgten.

»Es ist Zeit, sie zu wecken,« dachte Lukaschka, der soeben seinen Ladestock fertiggeschnitzt hatte und nun fühlte, daß ihm die Lider schwer wurden. Er wandte sich nach den Kameraden um und suchte zu erraten, welchem von ihnen die einzelnen

Beine gehörten. Da war's ihm plötzlich, als ob vom anderen Ufer des Terek ein Plätschern ertönte, und er wandte den spähenden Blick noch einmal nach dem sich aufhellenden Horizont, nach der Linie der Berge unter der umgekehrten Mondsichel, nach dem Umriß des jenseitigen Ufers, dem Laufe des Terek und den auf ihm heranschwimmenden Baumstämmen, die jetzt deutlich zu unterscheiden waren. Es schien ihm, daß er selbst sich bewege, während der Terek mit den Baumstämmen still dalag; doch dauerte das nur einen Augenblick, dann sah er wieder alles, wie es war. Er lugte scharf hinaus, und namentlich ein großer, dunkler Stamm mit einem Aste zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Ganz sonderbar, ohne zu schwanken oder sich zu drehen, schwamm dieser Baumstamm mitten im Flusse daher. Es schien Lukaschka, daß er nicht mit der Strömung schwimme, sondern den Terek in der Richtung auf eine Sandbank zu durchschneide. Lukaschka reckte den Hals vor und begann den heranschwimmenden Baumstamm gespannt

zu beobachten. Jetzt näherte er sich der Sandbank, machte Halt und begann sich auf seltsame Art zu bewegen. Es schien Lukaschka, als sehe er plötzlich eine Hand unter dem Baumstamm. »Jetzt werde ich ganz allein einen Abreken töten!« dachte er, griff nach dem Gewehr, stellte flink, doch ohne Hast, die Stützgabel auf, legte das Gewehr darauf, spannte langsam den Hahn und begann mit verhaltenem Atem, immer scharf hinschauend, zu zielen. »Ich werde sie nicht wecken,« dachte er. Das Herz aber schlug ihm so heftig in der Brust, daß er im Zielen innehielt und lauschte. Der Baumstamm gluckste plötzlich auf und begann von neuem zu schwimmen, wobei er das Wasser in der Richtung nach dem diesseitigen Ufer durchschnitt. »Daß er mir nur nicht entschlüpft!« dachte Lukaschka, und plötzlich sah er beim schwachen Licht des Mondes einen Tatarenkopf vor dem Baumstamme emportauchen. Er zielte gerade auf den Kopf, der ihm ganz nahe, fast am Ende des Laufes, zu sein schien. Noch einmal blickte er hin: »Es ist einer, ein Abreke!« dachte er voll Freude, warf

sich plötzlich mit einem Ruck auf die Knie, schob das Gewehr zurecht, hielt scharf auf das am Ende des langen Laufes kaum sichtbare Ziel, rief nach altem, von Kindheit auf geübtem Kosakenbrauch: »Im Namen des Vaters und des Sohnes!« und drückte leicht an dem Zäpfchen des Abzugs. Ein greller Blitz erhellte für einen Augenblick das Schilf und das Wasser. Der jähe, kurze Schall des Schusses tönte über den Fluß hin und ging irgendwo in der Ferne in ein knatterndes Dröhnen über. Der Baumstamm schwamm nicht mehr quer über den Fluß, sondern folgte, sich drehend und schaukelnd, der Strömung.

»Halt ihn, sag' ich!« schrie Jerguschow, während er nach dem Gewehr griff und sich hinter dem Balken erhob.

»Still, zum Teufel!« flüsterte Luka ihm zu, während er die Zähne aufeinanderbiß, »die Abreken sind da!«

»Auf wen hast du geschossen?« fragte Nasarka – »auf wen, Lukaschka?«

Lukaschka antwortete nicht. Er lud sein Gewehr und folgte mit den Augen dem fortschwimmenden Stamme. Dieser machte an einer Sandbank in der Nähe halt, und hinter ihm erschien irgendein Gegenstand von beträchtlichem Umfang, der im Wasser hin und her schwankte.

»Wonach hast du geschossen? Warum sprichst du nicht?« fragten wiederholt die Kosaken.

»Ich sag's euch ja: die Abreken!« entgegnete Luka.

»Lüge doch nicht! Ist wohl von selbst losgegangen, dein Gewehr? ...«

»Einen Abreken hab' ich getötet! Ich habe auf ihn geschossen!« versetzte Lukaschka, dem vor Aufregung fast die Stimme versagte, während er vom Boden emporsprang. »Er kam da herangeschwommen ...« sagte er, nach der Sandbank zeigend – »und ich habe ihn getötet. Seht doch!«

»'s wird wohl Schwindel sein,« ließ Jerguschow sich abermals vernehmen, während er sich die Augen rieb.

»Warum denn Schwindel? So guck doch hin! Sieh mal, dort!« sagte Lukaschka, faßte Jerguschow an der Schulter und zog ihn mit solcher Gewalt zu sich herüber, daß er aufstöhnte.

Jerguschow blickte nach der Richtung, die Luka ihm wies, und als er dort den Toten bemerkte, änderte er plötzlich seinen Ton.

»Ei, sieh doch! Ich sage dir: es werden ihrer noch mehr da sein, ganz bestimmt kann ich dir das sagen!« sprach er leise und begann sein Gewehr zu untersuchen. »Dieser da ist vorausgeschwommen; entweder sind sie schon hier oder, falls sie noch drüben sind, doch in nächster Nähe, kann ich dir für ganz bestimmt sagen!«

Lukaschka legte seinen Gurt ab und zog die Tscherkeska aus.

»Wohin denn, du Narr?« schrie Jerguschow ihn an. »Das laß nur bleiben! Gehst sonst um nichts und wieder nichts zugrunde, kann ich dir für ganz bestimmt sagen. Hast du ihn erschossen, dann läuft er dir nicht fort. Gib mir etwas Schießpulver zum Nachschütten. Hast du welches? ... Lauf rasch nach dem Wachthause, Nasar, geh aber nicht am Ufer entlang, sonst töten sie dich, kann ich dir für bestimmt sagen!«

»Ganz allein soll ich gehen? Geh doch selbst!« versetzte Nasarka ärgerlich.

Lukaschka, der seine Tscherkeska bereits abgelegt hatte, ging dicht ans Ufer heran.

»Geh nicht, sag' ich dir!« warnte ihn Jerguschow, während er Pulver auf die Pfanne seines Gewehrs schüttete. »Ich seh' es ganz deutlich: er rührt sich nicht mehr. Es ist nicht mehr lange hin bis zum Morgen, laß erst die andern aus dem Wachthause herkommen. Lauf, Nasar – fürchtest dich wohl, wie? Brauchst dich nicht zu fürchten, sag' ich dir.«

»Luka – du, Luka: sag' doch, wie hast du ihn totgeschossen?« fragte Nasarka.

Luka hatte seine Absicht, jetzt gleich ins Wasser zu gehen, bereits aufgegeben.

»Lauft beide rasch nach dem Wachthause, und ich bleibe hier,« sprach er. »Sagt den Kosaken, sie sollen Streifwachen aussenden. Wenn sie schon hier auf unserer Seite sind, müssen wir sie abfangen.«

»Und ich sage: sie werden sich aus dem Staube machen!« sagte Jerguschow, während er sich erhob. »Aber versuchen muß man's wohl, sie zu fangen, das sag' ich für ganz bestimmt!«

Jerguschow und Nasarka standen auf, bekreuzten sich und schlugen den Weg nach dem Wachthause ein. Doch gingen sie nicht am Ufer entlang, sondern versuchten, durch das Dorngebüsch einen Waldpfad zu erreichen.

»Nun sei auf der Hut, Luka, halt dich ganz still!« ermahnte Jerguschow den jungen Kosaken – »sonst machen sie dich hier kalt. Halt die Augen offen und schlaf nicht, sag' ich dir!«

»Geh schon, ich weiß Bescheid,« versetzte Luka, suchte sein Gewehr und setzte sich wieder auf den Balken.

Ganz allein saß Lukaschka nun da, schaute nach der Sandbank hinüber und horchte, ob die Kosaken nicht schon kämen. Doch bis zum Wachthause war es weit, und ihn quälte die Ungeduld: er dachte, nun würden die Abreken, die mit dem Getöteten gekommen waren, ihm entweichen. Er ärgerte sich darüber, wie er sich über den Eber geärgert hatte, der ihm am Abend entwischt war. Er ließ seinen Blick bald in die Runde, bald nach dem andern Ufer hinüberschweifen, erwartete jeden Augenblick noch einen zweiten Abreken zu sehen, brachte die Stützgabel in Ordnung und hielt sich schußbereit. Daß er selbst

totgeschossen werden konnte, kam ihm überhaupt nicht in den Sinn.

9.

Es begann bereits hell zu werden. Der Leichnam des Tschetschenzen, der an der Sandbank angetrieben war und kaum merklich im Wasser hin und her schaukelte, war jetzt deutlich sichtbar. Plötzlich raschelte nicht weit von dem Kosaken etwas im Schilf; Schritte ließen sich vernehmen, und die Schilfkolben kamen in Bewegung. Der Kosak machte sich schußbereit und murmelte: »Im Namen des Vaters und des Sohnes.« Der Hahn knackte, und gleich darauf verstummte das Geräusch der Schritte.

»Heda, Kosaken – schießt den Onkel nicht tot!« ließ eine ruhige, tiefe Baßstimme sich vernehmen, und das Schilf zur Seite biegend, trat Onkel Jeroschka dicht vor den Kosaken hin.

»Beinahe hätt' ich dich totgeschossen, weiß Gott,« sagte Lukaschka.

»Auf wen hast du denn geschossen?« fragte der Alte.

Die volle, tiefe Stimme des Alten, die im Walde und längs des Flusses widerhallte, machte der nächtlichen Stille und Heimlichkeit, die den Kosaken umgab, plötzlich ein Ende. Es war, als sei es auf einmal heller geworden.

»Ja, siehst du, Onkel: du hast nichts gesehen, und ich habe ein Wild erlegt!« sagte Lukaschka, während er den Hahn entspannte und mit unnatürlicher Ruhe sich erhob.

Der Alte schaute, ohne einen Blick abzuwenden, nach dem jetzt ganz deutlich sichtbaren Rücken des Toten, den die Wellen des Terek umspielten.

»Mit einem Baumstamm auf dem Rücken kam er dahergeschwommen. Ich bemerkte ihn gleich ... Sieh doch, da! Blaue Hosen hat er an; ein Gewehr hat er nicht mit ... Siehst du ihn?«

»Wie soll ich ihn nicht sehen!« entgegnete der Alte bewegt, während sein Gesicht einen ernsten, strengen Ausdruck annahm. »Ein Dschigit ist es, den du getötet hast,« sprach er wie bedauernd.

»Ich saß so für mich da,« erzählte Lukaschka, »und sehe mit einem Mal etwas Schwarzes am andern Ufer. Drüben schon hatte ich ihn bemerkt: es war, als sei ein Mensch ans Ufer getreten und ins Wasser gefallen. Wie sonderbar! denk' ich. Und der Baumstamm, ein ganz mächtiger Baumstamm, schwimmt da auf dem Wasser, nur schwimmt er nicht stromabwärts, sondern schneidet quer über den Fluß. Und da bemerk' ich, wie plötzlich ein Kopf unter dem Baum hervorguckt. Was ist da los? denk' ich. Ich rückte etwas zurseite, weil ich nämlich übers Schilf weg nicht gut sah, und er muß wohl etwas gehört haben, der Halunke, denn er kroch auf die Sandbank und sah sich um. Halt, mein Junge, denk' ich – du sollst mir nicht entgehen! Er aber kriecht weiter vor und guckt sich um. Mir war's, als stecke mir

etwas in der Kehle. Ich mach' meine Flinte bereit und warte, ohne mich zu rühren. Er hielt sich ein Weilchen auf, schwamm dann weiter, und wie er ins Mondlicht gelangte, konnt' ich fast seinen Rücken sehen. ›Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!‹ Ich schau' durch den Rauch hindurch und seh' ihn zappeln. Ich hörte ihn stöhnen, wenigstens war mir's so: nun, Ehre sei dir, o Herr, dachte ich: ich hab' ihn getötet! Und wie er dann an die Sandbank antrieb, da wurde alles klar! Er wollte aufstehen, hatte aber nicht mehr die Kraft dazu. Er zuckte und schlug um sich und streckte sich lang hin. Die Luft war rein, alles war zu sehen. Bald hörte er auf zu zappeln, also war er wohl tot. Die Kosaken sind nach dem Wachthause gelaufen, damit die anderen nicht entkommen.«

»Den hättest du also gefaßt!« sagte der Alte. »Jetzt wird es weit und breit heißen ...« fuhr er, traurig den Kopf schüttelnd, fort, als plötzlich am Ufer entlang die Kosaken zu Fuß und zu Pferde unter lautem

Gespräch durch das knackende Buschwerk dahergejagt kamen.

»Bringt ihr ein Boot mit?« rief Luka ihnen entgegen.

»Bist ein wackerer Bursche, Luka!« rief einer der Kosaken – »wir holen ihn ans Ufer!«

Lukaschka konnte die Ankunft des Bootes nicht erwarten, sondern begann sich zu entkleiden, um nach der Sandbank zu schwimmen, wobei er kein Auge von seiner Beute verwandte.

»So wart' doch, Nasarka bringt das Boot!« rief der Unteroffizier.

»Dummkopf! Vielleicht lebt er noch und verstellt sich nur! Nimm den Dolch mit!« schrie ein anderer Kosak.

»Immer schwatz' du!« rief Luka und warf seine Beinkleider ab. Rasch war er vollends entkleidet, bekreuzte sich und sprang mit

einem Satz in die aufspritzende Flut,
durchquerte, die weißen Arme weit von
sich streckend und den Rücken hoch aus
dem Wasser emporhebend, den Fluß und
näherte sich rasch der Sandbank.

Am Ufer sprachen die Kosaken, immer
mehrere zugleich, laut durcheinander. Drei
Berittene machten sich auf den Weg, um die
Gegend abzusuchen. Das Boot erschien
eben an der Biegung des Flusses.

Lukaschka stieg aus dem Wasser auf die
Sandbank, neigte sich über den
langausgestreckten Körper und drehte ihn
zweimal um.

»Mausetot!« rief er den andern mit
gellender Stimme zu.

Der Tschetschenze hatte einen Schuß durch
den Kopf erhalten. Er war mit blauen
Hosen, Hemd und Tscherkeska bekleidet;
Gewehr und Dolch waren auf dem Rücken
festgebunden. Über alles war ein großer Ast
gebunden, der Lukaschka anfänglich
getäuscht hatte.

»Da hätten wir den Karpfen gefangen!«
sagte einer der am Ufer herumstehenden
Kosaken, während der aus dem Boote
gehobene Leichnam des Tschetschenzen auf
dem zertretenen Grase niedergelegt wurde.

»Wie gelb der Bursche aussieht!« sagte
jemand.

»Wohin sind denn unsere Leute geritten?
Die Kerle sind sicher noch alle drüben, auf
dem andern Ufer. Wenn der hier kein
Vorposten war, wäre er sicher nicht auf
diese Art und nicht allein geschwommen,«
meinte ein dritter.

»Ein wackerer Bursche war's unbedingt –
sich so vorweg zu wagen! Ein richtiger
Dschigit!« sprach Lukaschka mit leichtem
Spott, während er, immer wieder
erschauernd, die nassen Kleider des Toten
am Ufer auswand. »Der Bart ist gefärbt und
gestutzt.«

»Und den Kittel hat er in einem Beutel auf
dem Rücken befestigt, um besser

schwimmen zu können,« sagte irgend jemand.

»Hör' mal, Lukaschka,« sprach der Unteroffizier, der den Dolch und das Gewehr des Toten in den Händen hielt – »nimm dir den Dolch, und auch den Kittel nimm, für das Gewehr aber geb' ich dir drei Silberrubel, hol' sie dir bei mir. Es hat ja auch einen Sprung, siehst du,« fügte er hinzu und blies in die Mündung hinein. »Ich möcht's gern als Andenken behalten.«

Lukaschka gab keine Antwort: man sah es ihm an, daß diese Bettelei ihn ärgerte, doch wußte er, daß er nichts dagegen tun konnte.

»Dieser Satan!« sagte er finster und warf den Kittel des Tschetschenzen auf die Erde; »wenn wenigstens der Kittel etwas taugte, aber nein, der richtige Fetzen ist's.«

»Kannst ihn gebrauchen, wenn du Holz im Walde holst,« bemerkte einer der Kosaken.

»Ich möcht' gern nach Hause, Mossew,« sprach Lukaschka zum Unteroffizier – er hatte anscheinend seinen Ärger schon verwunden und wollte seinen Vorteil daraus ziehen, daß er seinem Vorgesetzten ein Geschenk gemacht.

»Geh meinetwegen! – Schleppt ihn nach dem Wachthause, Kinder,« sagte der Unteroffizier zu den Kosaken, während er immer noch das Gewehr betrachtete.

»Macht aus Zweigen ein Dach über ihn, zum Schutz gegen die Sonne. Vielleicht kommen die vom Gebirge, um ihn loszukaufen.«

»Es ist doch jetzt noch nicht so heiß!« sagte jemand.

»Und wenn ihn ein Schakal zerfleischt, was dann?« bemerkte einer der Kosaken.

»Wir wollen eine Wache hinstellen; es wäre nicht gut, wenn sie kommen, um ihn loszukaufen, und ihn zerfleischt finden.«

»Nun, Lukaschka – tu, was du willst, aber ich meine, du solltest den Kameraden einen Eimer zum besten geben!« sprach der Unteroffizier in scherzendem Tone.

»Das versteht sich von selbst!« pflichteten die Kosaken eiligst bei. »Gott hat dir solches Glück gegeben: im Handumdrehen hast du einen Abreken totgeschossen!«

»Kauft mir den Dolch und den Kittel ab! Gebt recht viel Geld dafür! Auch die Hosen verkauf ich in Gottes Namen,« sagte Luka – »mir passen sie nicht: der Kerl ist so lang, und so hager!«

Einer der Kosaken kaufte den Kittel für einen Rubel. Ein zweiter gab für den Dolch zwei Eimer Wein.

»Trinkt, Kinder, ich gebe einen Eimer zum besten!« sagte Luka. »Ich bring' ihn selbst aus dem Dorfe mit.«

»Und aus den Hosen kannst du Tücher zurechtschneiden, für die Mädchen,« sagte

Nasarka.

Die Kosaken brachen in lautes Gelächter aus.

»Nun hört schon auf zu lachen,« sagte der Unteroffizier. »Bringt den Leichnam fort! Laßt mir aber den widerwärtigen Kerl nicht vor dem Hause liegen!«

»Na, was steht ihr noch herum? Faßt zu, Kinder!« rief Lukaschka gebieterisch den Kosaken zu, die nur ungern an den Leichnam Hand anlegten. Sie erfüllten Lukaschkas Befehl, als sei er ihr Vorgesetzter. Nachdem sie den Leichnam ein paar Schritte weit geschleppt hatten, ließen sie die Beine los, die mit ihrem leblosen Gewicht zu Boden sanken, und traten auseinander. Schweigend blieben sie eine Weile um den Toten stehen. Nasarka trat an den Leichnam heran und legte den Kopf, der sich nach vorn verschoben hatte, zurecht, so daß die blutige runde Wunde über der Schläfe und das Gesicht des Getöteten sichtbar wurden. »Seht doch, was

für ein Merkzeichen er ihm gemacht hat – mitten ins Hirn!« sprach er. »Der geht nicht verloren, seine Herrschaft erkennt ihn sicher wieder!« Niemand gab ihm Antwort – ein Engel flog still über die Kosaken hin.

Die Sonne war bereits am Himmel emporgestiegen und beleuchtete mit ihren zerstreuten Strahlen das taufeuchte Grün. Der Terek rauschte nebenan im erwachenden Walde; den Morgen begrüßend, ließen die Fasanen von allen Seiten ihre Rufe ertönen. Die Kosaken standen schweigend und unbeweglich um den Toten herum und betrachteten ihn. Der braune Körper war schlank und schön gebaut; nur die von der Feuchtigkeit dunkler gewordene blaue Hose, die ein Gurt über dem eingefallenen Bauche zusammenhielt, bedeckte seine Blöße. Die muskulösen Arme lagen an den Rippen entlang ausgestreckt. Der bläuliche, frisch rasierte, runde Kopf mit der eingetrockneten Wunde an der Schläfe war nach hinten gesunken. Die glatte, von der Sonne gebräunte Stirn hob sich von der

Linie des rasierten Schädels scharf ab. Die offenstehenden, glasigen Augen mit den eingesunkenen Pupillen schauten nach oben – es war, als sähen sie über alles hinweg. Auf den schmalen, an den Mundwinkeln verzogenen Lippen, die unter dem kurzgeschnittenen roten Schnurrbart sichtbar wurden, schien ein gutmütiges, feines Lächeln zurückgeblieben zu sein. An den kleinen, mit rötlichem Flaum bedeckten Händen waren die Finger nach innen gebogen und die Nägel rot gefärbt. Lukaschka hatte sich noch immer nicht angekleidet; er war noch nicht wieder trocken, sein Hals war ganz gerötet, und seine Augen glänzten noch heller als sonst; seine breiten Backenknochen zuckten; von dem weißen, gesunden Körper ging in der frischen Morgenluft ein kaum sichtbarer Dampf aus.

»Auch der war ein Mensch!« sprach er, den Toten mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtend.

»Ja, der hätte dich nicht laufen lassen, wenn er dich erwischte hätte,« ließ einer der Kosaken sich vernehmen.

Der stille Engel flog davon. Die Kosaken kamen in Bewegung und begannen zu plaudern. Zwei von ihnen gingen hin, um Zweige zu einem Schutzdach für den Toten von den Büschen abzuschneiden. Die andern schritten dem Wachthause zu. Lukaschka und Nasarka machten sich flink für den Weg nach dem Dorfe fertig.

Eine halbe Stunde später gingen Lukaschka und Nasar durch den dichten Wald, der den Terek vom Dorfe trennte, fast im Laufschrift, ohne Unterlaß miteinander plaudernd, nach Hause.

»Sag' nur der Dunjka nicht, daß ich dich geschickt habe!« sprach Luka in herbem Tone zu dem Kameraden. »Geh einfach hin und sieh zu, ob ihr Mann zu Hause ist.«

»Und dann geh' ich zur Jamka. Wollen uns mal gütlich tun, wie?« meinte der folgsame

Nasarka.

»Wann sollen wir uns denn gütlich tun,
wenn nicht heute?« antwortete Luka.

Als die beiden Kosaken ins Dorf kamen,
betranken sie sich und legten sich hin, um
bis spät in den Abend hinein zu schlafen.

10.

Am dritten Tage nach dem geschilderten Ereignis marschierten zwei Kompagnien eines kaukasischen Infanterieregiments im Kosakendorfe Nowomlinsk ein, um da Quartiere zu beziehen. Der Train der beiden Kompagnien stand bereits abgeschirrt auf dem Marktplatze. Die Köche hatten eine Grube ausgehöhlt, Holzklötze von den umliegenden Höfen herbeigeschleppt und mit dem Abkochen der Grütze begonnen. Die Feldwebel ließen die Mannschaften zum Appell antreten. Die Trainsoldaten schlugen Pfähle zum Anbinden der Pferde ein. Die Quartiermacher eilten durch die Straßen und Gassen, als wären sie im Dorfe zu Hause, und wiesen Offizieren und Soldaten die Quartiere an. Dort waren grün angestrichene Kisten in schnurgerader Linie aufgestellt, da standen die Fuhrwerke und Pferde der Mannschaftsverbände, hier wurde in Kesseln die Grütze gekocht. Der Kapitän, der Leutnant, der Feldwebel

Onissim Michajlowitsch waren bald an dieser, bald an jener Stelle zu sehen. Und alles das war in dem einen Dorfe untergebracht, in dem, wie es hieß, die beiden Kompagnien in Garnison bleiben sollten. Sie waren also hier zu Hause. Warum sie herkamen, wer diese Kosaken waren, ob sie sich über die Einquartierung freuten, ob sie Sektierer waren oder nicht – alles das kümmerte die Soldaten nicht. Nach dem Appell verteilten sie sich, ermüdet und bestaubt, wie sie waren, laut summend und wirr durcheinander, wie ein Bienenschwarm, der sich vom Stocke getrennt, auf die Plätze und Straßen; ohne von der unfreundlichen Haltung der Kosaken Notiz zu nehmen, traten sie zu zweien und dreien fröhlich plaudernd mit ihren Gewehren in die Hütten ein, hängten ihre Monturstücke hin, packten ihre Bündel aus und scherzten mit den Weibern.

An dem Lieblingsplatze der Soldaten, bei der Grütze, versammelt sich eine große Gruppe; die Pfeife zwischen den Zähnen, blicken die Soldaten bald nach dem

Rauche, der kaum sichtbar zum sonnigen Himmel emporsteigt und weiter in der Höhe sich zu einem weißen Wölkchen verdichtet, bald nach dem Feuer des Holzstoßes, das in der reinen Luft wie geschmolzenes Glas zittert, und machen ihre Witze über die Kosaken und Kosakinnen, weil diese so ganz anders leben als die Russen. Auf allen Höfen sieht man Soldaten und hört ihr Lachen; man hört auch das durchdringende, wütende Geschrei der Kosakenweiber, die ihre Häuser verteidigen und den Soldaten weder Wasser noch Geschirr hergeben wollen. Die kleinen Knaben und Mädchen drängen sich zusammen und suchen bei der Mutter Zuflucht, beobachten mit ängstlichem Erstaunen alle Bewegungen der Liniensoldaten, die sie noch nie zu Gesicht bekommen haben, und laufen in respektvoller Entfernung hinter ihnen her. Die alten Kosaken kommen aus den Hütten, setzen sich auf die Rasenbänke vor der Tür und blicken finster und schweigend auf das Treiben der Soldaten, als hielten sie alles

das für höchst überflüssig und begriffen nicht, was daraus noch werden solle.

Olenin, der bereits seit drei Monaten als Junker in dem kaukasischen Regimente eingestellt war, hatte sein Quartier in einem der besten Häuser des Dorfes, beim Fähnrich Ilja Wassiljewitsch, also bei Mutter Ulita, angewiesen erhalten.

»Das ist eine schöne Geschichte, Dmitrij Andrejewitsch!« sagte Wanjuscha ganz außer sich zu Olenin, der nach fünftägigem Marsche auf einem in Grosnaja gekauften Kabardinergaul ganz vergnügt in den Hof des ihm angewiesenen Quartiers geritten kam.

»Was gibt's denn, Iwan Wassiljewitsch?« fragte er, während er sein Pferd ermunternd streichelte und heiter auf den mit zerzaustem Haar und verdrießlichem Gesicht umherlaufenden, ganz in Schweiß gebadeten Wanjuscha sah, der mit dem Troß angelangt war und eben die Sachen auspackte.

Olenin erschien äußerlich als ein völlig anderer Mensch. Statt der rasierten Wangen hatte er einen kleinen Schnurrbart nebst einem Kinnbärtchen. Statt des vom Nachtleben herrührenden gelblichen Teints, den er früher gehabt, wies jetzt sein Gesicht auf Wangen und Stirn und hinter den Ohren ein gesundes, von der Sonne hervorgerufenes Rot auf. Statt des neuen schwarzen Fracks trug er die weiße, bequeme, nicht allzu saubere Tscherkeska und seine Waffen. Statt des frischgestärkten Hemdkragens umschloß der rote Kragen des Beschnitts den gebräunten Hals. Er trug sich nach Tscherkessenart, wenn auch mit einigen Abweichungen: jedermann erkannte sogleich, daß er ein Russe war und kein Dschigit. Alles an ihm war wie an einem Tscherkessen, und doch wieder anders. Aber die ganze Erscheinung atmete Gesundheit, Frohsinn und Zufriedenheit.

»Ja, Sie lachen darüber,« sagte Wanjuscha, »aber gehen Sie nur und sprechen Sie einmal selbst mit dem Volke: sie wollen von nichts wissen, 's ist nichts anzufangen

mit ihnen. Nicht ein Wort bekommt man aus ihnen heraus.« Wanjuscha schleuderte ärgerlich einen Blecheimer nach der Schwelle. »Das scheinen gar keine Russen zu sein!«

»Du hättest mit dem Ortsvorstand reden sollen!«

»Ich weiß doch hier am Orte nicht Bescheid,« versetzte Wanjuscha gekränkt.

»Wer hat dich denn so sehr geärgert?« fragte Olenin und ließ seinen Blick in die Runde gehen.

»Der Teufel mag sich hier auskennen! Pfui! Ein richtiger Hauswirt ist nicht da, er sei auf den Fischfang gegangen, heißt es. Und die Alte – die ist solch ein Satan, daß Gott einen bewahren möge,« antwortete Wanjuscha und faßte sich an den Kopf.

»Wie wir hier leben sollen, weiß ich wirklich nicht. Schlimmer als Tataren sind sie, bei Gott! Und dabei rechnen sie sich zu den Christen! Da ist ein Tatar ja noch

anständiger. Auf den Fischfang! Was für einen ›Fischfang‹ sie meinen, ist mir ein Rätsel,« schloß Wanjuscha und wandte sich ab.

»Da war's bei uns auf dem Hofe doch anders, wie?« sagte Olenin, der noch immer nicht vom Pferde gestiegen war, in neckendem Tone.

»Erlauben Sie, bitte, das Pferd,« sagte Wanjuscha, der sich offenbar mit der neuen Ordnung der Dinge noch nicht abfinden konnte, aber schließlich doch sein Schicksal auf sich nehmen mußte.

»Der Tatar ist also anständiger – was, Wanjuscha?« wiederholte Olenin, während er vom Pferde stieg und auf den Sattel klopfte.

»Ja, da lachen Sie nun! Ihnen kommt das spaßig vor!« versetzte Wanjuscha unwillig.

»Wart' mal, Iwan Wassilitsch, ärgre dich nicht,« antwortete Olenin, immer noch

lächelnd. »Laß mich erst mal mit den Wirtsleuten reden – gib acht, ich bring' alles in Ordnung! Ein prächtiges Leben werden wir hier noch führen! Rege dich nur nicht auf!«

Wanjuscha antwortete nicht, er blickte, die Augen zusammenkneifend, geringschätzig dem Junker nach und schüttelte den Kopf. Er sah in Olenin nur seinen Herrn, Olenin in Wanjuscha nur den Diener. Und sie wären beide sehr erstaunt gewesen, wenn ihnen jemand gesagt hätte, daß sie Freunde seien. Das waren sie in der Tat, ohne es selbst zu wissen. Wanjuscha war als elfjähriger Knabe aus dem Dorfe ins Haus genommen worden, als Olenin im gleichen Alter stand. Als Olenin fünfzehn Jahre alt war, hatte er sich eine Zeitlang damit beschäftigt, Wanjuscha zu unterrichten, – er hatte ihn französisch lesen gelehrt, worauf Wanjuscha ganz gehörig stolz war. Auch jetzt noch warf Wanjuscha, wenn er gut gelaunt war, gern mit französischen Wörtern um sich, wobei er immer recht albern lachte.

Olenin eilte die Treppe hinauf, die zum Hause der Wirtsleute führte, und stieß die Haustür auf. Marianka, nur mit einem rosa Hemd bekleidet, wie die Kosakinnen gewöhnlich im Hause gehen, sprang erschrocken von der Tür zurück, drückte sich an die Wand und bedeckte den unteren Teil des Gesichtes mit dem weiten Ärmel des tatarischen Hemdes. Olenin machte die Tür weiter auf und sah im Halbdunkel des Flurs die hohe, schlanke Gestalt des jungen Kosakenmädchens. Mit der raschen, begehrliehen Neugier der Jugend bemerkte er unwillkürlich die kräftigen, jungfräulichen Formen, die unter dem leichten Baumwollhemd prall hervortraten, und die schönen schwarzen Augen, die in kindlichem Schreck und scheuer Neugier auf ihn gerichtet waren.

»Das ist sie!« dachte Olenin. »Doch es wird hier wohl noch mehr solche geben,« ging's ihm gleich darauf durch den Kopf, und er öffnete eine zweite Tür, die in die Stube führte. Die alte Mutter Ulitka, gleichfalls nur im Hemd, fegte eben sich bückend den

Fußboden und kehrte Olenin den Rücken zu.

»Sei begrüßt, Mütterchen! Ich komme wegen des Quartiers ...« begann er.

Die Kosakenfrau wandte ihm, ohne sich hochzurichten, ihr strenges, immer noch hübsches Gesicht zu.

»Warum kommst du her? Willst dich wohl über uns lustig machen, he? Ich will dir das Lustigmachen anstreichen! Die Pest soll über dich kommen!« schrie sie und warf dem Eintretenden unter den finsternen Brauen hervor einen feindseligen Blick zu.

Olenin hatte geglaubt, die tapfere kaukasische Truppe, der er angehörte, würde überall, namentlich von ihren Kriegskameraden, den Kosaken, mit Freuden aufgenommen werden, und darum befremdete ihn jetzt dieser unfreundliche Empfang. Er regte sich indes nicht weiter auf und suchte der Alten nur klar zu machen, daß er für das Quartier bezahlen

wolle; doch ließ sie ihn gar nicht erst zu Worte kommen.

»Warum kommst du her? Was brauchen wir hier solches Geschmeiß? Fort mit deiner glattgeschabten Fratze! Wart' nur, wenn der Hauswirt kommt – der wird dir deinen Platz schon zeigen! Ich brauch' dein Sündengeld nicht. Das fehlte mir gerade! Wird mir mit seinem Tabak das Haus verpesten und mir Geld dafür zahlen! Geschmeiß! Das Herz sollte man dir im Leibe kaput schießen ...« unterbrach sie Olenin mit wütendem Gekreisch.

»Wanjuscha scheint recht zu haben,« dachte Olenin, »der Tatar ist anständiger!« Und gefolgt von Mutter Ulitkas Schimpfreden, ging er aus der Stube. Im Augenblick, da er hinausging, schlüpfte Mariana, im rosa Hemd, wie vorher, doch bereits mit einem das Gesicht bis auf die Augen verhüllenden weißen Kopftuche, an ihm vorüber zum Flur hinaus. Mit den nackten Füßen flink die Treppenstufen hinabeilend, lief sie in den Hof, blieb einen Augenblick stehen,

warf dem jungen Manne einen raschen Blick aus ihren lachenden Augen zu und verschwand um die Hausecke.

Der feste, jugendliche Gang, der scheue Blick der hinter dem weißen Tuche hervorlugenden, glänzenden Augen und das Ebenmaß des kräftigen Gliederbaues der Schönen setzte Olenin jetzt noch mehr in Erstaunen. »Sie muß es sein,« dachte er. Und ohne weiter an das Quartier zu denken, ging er, sich immer wieder nach Marianka umsehend, zu Wanjuscha hin.

»Und das Mädchen – das ist auch so eine Wilde!« bemerkte Wanjuscha, der immer noch mit dem Gepäck zu tun hatte, jedoch bereits ein wenig gemütlicher gestimmt war. »Wie ein junges Stutenfüllen aus der Steppe! La femme!« fügte er in feierlich lautem Tone hinzu und lachte hell auf.

11.

Gegen Abend kehrte der Hauswirt vom Fischfang zurück, und als er vernahm, daß er für das Quartier Bezahlung bekommen solle, beschwichtigte er die Alte und befriedigte Wanjuschas Wünsche.

Alles kam in dem neuen Quartier alsbald in die rechte Ordnung. Die Wirtsleute siedelten in die »warme« Stube über, während dem Junker für drei Silberrubel monatlicher Miete die »kalte« Stube überlassen wurde. Olenin aß ein wenig und schlief ein. Noch vor Anbruch der Nacht erwachte er, wusch und säuberte sich, speiste zum Abend, zündete sich eine Zigarette an und setzte sich an das auf die Straße hinausgehende Fenster. Die Hitze hatte nachgelassen. Der schräge Schatten des Hauses mit dem geschnitzten Giebelbalken fiel auf die staubige Straße und stieg am Erdgeschoß des gegenüberliegenden Hauses empor. Das

steile Schilfdach des letzteren war vom Licht der untergehenden Sonne überstrahlt. Die Luft war frisch, im Dorfe war es still. Die Soldaten waren untergebracht und zur Ruhe gekommen. Die Herde war noch nicht eingetrieben, die Leute waren noch draußen in den Gärten.

Olenins Quartier lag fast am Ende des Dorfes. Zuweilen ließen sich weither vom andern Ufer des Terek, in der Richtung, aus der Olenin gekommen war, dumpfe Schüsse vernehmen – in der Tschetschnja wohl, oder in der Kumykischen Ebene. Olenin war nach einem dreimonatigen Biwakleben in recht behaglicher Stimmung. Auf dem frisch gewaschenen Gesichte empfand er eine angenehme Kühle, und den kräftigen Körper erfüllte das wohlige Gefühl, das die auf dem Marsche vermißte Sauberkeit hervorrief. Alle Glieder streckten sich behaglich im Gefühl der Ruhe und Kraft. Auch in seiner Seele war es frisch und hell. Er gedachte des Feldzuges und all der Gefahren, die hinter ihm lagen. Er sagte sich, daß er sich in der Gefahr recht wacker

benommen habe, daß er kein schlechterer Soldat sei als die andern, und daß er nun ganz in den kameradschaftlichen Kreis der Kaukasushelden aufgenommen sei. Seine Moskauer Erinnerungen lagen schon Gott weiß wie weit hinter ihm. Das alte Leben war weggewischt, und ein neues hatte begonnen, ein völlig neues Leben, das noch von Verfehlungen frei war. Hier konnte er, als ein neuer Mensch unter neuen Menschen, seinen guten Ruf von neuem begründen. Er war von dem jugendlichen Gefühl natürlicher Lebensfreude erfüllt, und wenn er so durchs Fenster nach den Knaben hinblickte, die im Schatten des Hauses ihre Kreisel trieben, oder sein neues, hübsch aufgeräumtes Quartier überschaute, malte er sich aus, wie nett er sich dieses neue Leben in dem Kosakendorfe nun einrichten würde. Auch nach den Bergen und dem Himmel warf er noch einen Blick, und zu all den Erinnerungen und Träumereien gesellte sich nun noch das erhebende Gefühl für die Schönheit der Natur. Sein Leben hatte sich wohl etwas anders gestaltet, als er bei

seiner Abfahrt aus Moskau erwartet hatte, doch hatte es unerwartet gut begonnen. Die Berge, die Berge, die Berge machten sich in allem fühlbar, was er dachte und empfand.

»Er hat eine Hündin geküßt! Hat am Krüge geleckt! Onkel Jeroschka hat eine Hündin geküßt!« schrien plötzlich die unterm Fenster spielenden Kosakenkinder und guckten dabei nach der Seitengasse. »Er hat eine Hündin geküßt! Hat seinen Dolch vertrunken!« riefen die Knaben, drängten sich durcheinander und wichen dann zurück.

Ihr Geschrei galt dem Onkel Jeroschka, der mit dem Gewehr auf dem Rücken und etlichen Fasanen am Gürtel von der Jagd heimkehrte.

»Ja, Kinder, das ist wahr, das ist meine Sünde!« versetzte er, während er heftig die Arme schwenkte und zu beiden Seiten der Straße in die Fenster der Häuser hineinschaute. »Meine Hündin hab' ich vertrunken, das ist meine Sünde!«

wiederholte er, offenbar ärgerlich, doch dabei bemüht, den Gleichgültigen zu spielen.

Olenin wunderte sich über das Benehmen der Jungen gegen den alten Jäger, noch mehr aber erstaunte er über das ausdrucksvolle, kluge Gesicht und den riesenhaften Körperbau des Mannes, den sie »Onkel Jeroschka« genannt hatten.

»Großväterchin! Kosak!« redete er ihn an, »komm doch einmal her!«

Der Alte blickte nach dem Fenster und blieb stehen.

»Sei begrüßt, lieber Mensch,« sagte er und lüftete seine Mütze über dem kurzgeschorenen Kopfe.

»Sei begrüßt, lieber Mensch,« versetzte Olenin. »Was rufen dir denn die Knaben dazu?«

Onkel Jeroschka trat ans Fenster. – »Sie necken mich alten Mann. Aber das macht nichts. Ich liebe sie. Mögen sie sich ihren Spaß machen mit dem Onkel,« sagte er mit jenem bestimmten, klangvollen Tonfall, in dem Leute von Alter und Ansehen zu reden pflegen. »Du bist wohl Offizier bei den Linientruppen, wie?«

»Nein, ich bin erst Junker. Wo hast du denn die Fasanen erlegt?« fragte Olenin.

»Im Walde hab' ich die drei Hühnchen geschossen,« versetzte der Alte und wandte dem Fenster seinen breiten Rücken zu, auf dem, mit den kleinen Köpfen am Gurte befestigt, drei Fasanen hingen und die Tscherkeska mit ihrem Blute befleckten.

»Hast du hier noch keine gesehen?« fragte er. »Nimm dir ein Pärchen davon, wenn du willst – da!« Und er reichte zwei Fasanen durchs Fenster hinein. »Bist wohl auch ein Jägersmann, wie?«

»Ja. Ich habe auf dem Marsche vier Stück geschossen.«

»Vier Stück? Das ist mal viel!« sagte der Alte spöttisch. »Trinkst du auch gern einen? Trinkst du unsern Rotwein?«

»Warum nicht? Ich trinke ganz gern einen Schluck.«

»Ah, ich seh' schon, du bist ein wackerer Junge! Wir beide müssen Freunde werden,« sagte Onkel Jeroschka.

»Komm herein,« sagte Olenin, »wir wollen ein Gläschen trinken.«

»Das will ich gern tun,« sprach der Alte.
»Nimm die Fasanen.«

Man sah es dem Alten am Gesicht an, daß der Junker ihm gefiel: er hatte sogleich begriffen, daß man bei ihm umsonst trinken könne, und daß es darum nicht auf ein paar Fasanen ankomme.

Wenige Augenblicke später erschien Onkel Jeroschkas Gestalt in der Tür des Zimmers. Nun erst konnte Olenin den ganzen

riesenhaften Wuchs und den kräftigen Bau dieses Menschen bewundern. Es machte nichts aus, daß das rotbraune Gesicht des Kosaken mit dem schlohweißen, dichten Vollbart ganz von Runzeln durchfurcht war, die von den Jahren und den Strapazen eines bewegten Lebens darin eingegraben waren. Die Muskeln der Beine, der Arme und Schultern waren so voll und prall, wie man es sonst nur bei einem jungen Menschen findet. Auf seinem Kopfe waren unter dem kurzen Haar tiefe, vernarbte Schrammen sichtbar. Der sehnige, starke Hals war wie bei einem Stier von Falten bedeckt, die sich quadratförmig schnitten. Die runzeligen Hände waren zerschunden und zerkratzt. Er schritt leicht und gewandt über die Schwelle, nahm sein Gewehr von der Schulter, stellte es in eine Ecke, überschaute mit raschem, abschätzendem Blick die Einrichtung des Zimmers und trat, die mit Hirschhaut umwickelten Füße geräuschlos nach außen setzend, in die Mitte des Zimmers. Ein herber, doch nicht unangenehmer Duft nach Rotwein,

Schnaps, Schießpulver und geronnenem Blut drang mit ihm zugleich herein.

Onkel Jeroschka verneigte sich vor den Heiligenbildern, strich sich den Bart, trat auf Olenin zu und streckte ihm seine dicke braune Hand entgegen.

»Koschkildü!« sagte er. »Das heißt auf tatarisch soviel wie: ›ich wünsch' dir Gesundheit, Friede sei mit dir!‹ – In ihrer Sprache nämlich heißt es so.«

»Koschkildü! Ich weiß Bescheid,« antwortete Olenin und schüttelte seine Hand.

»Gar nichts weißt du, kennst weder Brauch noch Ordnung! Dummkopf!« sagte Onkel Jeroschka und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. »Wenn man zu dir ›Koschkildü‹ sagt, so mußt du sagen: ›Allah rasi bo sun,‹ Gott schütze dich! So sagt man, mein Vater, und nicht: ›Koschkildü!‹ Ich will dir das alles beibringen. Wir hatten hier früher einen gewissen Ilja Mosseïtsch, auch einen von

euren Leuten, einen Russen, mit dem war ich gleichfalls befreundet. Ein wackerer Bursche war's. Ein Zechbruder, ein Spitzbube, ein Jäger – ach, und was für ein Jäger! Den habe ich auch in der Lehre gehabt.«

»Was willst du mich denn lehren?« fragte Olenin, den der Alte immer lebhafter interessierte.

»Ich werde dich auf die Jagd führen, werde dich Fische fangen lehren, werde dir die Tschetschenzen zeigen, und wenn du ein Schätzchen haben willst – nun, auch das werde ich dir verschaffen. Solch ein Mensch bin ich, siehst du! ... Ein lustiger Bruder bin ich!« sagte der Alte lachend.
»Ich möcht' mich setzen, mein Vater: ich bin müde. Karga?« fügte er in fragendem Tone hinzu.

»Karga? Was bedeutet das?« fragte Olenin,

»Das bedeutet auf grusinisch soviel wie ›gut‹. Ich sage immer so; es ist so meine

Redensart, mein Lieblingswort: ›karga‹; wenn ich ›karga‹ sage, so heißt das soviel wie: ›ich mache Spaß‹. Aber so laß doch Wein holen, mein Vater! Hast du keinen Burschen? Ja? Iwan!« schrie der Alte. »Bei euch heißt ja jeder Soldat Iwan. Heißt deiner nicht auch Iwan, wie?«

»Gewiß, auch der heißt Iwan. Wanjuscha, laß dir doch, bitte, von den Wirtsleuten Rotwein geben und bring ihn her.«

»Ob Wanjuscha oder Iwan – es ist alles gleich. Wie kommt das nur, daß alle eure Soldaten Iwan heißen? Iwan!« wiederholte der Alte. »Sag' nur, Väterchen, sie sollen dir den Wein aus dem angefangenen Fasse geben. Es gibt hier den besten Rotwein im ganzen Dorfe. Bezahl' aber nicht mehr als dreißig Kopeken für das Achtel, verstanden? Die alte Hexe nimmt gern auch mehr ... Unsre Leute sind ein verdammt dummes Volk,« fuhr Onkel Jeroschka, nachdem Wanjuscha hinausgegangen war, in vertraulichem Tone fort. »Sie sehen euch nicht als Menschen an. Du bist in ihren

Augen schlechter als ein Tatar. ›Die Russen sind ein weltliches Volk,‹ sagen sie. Ich aber meine, wenn du auch ein Soldat bist, so bist du doch immer ein Mensch, hast auch eine Seele im Leibe. Hab' ich nicht recht? Auch Ilja Mosseïtsch war doch ein Soldat, und was war das für ein goldner Mensch! Hab' ich nicht recht, mein Vater? Darum mögen mich auch unsere Leute hier nicht leiden; na, mir kann's gleich sein. Ich bin ein lustiger Bruder, ich liebe alle Welt, ich bin Jeroschka – jawohl, mein Vater!«

Und der Alte klopfte den jungen Mann freundschaftlich auf die Schulter.

12.

Wanjuscha, der inzwischen die wirtschaftlichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht und sogar Zeit gefunden hatte, sich beim Kompagniebarbier rasieren zu lassen, befand sich nun vollends in guter Stimmung. Zum Zeichen, daß die Kompagnie in bequemen Quartieren untergebracht war, hatte er die Hosen aus den Stiefeln gezogen. Mit Aufmerksamkeit, doch nicht allzu wohlwollend, musterte er Jeroschka, wie man etwa ein wildes, noch nie gesehenes Tier betrachtet. Er schüttelte den Kopf, als er den von jenem beschmutzten Fußboden sah, zog unter einer Bank zwei leere Flaschen hervor und begab sich zu den Wirtsleuten.

»Seid begrüßt, meine Lieben,« sagte er in dem Bestreben, recht liebenswürdig zu erscheinen. »Der Herr hat mir befohlen, Rotwein zu kaufen; füllt mir welchen hier hinein, ihr guten Frauen!«

Die Alte gab ihm keine Antwort. Die Tochter stand vor einem kleinen tatarischen Spiegel und schlang eben ein Tuch um den Kopf; sie sah sich schweigend nach Wanjuscha um.

»Ich bezahle den Wein, wertee Frauen,« sprach Wanjuscha und klimperte mit den Kupfermünzen in seiner Tasche. »Seid doch gut zu uns – auch wir werden dann gut zu euch sein; 's ist so am besten,« fügte er hinzu.

»Wieviel?« fragte die Alte kurz.

»Ein Achtelchen.«

»Geh, mein Kind, zapf ihnen welchen ein,« sagte Mutter Ulita zur Tochter. »Aus dem angefangenen Fasse gieß ihnen ein, meine Liebe!«

Das Mädchen nahm die Schlüssel und eine Karaffe und verließ mit Wanjuscha das Zimmer.

»Sag' mal: wer ist denn diese Frauensperson?« fragte Olenin, auf Marianka zeigend, die in diesem Augenblick am Fenster vorüberging.

Der Alte blinzelte vielsagend und stieß den jungen Mann mit dem Ellbogen an.

»Wart' mal,« sagte er und steckte den Kopf zum Fenster hinaus. »Hm! Hm!« hüstelte er und rief dann: »Marianuschka! He, schöne Marianka! Hab' mich doch ein bißchen lieb, mein Seelchen! Ich bin nämlich ein Spaßvogel,« fügte er, zu Olenin gewandt, im Flüstertone hinzu.

Das Mädchen ging weiter, ohne den Kopf zu wenden, gleichmäßig und kräftig die Arme schwenkend, in jener koketten, selbstbewußten Gangart, die den Kosakinnen eigen ist. Sie ließ nur langsam ihre schwarzen, tiefbeschatteten Augen über den Alten hingleiten.

»Liebe mich doch ein bißchen, ich werde dich glücklich machen!« rief Jeroschka und

warf dem Junker einen fragenden Blick aus den blinzelnden Augen zu. »Ich bin ein schneidiger Kerl, bin ein Spaßvogel,« fügte er hinzu. »Ein Staatsmädels, was?«

»Ein hübsches Mädchen,« sagte Olenin.
»Ruf sie doch herein!«

»Nein, nein!« entgegnete der Alte. »Um die hält ja der Lukaschka an! Der Luka nämlich – ein tapferer junger Kosak, ein Dschigit, hat dieser Tage erst einen Abreken getötet! Ich such' dir eine viel schönere aus. Ich find' dir eine, die ganz in Seide und Silber gekleidet geht! Wenn ich's sage, tu' ich's auch; ein Prachtmädel verschaff ich dir!«

»Was redest du da, Alter!« sagte Olenin.
»Das ist doch Sünde!«

»Sünde? Wo steckt hier die Sünde?« versetzte der Alte fast entrüstet. »Ein hübsches Mädchen anzusehen, soll Sünde sein? Mit 'ner Schönen spazieren zu gehen – soll Sünde sein? Und sie zu lieben – auch das soll Sünde sein? Ist das wirklich so bei

euch? Nein, mein Vater, das ist keine Sünde, sondern Glückseligkeit! Gott hat dich geschaffen, und Gott hat auch das Mädchen geschaffen. Alles hat er geschaffen, Väterchen. Nein – ein hübsches Mädchen anzusehen, ist durchaus keine Sünde! Dazu ist sie eben geschaffen, daß man sie liebe und sich ihrer freue. So urteile ich, mein Lieber!«

Mariana war über den Hof geschritten und hatte die dunkle, kühle, mit Fässern angefüllte Vorratskammer betreten, wo sie mit dem üblichen Gebet an ein Faß herantrat und den Heber hineinführte. Wanjuscha stand in der Tür und sah ihr lächelnd zu. Es kam ihm höchst possierlich vor, daß sie nur ein Hemd anhatte, das hinten herabgelassen und vorn aufgeschürzt war, und noch possierlicher schien es ihm, daß sie am Halse Halbrubelstücke trug. Er dachte bei sich, das sei doch gar nicht russische Art, und suchte sich auszumalen, welches Gelächter wohl das Hofgesinde daheim anstimmen würde, wenn plötzlich ein Mädchen sich dort in solchem Aufzug

zeigte. »La fille, comme c'est très bien,« dachte er zur Abwechslung auf gut französisch – »das will ich doch gleich meinem Herrn erzählen!«

»Was stehst du mir denn da im Lichte, Tölpel!« rief plötzlich das Mädchen.
»Reich' mir lieber die Karaffe her.«

Sie füllte die Karaffe bis an den Rand mit kühlem, rotem Wein und reichte sie Wanjuscha zurück.

»Das Geld gib der Mutter,« sagte sie und stieß Wanjuschas Hand mit dem Gelde zurück.

Wanjuscha lächelte.

»Warum seid ihr denn so böse, meine Lieben?« sagte er leicht verlegen, während das Mädchen das Faß verschloß.

Sie lachte.

»Seid ihr denn gut?« sagte sie.

»Ich und mein Herr? Wir sind sehr gut,« antwortete Wanjuscha in überzeugttem Tone. »So gut sind wir, daß unsere Wirtsleute, wo wir auch gewohnt haben, uns immer ein dankbares Andenken bewahrt haben. Weil er nämlich von Adel ist.«

Das Mädchen blieb stehen und horchte auf.

»Und ist er verheiratet, dein Herr?« fragte sie.

»Nein! Unser Herr ist noch jung und nicht verheiratet. Weil nämlich die adeligen Herren sich nie jung verheiraten können,« versetzte Wanjuscha in belehrendem Tone.

»Was du sagst! Ist dick und stark wie ein Büffel und soll zum Heiraten zu jung sein! Er ist wohl der Vorgesetzte von euch allen?« fragte sie.

»Mein Herr ist Junker, das heißt, er ist noch nicht Offizier. An sich aber ist sein Rang höher als der eines Generals, der doch eine

sehr hohe Person ist. Darum kennt ihn auch nicht nur unser Oberst, sondern selbst der Zar,« erklärte Wanjuscha stolz. »Wir sind nicht von der Art, wie die andern Hungerleider von der Linie, unser Papa war nämlich Senator; tausend Seelen hat er besessen, oder noch mehr, und das Geld schickt man uns tausendweise. Darum liebt man uns auch überall. Sonst kann nämlich einer sogar Kapitän sein, und wenn er kein Geld hat – was ist er groß wert?«

»Geh, ich will zuschließen,« unterbrach ihn das Mädchen.

Wanjuscha brachte den Wein seinem Herrn und erklärte ihm, daß ›la fille c'est très joulie‹, worauf er mit einem dummen Lachen sich entfernte.

13.

Inzwischen war auf dem Marktplatze der Zapfenstreich geblasen worden. Die Leute kehrten von der Arbeit heim. In der Toröffnung brüllte die Herde, die in einer goldigen Staubwolke hereindrängte. Mädchen und Frauen eilten hastig auf den Straßen und Höfen hin und her und trieben das Vieh ein. Die Sonne hatte sich ganz hinter den fernen, schneebedeckten Bergrücken zurückgezogen. Ein einziger tiefblauer Schatten war über Erde und Himmel gebreitet. Über den in Dunkel gehüllten Gärten begannen kaum merklich die Sterne zu blinken, und im Dorfe verstummten allmählich alle Laute. Die Kosakinnen hatten das Vieh bereits eingebracht und kamen nun an die Straßenecken, wo sie, Kürbiskerne knackend, auf den Rasenbänken Platz nahmen. Zu einer dieser Gruppen gesellte sich auch Marianka, nachdem sie die

beiden Kühe und die Büffelkuh gemolken hatte.

Die Gruppe bestand aus etlichen Weibern und Mädchen und einem alten Kosaken.

Man sprach von dem getöteten Abreken. Der Kosak erzählte, und die Frauen fragten ihn aus.

»Er wird wohl eine große Belohnung bekommen, wie?« sagte eine Kosakenfrau.

»Das sollt' ich meinen! Es heißt, er wird das Kreuz erhalten.«

»Dieser Mossew! Hat ihn übers Ohr hauen wollen! Er hat ihm das Gewehr fortgenommen, aber die Behörde in Kisljar hat's erfahren.«

»Ein gemeiner Kerl, der Mossew!«

»Es heißt, Lukaschka sei im Dorfe,« sagte eins der Mädchen.

»Ja, bei der Jamka zechen sie beide, er und Nasarka. Einen halben Eimer sollen sie getrunken haben.«

Jamka war eine ledige Kosakin, die eine Schenke hielt und einen liederlichen Lebenswandel führte.

»Hat der Greifer ein Glück!« sagte eine der Frauen. »Der weiß wirklich zuzugreifen! Nun ja, er ist ja auch ein wackerer Bursche, und so gewandt, so tüchtig. Ganz ebenso war sein Vater, der alte Kirjak ... der Sohn ist ihm ähnlich. Als Kirjak erschossen wurde, weinte das ganze Dorf um ihn ... Doch seht, da kommen sie ja!« fuhr die Redende fort und zeigte nach ein paar Kosaken, die auf der Straße sich der Gruppe näherten. »Auch Jerguschow ist bei ihnen, seht doch, der Trunkenbold!«

Lukaschka und Nasarka kamen in Begleitung Jerguschows, nachdem sie ihren halben Eimer geleert hatten, auf die Mädchen zu. Sie waren alle drei, zumal Jerguschow, röter als sonst. Jerguschow

schwankte hin und her und stieß laut
lachend immer wieder Nasarka in die Seite.

»Heda, ihr Herumtreiberinnen, warum singt
ihr nicht?« schrie er die Frauen an. »Singt
was zu unserer Belustigung, sag' ich euch!«

»Habt ihr auch gut Wache gehalten, die
Augen offen gehabt?« klang's als
Gegengruß ihnen entgegen.

»Wozu sollen wir singen? Ist denn heut'
Feiertag?« sagte eine Frau. »Sing doch
selbst was, wenn du dich vollgetrunken
hast!«

Jerguschow lachte laut auf und stieß
Nasarka an: »Sing du doch mal, vorwärts!
Ich will mitsingen, ich bin ein guter Sänger,
sag' ich dir!«

»Ihr seid wohl hier eingeschlafen, ihr
Schönen?« sagte Nasarka. »Wir sind vom
Wachthause hergekommen, um jemanden
zu ehren. Den Lukaschka hier haben wir
geehrt.«

Lukaschka trat auf die Gruppe zu, lüftete langsam seine Fellmütze und machte vor der Gruppe der Mädchen Halt. Seine Wangen und sein Hals waren stark gerötet. Er stand da und redete leise, gemessen; in der Gemessenheit und Langsamkeit seiner Bewegungen lag jedoch mehr Lebendigkeit und Kraft als in der schwatzhaften Beweglichkeit Nasarkas. Er erinnerte an einen jungen Hengst, der sich tüchtig getummelt hat und nun schnaubend und den Schweif hebend auf allen Vieren wie angewurzelt stehen bleibt. Lukaschka stand ruhig vor den Mädchen; seine Augen lachten, er sprach nur wenig und blickte bald die betrunkenen Kameraden, bald die Mädchen an. Als Marianka an die Ecke kam, nahm er mit einer ruhig gemessenen Handbewegung die Fellmütze ab, trat ein wenig zur Seite und stellte sich ihr dann wieder gegenüber, wobei er das eine Bein leicht zur Seite stellte, die großen Daumen hinter den Gürtel steckte und mit dem Dolche spielte. Marianka erwiderte seinen Gruß durch ein langsames Neigen des Kopfes, nahm auf der Rasenbank Platz und

holte Kürbiskörner aus ihrem Busentuche hervor. Lukaschka wandte keinen Blick von ihr, knackte gleichfalls Kerne und spie die Schalen aus. Alle schwiegen, als Marianka herankam.

»Seid ihr für längere Zeit hergekommen?« fragte eine Kosakenfrau, das Schweigen unterbrechend.

»Bis morgen bleiben wir,« antwortete Lukaschka gemessen.

»Nun denn, Gott segne dir deine Tat,« sprach der alte Kosak, »ich freu' mich darüber, hab's eben zu den Frauen gesagt.«

»Auch ich hab's ihm gesagt,« versetzte der betrunkene Jerguschow lachend. »Ihr habt ja Gäste hier!« fügte er, auf einen vorübergehenden Soldaten zeigend, hinzu. »Soldatenschnaps schmeckt gut, ich trink' ihn gern!«

»Drei solcher Teufelskerle hat man uns auf den Hals geschickt,« sagte eine der

Kosakinnen. »Der Großvater ist nach dem Gemeindeamt gegangen, aber sie meinten, es sei nichts dagegen zu machen.«

»Aha! Hast wohl deinen Ärger mit ihnen?« sagte Jerguschow.

»Haben dir wohl alles mit ihrem Tabak vollgequalmt?« fragte eine zweite Kosakin. »Mögen sie im Hofe rauchen, so viel sie wollen, aber im Hause erlauben wir's nicht! Und wenn zehnmal der Dorfälteste kommt, ich lass' sie nicht im Hause. Die Kerle bestehlen uns noch – er selbst hat sicher keine ins Quartier genommen, der Satan, wenn er gleich Dorfältester ist!«

»Scheinst sie nicht zu lieben, die Soldaten!« versetzte Jerguschow.

»Und dabei heißt es gar, die Mädchen sollten gezwungen sein, den Soldaten die Betten zu machen und ihnen Wein mit Honig zu reichen,« sagte Nasarka, wobei er das Bein wie Lukaschka seitwärts stellte

und gleich ihm die Fellmütze in den Nacken schob.

Jerguschow brach in lautes Gelächter aus, faßte dann das Mädchen, das ihm zunächst saß, und umarmte es. »Ja, so ist's, sag' ich dir!«

»Na, scher' dich weg, du Ekel!« kreischte das Mädchen. »Ich sag's der Mutter!«

»Sag' ihr's doch!« rief Jerguschow. »Was Nasarka vorhin sagte, das stimmt schon: ein Rundschreiben ist gekommen, darin steht's, er kann ja lesen. Ganz bestimmt!« Und er schickte sich an, das nächstsitzende Mädchen, Ustenjka hieß es, zu umarmen.

»Laß mich in Ruhe, du Unverschämter!« kreischte lachend die rotwangige Ustenjka und stieß ihn fort.

Der Kosak wich zur Seite und wäre beinahe gefallen.

»Nun seh' einer! Und da sagt man immer, die Mädchen hätten keine Kräfte: beinahe hätte sie mich totgeschlagen!«

»Der Teufel hat dich vom Wachthaus hierher gebracht, du Lump,« rief Ustenjka, sich von ihm abwendend und brach in erneutes Lachen aus. »Hast den Abreken verschlafen! Der hätte dir schon die Gurgel abgeschnitten – es wär' auch besser gewesen!«

»Da hättest du schön geheult!« sagte Nasarka lachend.

»Ja – sonst was hätte ich, aber nicht geheult!«

»Nun seh' einer, kein bißchen Herz hat sie! Hätte sie wirklich nicht geheult – was meinst du, Nasarka?« sagte Jerguschow.

Lukaschka sah während der ganzen Zeit schweigend auf Marianka. Sein Blick versetzte das Mädchen sichtlich in Unruhe.

»Sag' einmal, Marianka – zu euch ist ein Offizier ins Quartier gekommen?« begann er, näher zu ihr hinrückend.

Marianka antwortete nach ihrer Gewohnheit nicht sogleich und sah langsam zu dem Kosaken auf. Lukaschkas Augen lachten, als wenn in diesem Augenblick zwischen ihm und dem Mädchen etwas ganz Besonderes vorgehe, das mit dem Gespräch nicht im Zusammenhang stand.

»Ja, die haben es bequem, weil sie zwei Stuben haben,« antwortete eine alte Kosakin statt Mariankas. »Bei Fomuschkins aber, wohin auch ein Offizier gekommen ist, haben sie die ganze Stube mit ihrem Kram vollgepackt, daß die Wirtsleute nicht wußten, wo sie mit ihren Kindern bleiben sollten. Ist das erhört, uns eine ganze Horde ins Dorf zu schicken? Doch was ist schon dagegen zu machen,« sagte sie resigniert. »Was sie nur eigentlich hier wieder vorhaben?«

»Es heißt, sie werden eine Brücke über den Terek bauen,« sagte eins der Mädchen.

»Und mir hat man gesagt,« versetzte Nasarka, während er auf Ustenjka zutrat, »daß sie ein großes Loch graben werden, in das alle Mädchen geworfen werden sollen, die keine jungen Burschen lieben mögen.« Und er machte wieder seine beliebte Kniebeugung, worauf alle laut zu lachen begannen, während Jerguschow, die zunächstsitzende Marianka überspringend, eine alte Kosakin umarmte.

»Warum läßt du denn die Marianka aus? Bleib doch hübsch in der Reihe!« sagte Nasarka.

»Nein, meine Alte ist viel süßer,« rief der Kosak und küßte die sich wehrende Kosakin.

»Du erwürgst mich ja!« rief sie und lachte dabei.

Das taktmäßige Geräusch von Schritten ließ sich vom Ende der Straße her vernehmen und unterbrach das Lachen. Drei Soldaten, im Mantel, mit »Gewehr über«, kamen heranmarschiert, um die Wache bei der Kompagniekasse abzulösen. Der Gefreite, ein alter, mit Kreuzen geschmückter Soldat, sah finster auf die Kosaken und führte die Soldaten so, daß Lukaschka und Nasarka, die auf der Straße standen, Platz machen mußten. Nasarka trat zur Seite, Lukaschka dagegen kniff die Augen zusammen, wandte den Kopf und den breiten Rücken ab und rührte sich nicht von der Stelle.

»Wenn Leute dastehen, mußt du um sie herumgehen,« sagte er und blickte die Soldaten verächtlich von der Seite an.

Die Soldaten gingen schweigend vorüber und marschierten auf der staubigen Straße im Takte weiter.

Marianka lachte, und die übrigen Mädchen folgten ihrem Beispiel.

»Wie die Kerle ausstaffiert sind!« sagte Nasarka – »wie langröckige Kirchensänger!« Und er begann, die Soldaten nachahmend, auf der Straße daherzumarschieren.

Alles schüttelte sich vor Lachen.

Lukaschka trat langsam auf Marianka zu.

»Wo wohnt denn bei euch der Offizier?« fragte er.

Marianka dachte ein Weilchen nach.

»In der neuen Stube ist er untergebracht,« sagte sie.

»Ist er alt oder jung?« fragte Lukaschka, während er neben dem Mädchen Platz nahm.

»Hab' ich ihn denn gefragt?« entgegnete das Mädchen. »Ich holte Rotwein für ihn, da sah ich, wie er mit Onkel Jeroschka am Fenster saß; so ein Rothaariger ist's. Und

einen ganzen Wagen voll Gepäck hat er mitgebracht.«

Sie schlug die Augen nieder.

»Wie freu' ich mich, daß ich vom Wachthause herkommen konnte!« sagte Lukaschka, während er auf der Rasenbank näher an Marianka heranrückte und ihr in einem fort in die Augen sah.

»Wie lange bleibst du denn?« fragte sie mit flüchtigem Lächeln.

»Bis morgen früh. Gib mir ein paar Kerne,« fügte er hinzu und streckte ihr die Hand hin.

Marianka lächelte über das ganze Gesicht und öffnete den Kragen ihres Hemdes.

»Nimm nicht alles,« sagte sie.

»Ich habe, bei Gott, solche Sehnsucht nach dir gehabt,« flüsterte Luka in seiner zurückhaltend ruhigen Weise, während er

sich aus dem Hemdbusen des Mädchens die Kerne herauslangte.

Noch näher an sie heranrückend, begann er ihr irgend etwas ins Ohr zu flüstern, und seine Augen lachten dabei.

»Ich komme nicht, sag' ich dir,« sprach Marianka plötzlich laut und rückte von ihm ab.

»Nein, wirklich ... was ich dir sagen wollte ...« flüsterte Lukaschka – »bei Gott, Maschenka, komm doch!«

Marianka schüttelte verneinend den Kopf, lächelte jedoch noch immer.

»Schwester Marianka! He, Schwesterchen! Du sollst zum Abendbrot kommen, sagt die Mutter,« rief Mariankas kleiner Bruder, der eben auf die Kosakinnen zugelaufen kam.

»Ich komme gleich,« antwortete das Mädchen – »geh nur allein, mein Lieber, ich komme gleich nach.«

Lukaschka erhob sich und lüftete seine Pelzmütze.

»Auch ich geh' jetzt lieber nach Hause, 's ist wohl besser so,« sagte er, sich gleichgültig stellend, doch sein Lächeln nur mühsam verhaltend, und verschwand um die Ecke des Hauses.

Die Nacht hatte sich inzwischen vollends auf das Dorf gesenkt. Hell funkelnd standen die Sterne am dunklen Himmel. In den Straßen war es dunkel und leer. Nasarka war bei den Kosakinnen auf der Rasenbank geblieben, und man hörte ihr lautes Lachen. Lukaschka aber hatte sich leise von den Mädchen fortgeschlichen und war, sich wie eine Katze duckend und den am Gürtel hin und her schwankenden Dolch festhaltend, nicht nach Hause, sondern in der Richtung auf das Haus des Fähnrichs zu gelaufen. Durch zwei Straßen kam er und lenkte dann in eine Seitengasse ein, wo er, seine Tscherkeska aufnehmend, sich im Schatten eines Zaunes auf die Erde setzte. »Seh' mir einer diese Fähnrichstochter!« murmelte er

für sich, und dachte an Marianka. »Nicht mal einen Spaß soll man sich erlauben! Na, wart' nur, du kleiner Teufel!«

Die Schritte einer näherkommenden Frauensperson erregten seine Aufmerksamkeit. Er horchte auf und lächelte still für sich. Den Kopf vorbeugend, kam Marianka mit raschen, gleichmäßigen Schritten, mit einer Gerte an die Zaunpfähle klopfend, gerade auf ihn zu. Lukaschka erhob sich. Marianka fuhr zusammen und blieb stehen.

»Sieh, du Teufel! Mich so zu erschrecken! Bist also nicht nach Hause gegangen?« sagte sie und begann laut zu lachen.

Lukaschka umarmte das Mädchen mit der einen Hand, während er mit der andern ihre Wange streichelte. – »Was ich dir sagen wollte ... bei Gott! ...« Seine Stimme zitterte, und die Worte versagten ihm.

»Was für Reden führst du da bei Nacht!« entgegnete Marianka. »Die Mutter wartet,

geh du nur lieber zu deinem Schatz!«

Sie machte sich von seinem Arme los und lief ein paar Schritte weiter. Als sie an den Heckenzaun des väterlichen Hofes gekommen war, blieb sie stehen und wandte sich zu dem Kosaken um, der neben ihr hergelaufen war und sie beständig zu überreden suchte, doch noch ein Weilchen zu bleiben.

»Nun, was willst du mir also sagen, du Nachtschwärmer?« sagte sie und lachte wieder.

»Lache nicht über mich, Marianka, bei Gott! Was macht's schon aus, daß ich einen Schatz habe? Der Teufel mag sie holen! Sag' nur ein Wort, und ich werde dich so lieben – was du willst, das tu' ich! Da, hör' mal!« Er klimperte mit den Münzen in seiner Tasche. »Jetzt wollen wir lustig leben! Alles freut sich – nur ich hab' keine Freude von dir, Marianuschka!«

Das Mädchen antwortete nichts, sondern stand still vor ihm und brach mit raschen Fingerbewegungen die Gerte in kleine Stücke.

Lukaschka ballte plötzlich die Fäuste und biß die Zähne zusammen.

»Warum soll ich warten und warten? Liebe ich dich denn nicht, mein Herzchen? Mach' mit mir, was du willst!« sagte er plötzlich, finster die Stirn runzelnd, und ergriff ihre beiden Hände.

Marianka änderte weder ihre ruhige Miene noch ihre Stimme.

»Schrei nicht, Lukaschka, sondern höre auf meine Worte,« antwortete sie, ohne ihm ihre Hände zu entziehen, doch ihn fern von sich haltend. »Ich bin ja nur ein Mädchen, aber hör' auf mich! Ich habe zwar meinen freien Willen nicht, doch wenn du mich liebst, will ich dir etwas sagen. Laß meine Hände los, dann sage ich dir's! Hör' also: heiraten will ich dich, doch Torheiten darfst

du von mir nicht erwarten,« sagte
Marianka, ohne ihr Gesicht abzuwenden.

»Heiraten willst du mich? Das steht nicht in
unserer Macht. Lieb haben sollst du mich,
Marianuschka!« sprach Lukashka, der
plötzlich aus einem finsternen, heftigen
Polterer ein sanfter, ergebener und
zärtlicher Liebhaber geworden war und ihr
lächelnd aus nächster Nähe in die Augen
sah.

Marianka schmiegte sich an ihn und küßte
ihn herzlich auf die Lippen.

»Mein Lieber!« flüsterte sie, ihn heftig an
sich drückend. Dann riß sie sich plötzlich
los, lief davon und bog, ohne sich
umzusehen, in das Tor des väterlichen
Gehöfts ein.

Der Kosak bat sie inständig, doch noch ein
Weilchen zu warten und zu hören, was er
ihr zu sagen hätte, doch Marianka blieb
nicht.

»Geh, man wird uns sehen!« sagte sie. »Da geht auch, scheint's, unser Mieter, dieser Teufel, auf dem Hofe umher.«

»Die Fähnrichstochter!« dachte Lukaschka bei sich. »Heiraten will sie! Heiraten – ja, das ist selbstverständlich, doch soll sie mich erst lieben!«

Er traf mit Nasarka bei Jamka zusammen, zechte mit ihm eine ganze Weile, ging dann zu Dunjaschka und blieb trotz ihrer Untreue über Nacht bei ihr.

14.

Olenin ging in der Tat, als Marianka durch die Hoftür eintrat, im Hofe auf und ab und hörte noch, wie sie ihn »Teufel« nannte. Er hatte diesen ganzen Abend mit Onkel Jeroschka auf der Freitreppe seines neuen Quartiers zugebracht. Er hatte den Tisch, den Samowar, den Wein und eine brennende Kerze herausbringen lassen und bei einem Glase Tee und einer Zigarre die Erzählungen des Alten angehört, der zu seinen Füßen auf einer Treppenstufe Platz genommen hatte. Obschon die Luft ruhig war, tropfte das Licht doch, und die Flamme schwankte bald dahin, bald dorthin, daß ihr Schein abwechselnd auf den Treppenpfosten, den Tisch mit dem Geschirr oder den weißen, geschorenen Kopf des Alten fiel. Nachtfalter flatterten umher und stießen, den Staub ihrer Flügel verstreudend, an den Tisch und die Gläser an, flogen in die Flamme der Kerze und verschwanden wieder in dem schwarzen

Luftmeer, das den Lichtkreis der Kerze umgab. Olenin und Jeroschka hatten zu zweien fünf Flaschen Wein geleert. Jeroschka reichte, wenn er die Gläser füllte, jedesmal Olenin das seinige hin und stieß mit ihm auf sein Wohl an, um dann wieder weiter zu erzählen. Er erzählte von dem Leben der Kosaken in der alten Zeit, von seinem eigenen Vater, der auf großem Fuße gelebt habe und so stark gewesen sei, daß er einen erlegten Eber im Gewichte von zehn Pud allein auf dem Rücken davongetragen und in einer Sitzung zwei Eimer Wein ausgetrunken habe. Er erzählte auch von seiner eigenen Glanzzeit und seinem Freunde Girtschik, mit dem er zur Pestzeit Filzmäntel von jenseits des Terek herübergeholt habe. Er erzählte von einer Jagd, bei der an einem einzigen Morgen zwei Hirsche von seiner Büchse gefallen wären. Er erzählte von seinem »Seelchen«, das ihm des Nachts ins Wachthaus nachgelaufen sei. Und alles dies erzählte er so anziehend und anschaulich, daß Olenin nicht merkte, wie die Zeit verging.

»Ja, ja, mein Vater,« sagte er, »du hast mich in meiner goldenen Zeit nicht gekannt, da hätte ich dir was zeigen können! Jetzt spotten sie, Jeroschka habe am Krüge geleckt – damals aber war Jeroschka im ganzen Regiment berühmt! Wer hatte das beste Pferd, wer einen Gurda-Säbel, zu wem mußte man gehen, wenn man lustig zechen und schmausen wollte? Wen mußte man ins Gebirge schicken, um Achmet-Chan zu töten? Immer wieder Jeroschka! Wen haben die Mädchen geliebt? Immer hat Jeroschka seinen Mann gestanden. Weil ich eben ein echter Dschigit war! Ein Zechbruder, ein Spitzbube, der ganze Pferdeherden in den Bergen wegtrieb, ein Liedersänger ... kurz, ein Kerl, der mit allen Hunden gehetzt war. Heutzutage gibt es solche Kosaken nicht mehr. Man ekelt sich, wenn man solch einen Burschen heute sieht. Stiefel zieht er sich an, so hoch« – Jeroschka hielt seine Hand wohl eine Elle hoch über der Erde – »läppische Stutzerstiefel, und die beguckt er sich dann, das ist seine ganze Freude. Auch betrinken tut er sich wohl mal, aber nicht wie ein

vernünftiger Mensch, sondern nur so ein ganz klein wenig. Ich dagegen – was war ich für ein Kerl! Ich war Jeroschka der Dieb; mich kannte man nicht nur in den Dörfern unten, sondern auch oben in den Bergen. Fürsten hatte ich zu Freunden, die fuhren bei mir vor. Mit allen stand ich auf bestem Fuße: ob Tatar oder Armenier, ob Soldat oder Offizier, alles war mir gleich, wenn einer nur richtig zechen konnte. Zwar heißt es, man solle sich rein halten vom Verkehr mit dieser Welt, solle nicht trinken mit einem Soldaten, nicht essen mit einem Tataren ...«

»Wer sagt das?« fragte Olenin.

»Die Seelsorger unserer Gemeinden sagen es. Hör' nur erst mal, wie ein Mullah oder ein tatarischer Kadi spricht! Der sagt: ›Ihr ungläubigen Giaurs, warum eßt ihr Schweinefleisch?‹ Ein jeder hat eben sein besonderes Gesetz. Nach meiner Meinung aber ist alles gleich. Alles hat Gott zur Freude des Menschen geschaffen. Es gibt keine Sünde. Nimm dir ein Beispiel am

Wild! Das wohnt im tatarischen Schilf so gut wie in unserem. Wohin es kommt, dort ist es zu Hause. Was Gott gibt, das frißt es. Und unsere Leute sagen, wir würden dafür in der Hölle glühende Pfannen lecken müssen. Ich meine, das ist alles Schwindel,« fügte er nach kurzem Schweigen hinzu.

»Was ist Schwindel?« fragte Olenin.

»Na, was die Seelsorger sagen. Bei uns in Tschervlenaja, mein Vater, hatten wir einen Major, der war mein guter Freund. Ein prächtiger Mensch war er, ganz so wie ich. Er fiel im Kampfe mit den Tschetschenzen. Der sagte nun, daß die Seelsorger sich das alles aus den Fingern saugen. Man verreckt, sagte er, und dann wächst Gras auf dem Grabhügel, das ist alles.« Der Alte lachte. »Ja, das war ein ganz verfluchter Kerl, der Major!«

»Wie alt bist du denn, Väterchen?« fragte ihn Olenin.

»Das mag Gott wissen! So um die siebzig herum. Wie ihr noch eine Kaiserin hattet, war ich schon ein ganz strammer Junge. Rechne es doch nach, wie viel's ist. So an die siebzig Jährchen werden es sein.«

»Das wird stimmen. Aber du bist noch immer recht rüstig!«

»Ja, Gott sei's gedankt, ich bin gesund, kerngesund; nur meine Frau, die Hexe – die hat mir arg zugesetzt ...«

»Wieso denn?«

»Na, eben – so ...«

»Und du meinst, wenn du stirbst, wächst Gras auf dem Grabhügel, und alles ist aus?«
wiederholte Olenin.

Jeroschka wollte sich über diesen Punkt nicht allzu deutlich aussprechen. Er schwieg ein Weilchen.

»Ja, wie denkst du denn darüber? ... Ach was, trinken wir lieber!« rief er lächelnd

und reichte Olenin das gefüllte Glas hin.

15.

»Wovon sprach ich also?« fuhr er fort, während er sich zu besinnen suchte. »Ja, siehst du, solch ein Kerl bin ich! Ich bin eben ein Jägersmann. Im ganzen Regiment gibt's keinen solchen Jäger wie ich. Ich finde dir jedes Wild, jeden Vogel und zeige sie dir. Wo etwas ist, und was es ist, alles weiß ich. Ich hab' auch Hunde, und zwei Flinten hab' ich, und Netze, und einen Jagdschild, einen Habicht; alles hab' ich, Gott sei Dank. Wenn du ein richtiger Jäger bist und nicht nur prahlst, will ich dir alles zeigen. Solch ein Kerl bin ich! Seh' ich eine Fährte, dann weiß ich sofort, welches Tier es ist; ich weiß, wo es sein Lager hat, und wohin es geht, um zu trinken oder sich zu wälzen. Ich mache mir meinen Sitz zurecht und geh' auf den Anstand, die ganze Nacht bleib' ich da, was soll ich zu Hause sitzen! Da sündigt man nur und trinkt sich voll. Dann fangen die Weiber an, man zankt und streitet, und die Kinder schreien; ganz

verrückt wird man davon. Wie ganz anders ist's, wenn man so in der Abenddämmerung hinausgeht, sich ein Plätzchen sucht, das Schilf niedertritt, sich setzt und nun dasitzt und wartet. Ja, so macht es ein tüchtiger Kerl! Und alles weiß man, was im Walde vorgeht. Man schaut zum Himmel auf, da ziehen die Sternlein dahin; man guckt hinauf und rechnet, wie weit es noch bis zum Morgengrauen hin ist. Dann schaut man in die Runde – der Wald rauscht, jeden Augenblick erwartet man, daß es im Gebüsch knackt, daß der Eber kommt, um sich im Schlamm zu wälzen. Man hört, wie die jungen Adler schreien, wie die Hähne im Dorfe einander zurufen und die Gänse schnattern. Hört man die Gänse noch, so weiß man: es ist noch vor Mitternacht. Alles das weiß man, siehst du. Und wenn irgendwo in der Ferne ein Schuß fällt, denkt man gleich: wer hat denn da geschossen? Vielleicht hat ein Kosak, ebenso wie ich, auf Schwarzwild gelauert – hat er gut getroffen, oder hat er's nur angeschossen, daß das arme Tier nun geängstigt durchs Schilf läuft und seinen Weg mit Blut färbt?

Das mag ich gar nicht, nein, gar nicht!
Warum hat er's erst angeschossen, dieser
Dummkopf? Oder man denkt im Stillen:
›Vielleicht hat ein Abreke irgendeinen
dummen Kosaken erschossen?‹ Alles das
geht einem im Kopfe herum. Einmal sitz'
ich am Flusse und sehe: eine Wiege kommt
dahergeschwommen. Ganz unversehrt ist
sie, nur der Rand ist abgebrochen. Gleich
kamen mir da so meine Gedanken: ›Wem
mag die Wiege gehören? Gewiß sind, denk'
ich, eure Teufelskerle von Soldaten in einen
Aul gekommen, haben die
Tschetschenzenweiber mitgenommen,
irgendein Satan hat das Kindchen getötet,
hat es beim Beinchen gepackt und gegen
eine Kante geschmettert.‹ Machen sie es
vielleicht anders? Ach, die Menschen haben
ja kein Herz! Solche Gedanken kamen mir,
und es wurde mir ganz weich zumute. Ich
dachte: ›Die Wiege haben sie ins Wasser
geworfen, und das Weib mit fortgetrieben,
und das Haus niedergebrannt – er aber, der
Dschigit, hat sein Gewehr genommen und
ist hierher, auf unsere Seite gekommen, um
zu plündern.‹ Man sitzt eben da und geht

seinen Gedanken nach. Auf einmal aber hört man, wie die Tiere durchs Dickicht brechen, dann beginnt es gar mächtig in einem zu pochen. So kommt doch, ihr lieben Schweinchen, immer kommt näher! Sie wittern etwas, sagt man sich; man sitzt da und rührt sich nicht, nur das Herz macht: puck! puck! puck! – und es reißt einen förmlich in die Höhe. Neulich, im Frühjahr, kam auch solch ein Rudel Schwarzwild auf mich zu. ›Im Namen des Vaters, und des Sohnes‹ ... schon wollte ich schießen. Da schnaubt die alte Sau ihre Ferkel an: ›Weh uns, meine Kinderchen, da sitzt ein Mensch!‹ ruft sie, und sie stürzen alle miteinander durchs knackende Gebüsch davon. Mit den Zähnen hätt' ich sie am liebsten festgehalten.«

»Wie hat denn die Sau es den Ferkeln gesagt, daß da ein Mensch sitzt?« fragte Olenin.

»Na, was denkst du dir denn? Meinst du vielleicht, das Wild sei dumm? Nein, es ist klüger als der Mensch, wenn es auch heißt:

›eine Sau«. Es weiß alles. Wenn zum Beispiel der Mensch über seine Spur wegschreitet, merkt er's gar nicht, sobald aber die Sau auf deine Spur stößt, schnaubt sie sogleich los und reißt aus; sie muß also doch Verstand haben, wenn sie deinen Geruch wittert, den du selber nicht spürst. Und dann bedenk auch noch eins: du willst sie töten, und sie will lebendig im Walde umherlaufen. Dein Gesetz lautet so, und ihr Gesetz so. Sie ist zwar ein Schwein, aber darum ist sie doch nicht schlechter als du, ist eben, so gut wie du, Gottes Geschöpf. Ach, wie töricht ist doch der Mensch! Wie töricht, wie töricht ...« wiederholte der Alte mehrmals, ließ den Kopf sinken und versank in stilles Sinnen.

Auch Olenin ging seinen Gedanken nach – er stieg die Treppe hinab und begann, die Hände auf dem Rücken, schweigend im Hofe auf und ab zu schreiten.

Jeroschka wurde wieder munter, hob den Kopf empor und begann aufmerksam die Nachtschmetterlinge zu beobachten, die die

schwankende Flamme umflatterten und in sie hineinstürzten.

»Närrchen, Närrchen!« sagte er. »Wohin fliegst du denn? Nein, solch ein dummes, dummes Närrchen!« –

Er stand auf und begann, mit seinen dicken Fingern die Schmetterlinge fortzuscheuchen.

»Du wirst dich verbrennen, du Närrchen! Flieg doch lieber dahin, es ist ja Platz genug da,« redete er zärtlich auf die flatternden Tierchen ein und bemühte sich, sie mit seinen dicken Fingern behutsam an den Flügeln zu fassen und weiter abseits wieder fliegen zu lassen. »Du stürzt dich selbst ins Unglück, und ich hab' Mitleid mit dir!« Lange noch saß er schwatzend und die Flasche zu Ende trinkend da, während Olenin auf dem Hofe auf und ab ging. Plötzlich ließ ein Flüstern hinterm Hoftor ihn aufhorchen. Er hielt unwillkürlich den Atem an und hörte ein Weiberlachen, dann eine männliche Stimme und das Geräusch

eines Kusses. Absichtlich lauter auftretend, ging er nach der andern Seite des Hofes. Nach einem Weilchen knarrte die Tür im Zaun. Ein Kosak in dunkler Tscherkeska, mit weißem Lammfell an der Mütze – es war Luka – ging am Zaune entlang, und ein schlankes Mädchen mit weißem Kopftuch schritt an Olenin vorüber. »Ich habe mit dir nichts zu schaffen – du gehst mich und ich gehe dich nichts an,« schien Mariankas entschlossener Gang ihm zu sagen. Er folgte ihr bis zur Freitreppe an der Stube der Wirtsleute und konnte sogar durch das Fenster beobachten, wie sie: das Tuch abnahm und sich auf die Bank setzte. Und plötzlich bemächtigte sich seiner Seele ein Gefühl der Sehnsucht, der Verlassenheit, unklare Wünsche und Hoffnungen stiegen in ihm auf und die Empfindung des Neides gegen irgend jemand.

Die letzten Lichter erloschen in den Häusern. Die letzten Laute verstummten im Dorfe. Die Heckenzäune, das auf den Höfen sichtbare Vieh, die Dächer der Häuser, die schlanken Pappeln, alles schien

in gesundem, stillem, redlich verdientem Schlummer zu liegen. Nur das ununterbrochene laute Quaken der Frösche tönte von der fernen Flußniederung her an das lauschende Ohr. Im Osten wurden die Sterne seltener und schienen in der sich steigernden Helligkeit zu zerfließen. Im Zenit häuften sie sich dafür um so dichter und tiefer. Der Alte hatte den Kopf auf den Ellenbogen gestützt und schlummerte. Ein Hahn krächte im gegenüberliegenden Hofe. Olenin aber ging immer noch auf und ab und hing seinen Gedanken nach. Ein mehrstimmiger Gesang tönte an sein Ohr. Er trat an den Zaun heran und lauschte. Junge Kosakenstimmen sangen ein fröhliches Lied, und aus dem Chor tönte hell und kräftig eine einzelne, jugendliche Stimme hervor.

»Weißt du, wer da singt?« sagte der Alte, der wieder munter geworden war. »Das ist Lukaschka, der Dschigit. Er hat einen Tschetschenzen getötet, darum ist er so froh gestimmt. Sich darüber zu freuen – der Narr, der Narr!«

»Und du – hast du auch Menschen getötet?« fragte Olenin.

Der Alte richtete sich plötzlich auf beiden Ellenbogen in die Höhe und brachte sein Gesicht ganz nahe an das Gesicht Olenins.

»Du Satan!« schrie er ihn an. »Warum fragst du? Davon redet man nicht. Eine Seele vernichten, das ist etwas Schreckliches, o, so Schreckliches! ... Leb' wohl, mein Vater, ich habe satt gegessen und getrunken,« sagte er und stand auf. »Soll ich dich morgen zur Jagd abholen?«

»Ja, komm.«

»Sieh zu, daß du früh aufstehst – wenn du's verschläfst, mußt du Strafe zahlen.«

»Hab' keine Angst, ich werde früher auf sein als du,« entgegnete Olenin.

Der Alte ging fort. Das Lied war verstummt. Man hörte Schritte und heiteres Geplauder. Ein Weilchen darauf ertönte von

neuem ein Lied, doch in größerer
Entfernung, und Jeroschkas laute Stimme
hatte sich mit den früheren vereinigt.

»Was für Menschen, was für ein Leben!«
dachte Olenin mit einem Seufzer und kehrte
allein in sein Zimmer zurück.

16.

Onkel Jeroschka war ein nicht etatsmäßiger, einsam für sich lebender Kosak; seine Frau war vor zwanzig Jahren zur rechtgläubigen Kirche übergetreten, war ihm davongelaufen und hatte einen russischen Feldwebel geheiratet; Kinder hatte er nicht. Er prahlte nicht, wenn er von sich erzählte, daß er dereinst der schneidigste Kosak im Dorfe gewesen sei. Er war im ganzen Regiment wegen seiner einstmaligen Schneidigkeit bekannt. So manchen Mord, an Tschetschenzen wie an Russen begangen, hatte er auf dem Gewissen. Er hatte Beutezüge ins Gebirge unternommen, und bei den Russen geraubt, und zweimal im Gefängnis gesessen. Den größten Teil seines Lebens hatte er im Walde zugebracht, auf der Jagd, wo er tagelang nichts anderes aß als einen Bissen Brot und nichts als Wasser trank. Dafür zechte er dann im Dorfe vom Morgen bis zum Abend. Als er von Olenin nach Hause kam,

schief er etwa zwei Stunden, erwachte noch vor Tagesanbruch, lag dann auf seinem Bett und suchte sich über den Menschen, den er gestern kennengelernt hatte, ein Urteil zu bilden. Olenins Treuherzigkeit, die er darin sah, daß der Junker ihn so reichlich mit Wein bewirtet hatte, gefiel ihm ganz ausnehmend, und auch Olenin selbst gefiel ihm. Er wunderte sich darüber, daß alle Russen so treuherzig und so reich waren, und daß sie gar nichts verstanden, obschon sie doch alle »gelehrt« waren. Er erwog diese Fragen bei sich selbst und überlegte, was er sich bei Olenin wohl ausbitten könnte. Onkel Jeroschkas Haus war ziemlich geräumig und nicht alt, doch merkte man darin sogleich das Fehlen einer Frau. Im Gegensatz zu der sonst bei den Kosaken üblichen Reinlichkeit lag seine Stube im Schmutz und in größter Unordnung da. Auf dem Tische sah man einen achtlos hingeworfenen blutigen Kittel, einen halben Eierkuchen und daneben eine gerupfte und in Stücke gerissene Dohle, als Atzung für den Habicht. Auf den Bänken lagen ein Paar

Fußleder, ein Gewehr, ein Dolch, ein Beutel mit Pulver und Blei neben nassen Kleidern und Lappen umher. In einer Ecke befand sich in einem Zuber mit schmutzigem, übelriechendem Wasser ein zweites Paar Fußleder zum Aufweichen; ebenda stand eine Jagdflinte und ein Jagdschild. Auf dem Boden lagen neben einem Netz ein paar erlegte Fasanen, und um den Tisch lief, auf dem schmutzigen Fußboden herumpickend, ein an einem Beine angebundenes Hühnchen herum. In dem ungeheizten Ofen stand eine kleine irdene Schale, die mit einer milchigen Flüssigkeit gefüllt war. Auf dem Ofen kreischte ein Bussard, der sich vom Stricke loszureißen suchte, während ein in der Mauser befindlicher Habicht friedlich auf dem Ofenrande saß, nach dem Hühnchen schielte und von Zeit zu Zeit den Kopf von rechts nach links neigte. Onkel Jeroschka selbst lag auf dem sehr kurzen Bett, das zwischen der einen Wand und dem Ofen stand; er lag auf dem Rücken, im bloßen Hemd, die kräftigen Beine gegen den Ofen gestemmt, und kratzte sich mit dem dicken Finger den Schorf von den

Händen, die von dem Habicht, den er ohne Handschuhe abzurichten pflegte, ganz zerkratzt waren. Im ganzen Zimmer, besonders um den Alten herum, war die Luft von jenem starken, nicht unangenehmen Geruch gesättigt, der Onkel Jeroschka stets begleitete.

»Uide–ma, Onkel? Bist du zu Hause?« ließ sich durchs Fenster eine helle Stimme vernehmen, die er sogleich als die seines Nachbars Lukaschka erkannte.

»Uide, uide, uide! Ich bin zu Hause, komm herein!« schrie der Alte. »Nachbar Marka, Luka Marka, was führt dich zum Onkel? Geht's schon nach dem Wachthause?«

Der Habicht fuhr bei dem Rufe des Hausherrn zusammen und schlug, an seiner Fessel zerrend, mit den Flügeln.

Der Alte hatte Lukaschka gern und machte, wenn er mit Geringschätzung von der ganzen jungen Kosakengeneration sprach, bei ihm allein eine Ausnahme. Außerdem

brachten Lukaschka und seine Mutter als gute Nachbarn ihm nicht selten Wein, Kaimak und andere Erzeugnisse ihrer Wirtschaft, die Jeroschka nicht besaß. Onkel Jeroschka, der, solange er lebte, immer unter der Herrschaft seiner Gefühle gestanden hatte, jedoch für seine Impulse stets eine praktische Erklärung zu finden wußte, dachte bei sich selbst: »Nun, die Leute sind wohlhabend, ich gebe ihnen Wildbret, oder mal ein Huhn, und sie vergessen den Onkel eben auch nicht, bringen ihm dann und wann eine Pastete, oder einen Eierkuchen.«

»Sei mir begrüßt, Marka! Bin erfreut, daß du kommst,« rief der Alte munter, warf mit einer raschen Bewegung die nackten Beine vom Bett, sprang auf, machte zwei Schritte auf dem knarrenden Fußboden, blickte an seinen auswärts stehenden Füßen herab und fand plötzlich irgend etwas lächerlich an ihnen: er lächelte, stampfte einmal und noch einmal mit der nackten Ferse auf und nahm eine Ausfallstellung an. »Schneidig, was?« fragte er, während seine kleinen

Augen blitzten. Lukaschka lächelte kaum merklich. »Du mußt wohl nach dem Wachthause?« fragte der Alte.

»Ich bringe dir den Rotwein, Onkel, den ich dir beim Wachthause versprochen habe,« sagte Lukaschka.

»Christus beschütze dich,« entgegnete der Alte, hob die auf dem Fußboden liegenden Beinkleider und den Beschmet auf, legte sie an, zog sie mit dem Riemen fest zusammen, goß sich aus einer Schale Wasser auf die Hände, trocknete sie an den alten Hosen ab, brachte mit einem Stückchen Kamm seinen Bart in Ordnung und trat dann vor Lukaschka hin. »Fertig!« sagte er.

Lukaschka nahm eine große Trinkschale, wischte sie aus, füllte sie mit Wein, setzte sich auf die Bank und reichte die Schale dem Alten.

»Dein Wohl! Im Namen des Vaters und des Sohnes! ...« sagte der Alte, während er mit feierlicher Miene den Wein entgegnahm.

»Auf daß du erreichst, was du dir wünschst – und daß du ein schneidiger Bursche wirst und das Kreuz erhältst.«

Lukaschka trank gleichfalls nach kurzem Gebet von dem Weine und stellte ihn auf den Tisch. Der Alte erhob sich, brachte einen getrockneten Fisch, legte ihn auf die Schwelle, klopfte mit einem Stocke darauf, damit er weich würde, legte ihn dann mit den schrumpfigen Händen auf seinen einzigen blauen Teller und stellte ihn auf den Tisch.

»'s ist alles da bei mir, auch ein Imbiß, Gott sei Dank,« sagte er stolz. »Nun, wie steht die Sache mit Mossew?« fragte er dann.

Lukaschka erzählte, wie der Unteroffizier ihm das Gewehr weggenommen habe, offenbar in dem Wunsche, die Meinung des Alten zu hören.

»Auf das Gewehr verspitz' dich nicht,« sagte der Alte – »wenn du ihm das Gewehr

nicht gibst, bekommst du keine
Belohnung.«

»Ach, Onkel! Was für eine Belohnung kann
denn ein Minderjähriger wie ich erwarten?
Das Gewehr aber ist eine prächtige Waffe,
in der Krim gearbeitet, wohl achtzig
Silberrubel wert!«

»Äh, pfeif darauf! Auch ich hatte mal einen
Streit, mit einem Hauptmann, der durchaus
ein Pferd von mir haben wollte. Gib mir das
Pferd, sagte er, dann schlage ich dich zum
Fähnrich vor. Ich gab's ihm nicht, und so
wurde es auch mit der Beförderung nichts.«

»Ja, sieh mal, Onkel: ich muß mir doch ein
Pferd kaufen, und drüben, am anderen Ufer,
soll man unter fünfzig Rubel keins
bekommen. Die Mutter hat den Wein noch
nicht verkauft.«

»Ach was! Solche Sorgen kannte man zu
meiner Zeit nicht,« sagte der Alte. »Als
Onkel Jeroschka in deinen Jahren war, stahl
er schon ganze Herden von Gäulen bei den

Nogajern und trieb sie über den Terek. Das schönste Pferd gab man da zuweilen für ein Maß Branntwein oder einen Filzmantel hin.«

»Wie? So billig habt ihr sie weggegeben?« sagte Lukaschka.

»Bist doch ein Dummkopf, Marka – ein richtiger Dummkopf!« sagte der Alte geringschätzig. »Es geht nicht anders, man raubt doch eben, um den Freigebigen zu spielen! Ihr scheint keine Ahnung davon zu haben, wie man Pferde wegtreibt! ... Warum schweigst du?«

»Was soll ich denn reden, Onkel?« sagte Lukaschka. »Es scheint, wir taugen zu solchen Dingen nicht.«

»Bist doch ein Dummkopf, Marka – ein richtiger Dummkopf! Wir taugen dazu nicht!« versetzte der Alte, die Worte des jungen Kosaken spöttisch wiederholend. »Ich war freilich ein ganz anderer Kosak, als ich in deinen Jahren war.«

»Wie warst du denn?« fragte Lukaschka.

Der Alte schüttelte geringschätzig lächelnd den Kopf.

»Onkel Jeroschka war ein treuherziger Mensch, der gab alles hin, was er hatte. Dafür war mir auch die ganze Tschetschnja gewogen. Besuchte mich ein Freund, so bekam er soviel Branntwein zu trinken, als er wollte, er fühlte sich glücklich bei mir und übernachtete in meinem Hause, und kam ich zu ihm, so brachte ich ihm ein Geschenk, einen ›Peschkesch‹ mit. So haben wir es gemacht, und nicht so, wie es heut' ist; da kennen die jungen Burschen kein anderes Vergnügen, als Kürbiskerne aufzubeißen und die Schalen auszuspucken,« schloß der Alte und zeigte verächtlich, wie die Kosaken von heute die Kerne aufbeißen und die Schalen ausspucken.

»Ja, ich kenne das,« sagte Lukaschka. »So ist es!«

»Willst du ein ganzer Kerl sein, dann sei ein Dschigit und kein Bauer! Der Bauer – der kauft das Pferd: legt das Geld hin und nimmt dafür das Pferd.«

Sie schwiegen ein Weilchen.

»Ja, es ist wirklich langweilig, Onkel, im Dorfe wie im Wachthause. Man kann gar nichts Rechtes unternehmen, die Burschen sind alle so ängstlich. Da ist zum Beispiel Nasar: neulich waren wir in einem Aul, da meinte Girej-Chan, wir sollten mit zu den Nogajern gehen, um Pferde zu rauben, aber keiner ging mit; und könnt' ich denn allein gehen?«

»Aber wozu ist denn Onkel Jeroschka da? Meinst wohl, ich sei schon ganz verdorrt? Nein, das bin ich nicht! Gib mir ein Pferd, und ich komme gleich mit zu den Nogajern!«

»Was reden wir erst überflüssiges Zeug!« sagte Luka. »Sag' mir lieber, was von Girej-Chan zu halten ist! Er sagt: bring' mir nur

ein Pferd an den Terek, dann hebe ich dir ein ganzes Pferdevolk aus, den Hengst samt den Stuten und Füllen. Den Ort finde ich schon! Er ist doch auch ein Geschorener – ich weiß nicht, ob ich ihm trauen kann.«

»Dem Girej-Chan? Dem kannst du schon trauen! Seine ganze Verwandtschaft besteht aus lauter braven Leuten; sein Vater war mir ein treuer Freund. Hör' auf den Onkel, der lehrt dich nichts Schlechtes: laß Girej-Chan einen Eid leisten, dann wird er schon Treue halten. Wenn du dann aber mit ihm hinreitest, halt immer die Pistole bereit! Gefährlich wird's, wenn die Pferde geteilt werden. Dabei hat mich ein Tschetschenze einmal beinahe umgebracht; ich verlangte von ihm zehn Rubel für jedes Pferd. Trauen kannst du ihnen schon – doch leg' dich nie ohne Gewehr schlafen!«

Lukaschka hörte dem Alten mit Aufmerksamkeit zu.

»Wie ist denn das, Onkel – man sagt, du habest eine Sprengwurzel?« begann er,

nachdem er ein Weilchen geschwiegen hatte.

»Eine Sprengwurzel habe ich nicht, doch will ich dich meinetwegen in die Sache einweihen – bist ja ein braver Junge, wirst mich Alten nicht vergessen! Soll ich's dich also lehren?«

»Lehre es mich, Onkel!«

»Du kennst doch die Schildkröte? Die ist dir ein böses Tier, die Schildkröte.«

»Ich kenne sie, ja!«

»Such' also ihr Nest auf und mach' einen kleinen Zaun rings herum, daß sie nicht hindurch kann. Wenn sie nun kommt, geht sie rings herum und kriecht gleich wieder zurück, um die Sprengwurzel zu holen. Die bringt sie nun herbei und zersprengt den Zaun. Am nächsten Morgen geh ganz zeitig früh hin, und siehe: wo der Zaun durchbrochen ist, da liegt auch die Sprengwurzel. Nimm sie auf und trag sie,

wohin du willst. Kein Schloß und Riegel
wird dir widerstehen.«

»Hast du es denn versucht, Onkel?«

»Versucht habe ich's nicht, aber gute Leute
haben es mir erzählt. Ich habe nur einen
Zauberspruch gekannt, den sagte ich immer
her, wenn ich aufs Pferd stieg, damit mich
der Tod nicht ereilte. ›Ich grüß' dich,
Tochter Zion«, so fing der Spruch an.«

»Was für eine Tochter Zion, Onkel?«

»Kennst du den Spruch nicht? Ach, sind das
Menschen! Warum fragt ihr denn den Onkel
nicht nach solchen Dingen? Nun, hör' zu
und sprich es nach:

›Ich grüß' dich, Tochter Zion,
Dein König nahet dir!
Wir steigen keck zu Pferde,
Und lustig reiten wir.
Sophonias ist vorne,
Und hinten Zachareis,

Und in der Mitte humpelt
Mandritius der Greis.«

Mandritius der Greis,« wiederholte der
Alte. »Hast du dir's gemerkt? Ein sehr
wirksamer Spruch!«

Lukaschka lachte.

»Das also hat dich am Leben erhalten,
Onkel? Schon möglich!« sagte er mit
leichtem Spott.

»Ja, ihr seid jetzt sehr schlau geworden und
lacht über die Alten. Aber lern's nur immer
auswendig und sag' es her! Es kann dir
nicht schaden! Sag' deine ›Tochter Zion‹
ruhig her, und du wirst dich dabei wohl
fühlen,« sagte der Alte und mußte selbst
lachen. »Aber die Fahrt zu den Nogajern –
die laß lieber sein, Luka, verstanden?«

»Warum denn?«

»Die Zeit ist heut' nicht danach, und auch
die Menschen taugen nicht dazu.

Mistkosaken seid ihr geworden! Wieviel Russen ihr jetzt hier sitzen habt! Nein, wirklich: laß es, du kommst noch vor's Gericht! Zu solchen Dingen taugt ihr nicht mehr! Ich weiß noch, wie ich einmal mit Girtschik ...« Der Alte wollte eine seiner endlos langen Geschichten zum besten geben, doch Lukaschka sah zum Fenster hinaus.

»Es ist schon ganz hell geworden, Onkel,« unterbrach er ihn – »es ist Zeit, daß ich gehe. Besuch' mich einmal!«

»Christus beschütze dich! Ich gehe jetzt zu dem von der Linie: hab' versprochen, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Scheint ein guter Junge zu sein.«

17.

Von Jeroschka begab Lukaschka sich nach Hause. Ein feuchter, tauiger Nebel hatte sich von der Erde erhoben und das Dorf eingehüllt. Das Vieh, das man jetzt nicht sehen konnte, begann da und dort zu rumoren. Häufiger und lauter erscholl das Krähen der Hähne. Die Luft wurde durchsichtiger, die Leute begannen sich zu erheben. Ganz dicht vor seinem Hofe stehend, konnte Lukaschka den vom Nebel benetzten Zaun, die Freitreppe des Hauses und die offenstehende Vorratskammer unterscheiden. Er hörte durch den Nebel hindurch, wie jemand im Hofe Holz zerkleinerte. Lukaschka trat in das Haus ein. Die Mutter hatte sich bereits erhoben und stand vor dem Ofen, in den sie Holz hineinwarf. Seine kleine Schwester schlief noch im Bett.

»Na, Lukaschka, hast du nun genug geschwärmt?« begann die Mutter leise.

»Wo warst du denn die ganze Nacht?«

»Im Dorfe war ich,« antwortete der Sohn mürrisch, holte seine Büchse aus dem Futteral und besah sie.

Die Mutter schüttelte den Kopf.

Lukaschka schüttete Pulver auf die Pfanne, holte ein Säckchen hervor, nahm ein paar Patronenhülsen heraus, schüttete die Pulverladung hinein und verstopfte die Öffnungen sorgfältig mit Kugeln, die er in ein Läppchen gewickelt hatte. Dann benagte er die gefüllten Patronen mit den Zähnen, untersuchte sie und legte das Säckchen wieder fort.

»Wie steht's denn, Mütterchen – ich sagte dir, die Futtersäcke müßten geflickt werden – sind sie fertig?« sagte er.

»Ich glaub's wohl, die Stumme hat gestern abend irgend etwas geflickt. Mußt du denn schon nach dem Wachthause gehen? Ich

habe dich die ganze Zeit nicht zu sehen bekommen.«

»Ich muß mich jetzt fertigmachen und gehen,« antwortete Lukaschka, während er die Munition einpackte. »Wo ist denn die Stumme? Ist sie hinausgegangen?«

»Sie wird Holz zerkleinern. Sie grämte sich so um dich. ›Ich bekomme ihn gar nicht mehr zu sehen,‹ sagte sie. Sie zeigte mit der Hand auf ihr Gesicht, schnalzte und preßte die Hände an ihr Herz: ›Ich bin so traurig,‹ wollte sie sagen. Soll ich sie rufen? Das mit dem Abreken hat sie ganz genau verstanden.«

»Ruf sie,« sagte Lukaschka. »Ich hatte da noch etwas Fett, bring mir's doch her, ich muß meinen Säbel einfetten.«

Die Alte ging hinaus, und wenige Augenblicke darauf kam Lukaschkas stumme Schwester die knarrende Treppe hinauf in die Stube. Sie war sechs Jahre älter als ihr Bruder und wäre ihm sehr

ähnlich gewesen, wenn sie nicht den allen Taubstummen gemeinsamen stumpfen Ausdruck des Gesichts gehabt hätte, in dem sich alle Empfindungen in ganz grober Weise widerspiegeln. Ihre Kleidung bestand aus einem groben Hemd mit zahlreichen Flickern; die Füße waren unbekleidet und schmutzig; um den Kopf trug sie ein altes blaues Tuch. Hals, Arme und Gesicht waren sehnig, wie bei einem Manne. Man sah es an ihrer Kleidung wie überhaupt an allem, daß sie beständig schwere Männerarbeit verrichten mußte. Sie brachte ein Bündel Holz herein und warf es neben dem Ofen hin. Dann trat sie mit freudigem Lächeln, das ihr ganzes Gesicht in Falten zog, auf den Bruder zu, berührte seine Schulter und begann ihm mit den Händen, dem Gesicht und dem ganzen Körper lebhaft Zeichen zu machen.

»Gut, gut! Stepka ist ein tüchtiges Mädchen,« antwortete der Bruder und nickte dabei mit dem Kopfe. »Alles hat sie zurechtgemacht und geflickt, ein braves Mädchen! Da hast du auch etwas zum

Lohne!« fügte er hinzu, nahm zwei Pfefferkuchen aus der Tasche und reichte sie ihr.

Das Gesicht der Stummen ward ganz rot, und sie stieß einen wilden Freudenschrei aus. Sie nahm die Pfefferkuchen und fuhr, noch hastiger als vorher, in ihrer Zeichensprache fort, wobei sie häufig nach einer bestimmten Richtung zeigte und mit dem dicken Daumen sich über Augenbrauen und Gesicht fuhr. Lukaschka verstand sie, lächelte still und nickte in einem fort. Sie sagte, der Bruder solle den Mädchen Leckereien geben, die Mädchen liebten ihn, und ein Mädchen, Marianka, sei besser als alle andern und liebe ihn gleichfalls. Marianka bezeichnete sie dadurch, daß sie nach der Richtung des Fähnrichshofes wies, dann auf ihre Augenbrauen und ihr Gesicht zeigte, mit der Zunge schnalzte und den Kopf hin und her bewegte. Um zu sagen: »Sie liebt dich,« drückte sie ihre Hand an die Brust, küßte die Hand und umarmte sie gleichsam. Die Mutter kehrte in die Stube zurück, und als

sie merkte, wovon die Stumme sprach, lächelte sie und nickte mit dem Kopfe. Die Stumme zeigte ihr die Pfefferkuchen und stieß wieder ihren Freudenschrei aus.

»Ich habe dieser Tage mit Ulita gesprochen,« begann die Mutter – »ich sagte ihr, daß ich Freiwerber schicken würde. Sie hat meine Worte gut aufgenommen.«

Lukaschka sah seine Mutter schweigend an.

»Wie steht's denn, Mütterchen?« versetzte er darauf – »ich brauche ein Pferd, der Wein muß verkauft werden.«

»Ich werde ihn schon verkaufen, wenn's Zeit ist; ich muß erst die Fässer in Ordnung bringen,« sagte die Mutter, die es offenbar nicht gern sah, daß der Sohn sich in wirtschaftliche Angelegenheiten mischte.

»Wenn du gehst,« sagte sie dann zu ihm, »dann nimm doch den Beutel mit, der auf dem Flur hängt! Ich habe ihn mir geborgt, um dir etwas zum Mitnehmen

hineinzupacken. Oder soll ich dir's in den Futtersack tun?«

»Schon gut,« antwortete Lukaschka. »Wenn Girej-Chan über den Fluß herkommt, dann schick' ihn doch zu mir nach dem Wachthause, ich habe ein Geschäft mit ihm. Ich werde wohl nicht so bald wieder Urlaub bekommen.«

Er machte sich zum Aufbruch bereit.

»Ich schicke ihn dir hin, Lukaschka, den Girej-Chan. Habt ihr die ganze Nacht bei der Jamka gezecht?« fragte die Alte. »Wie ich in der Nacht aufstand und zum Vieh ging, hörte ich jemanden singen – ganz deine Stimme war es.«

Lukaschka antwortete nicht; er ging auf den Flur hinaus, warf den Beutel über die Schulter, schürzte seinen Kittel hoch auf, nahm das Gewehr und blieb auf der Schwelle stehen.

»Leb' wohl, Mütterchen,« sagte er zur Mutter, während er das Tor hinter sich schloß. »Schick mir durch Nasarka ein Fäßchen Wein, ich hab's den Kameraden versprochen. Nasarka wird hier vorsprechen.«

»Christus beschütze dich, Lukashka! Gott sei mit dir! Ich schicke dir den Wein, aus dem neuen Fasse schicke ich dir welchen,« antwortete die Alte und trat an den Zaun heran. »Nun höre noch etwas,« fügte sie, sich über die Hecke vorbeugend, hinzu.

Der Kosak blieb stehen.

»Du hast hier lustig geschmaust – nun, Gott sei gelobt! Warum soll ein junger Mensch nicht fröhlich sein? Gott hat dir ja auch Glück gegeben. Mir ist's recht. Dort aber sei auf der Hut, mein Sohn, mache dir keine Feinde! ... Tu immer, was deine Vorgesetzten verlangen, es geht nicht anders! Und den Wein – den verkauf ich schon, daß du dir ein Pferd beschaffen

kannst, und um das Mädchen will ich für dich werben.«

»Gut, gut!« antwortete der Sohn stirnrunzelnd.

Die Stumme stieß einen Schrei aus, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Sie zeigte nach ihrem Kopfe und ihrer Hand, was so viel besagte als ›ein rasierter Kopf, ein Tschetschenze!‹ Dann zog sie die Brauen zusammen, tat, als ziele sie mit einem Gewehr, schrie auf und sang, den Kopf wiegend, irgend etwas vor sich hin. Sie meinte damit, Lukaschka solle noch mehr Tschetschenzen töten.

Lukaschka verstand sie, lächelte und entschwand mit leichten Schritten in dem dichten Nebel, das Gewehr unter dem Filzmantel auf dem Rücken festhaltend.

Schweigend stand die Alte noch ein Weilchen am Hoftor, ging dann ins Haus und machte sich sogleich an die Arbeit.

18.

Lukaschka ging nach dem Wachthause, und Onkel Jeroschka hatte inzwischen seinen Hunden gepfiffen, war über den Zaun geklettert und hinten herum auf einem Nebenwege nach Olenins Quartier gelangt. Er vermied es, wenn er auf die Jagd ging, nach Möglichkeit, alten Weibern zu begegnen. Olenin schlief noch, und auch Wanjuscha war, obschon er bereits wach geworden war, noch nicht aufgestanden. Er blickte um sich und überlegte, ob es schon Zeit sei, aus den Federn zu kriechen, als Onkel Jeroschka mit der Flinte auf dem Rücken und in voller Jagdausrüstung die Tür öffnete.

»Die Trommel gerührt!« rief er mit seiner tiefen Baßstimme. »Alarm geschlagen! Die Tschetschenzen sind da! Iwan, stell' den Samowar für den Herrn auf! Steh endlich auf! Rasch!« schrie der Alte. »So ist es bei uns Sitte, alter Freund! Auch die Mädchen

sind schon auf. Sieh mal durchs Fenster, sieh – da geht schon eine nach Wasser, und du schläfst noch.«

Olenin erwachte und sprang auf. Es ward ihm so frisch und froh ums Herz beim Anblick des Alten und beim Klange seiner Stimme.

»Rasch, rasch, Wanjuscha!« rief er.

»So also gehst du auf die Jagd!« sprach Onkel Jeroschka. »Alles sitzt schon beim Frühstück, und du schläfst! Ljam, wohin?« rief er seinem Hunde zu.

»Ist dein Gewehr in Ordnung, wie?« schrie er dann, als wäre ein ganzer Haufe von Menschen im Zimmer, den er überschreien müsse.

»Nun, ich bekenne mich schuldig, da hilft kein Leugnen. Pulver, Wanjuscha! Und Pfropfen!« sagte Olenin.

»Das kostet Strafe!« schrie der Alte.

»Du thé voulez-vous?« fragte Wanjuscha schmunzelnd.

»Bist du denn kein Russe? Was für eine Sprache sprichst du denn, du Satan?« schrie der Alte ihn an und wies ihm seine Zahnstummel.

»Das erstemal mußt du mir verzeihen,« scherzte Olenin, während er seine großen Stiefel anzog.

»Naja, das erstemal sei's verziehen,« versetzte Jeroschka – »aber falls du noch einmal verschläfst, mußt du einen Eimer Rotwein zahlen. Wenn's wärmer geworden ist, triffst du den Hirsch nicht mehr an.«

»Und wenn ich ihn antreffe, ist er klüger als wir,« sagte Olenin, auf die Worte anspielend, die der Alte am Abend vorher gesprochen – »er läßt sich nicht täuschen!«

»Ja, lach' nur! Erlege ihn erst, dann kannst du reden. Nun, mach' rasch! Sieh, da kommt auch dein Hauswirt zu Besuch,«

sagte Jeroschka, der eben durchs Fenster sah. »Wie er sich ausgeputzt hat! Den neuen Kittel hat er angezogen, damit du siehst, daß er Offizier ist. Ach, ist das ein Volk, ein Volk!«

In der Tat meldete auch Wanjuscha, daß der Hauswirt den Herrn zu sprechen wünsche.

»L'argent,« sagte er scharfsinnig, um seinen Herrn über den Zweck aufzuklären, den der Besuch des Fähnrichs hatte. Gleich darauf trat der Fähnrich selbst ins Zimmer, in einer neuen Tscherkeska mit Offiziersepauletten und blankgeputzten Stiefeln, was bei einem Kosaken eine Seltenheit war. Ein Lächeln auf dem Gesichte, trat er, sich hin und her wiegend, ein und hieß den Junker willkommen.

Ilja Wassiljewitsch, der Fähnrich, war ein gebildeter Kosak, der längere Zeit in Rußland geweilt hatte; er war Schullehrer und vor allen Dingen von Adel. Er wollte auch als Adeliger erscheinen; unwillkürlich jedoch kam unter dem äußerlich

angenommenen, unsympathischen Anstrich von Renommée, Selbstgefälligkeit und alberner Schwatzhaftigkeit ein zweiter Onkel Jeroschka zum Vorschein. Auch das sonnenverbrannte Gesicht, die Hände und die rötliche Nase wiesen auf einen solchen hin. Olenin bat ihn, Platz zu nehmen.

»Sei begrüßt, Väterchen Ilja Wassiljewitsch!« sagte Jeroschka, erhob sich und machte ihm eine, wie es Olenin schien, ironisch tiefe Verbeugung.

»Guten Morgen, Onkel! Du auch schon hier?« antwortete der Fähnrich mit herablassendem Kopfnicken.

Der Fähnrich war ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit grauem, keilförmig gestutztem Barte, hager, schwächling, mit hübschen Gesichtszügen und für seine vierzig Jahre noch sehr frisch. Er war, als er Olenin seinen Besuch machte, sichtlich besorgt, daß dieser ihn vielleicht für einen gewöhnlichen Kosaken halten könnte, und

wollte ihm daher gleich von vornherein seinen höheren Rang fühlbar machen.

»Das ist unser ägyptischer Nimrod,« sagte er, auf den Alten hinweisend, indem er sich mit selbstgefälligem Lächeln an Olenin wandte. »Ein großer Jäger vor dem Herrn! Unser tüchtigster Mann auf allen Gebieten. Sie haben schon von seinen Heldentaten gehört?«

Onkel Jeroschka blickte auf seine mit feuchten Lederlappen umwickelten Füße, schüttelte gedankenvoll den Kopf, als sei er erstaunt über die Gewandtheit und Gelehrsamkeit des Fähnrichs, und wiederholte für sich: »Giftischer Nimrod! Was er da wieder ausgetüftelt hat!«

»Wir wollen eben zur Jagd aufbrechen,« sagte Olenin.

»Ganz recht,« versetzte der Fähnrich – »ich habe nur ein kleines Geschäft mit Ihnen zu besprechen.«

»Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Weil Sie doch ein Edelmann sind,« begann der Fähnrich – »und weil auch ich mich so ansehen kann, daß ich die Stellung eines Offiziers habe, so meine ich, daß wir allmählich immer so miteinander verkehren können, wie eben alle Edelleute.«

Er hielt in seiner Rede inne und blickte lächelnd auf den Alten und Olenin. »Wenn Sie jedoch den Wunsch haben sollten, mit meiner Zustimmung, weil nämlich meine Frau nicht unserem Stande gemäß gebildet ist und im gegenwärtigen Augenblick Ihre Worte vom gestrigen Datum nicht ganz verstanden hat, da nämlich meine Wohnung ohne den Pferdestall für sechs Silberrubel an den Regimentsadjutanten vermietet werden konnte, und ich, als Edelmann, eben kein Geschäft daraus mache, aber weil Sie es wünschen, so kann ich, da ich selbst die Stellung eines Offiziers habe, über alles mit Ihnen persönlich verhandeln und als Einwohner hiesigen Landes, nicht als wenn dies so unsere Gewohnheit wäre, sondern

weil ich in allem die Bedingungen erfüllen kann.«

»Der weiß aber zu reden!« brummte der Alte vor sich hin.

Der Fähnrich sprach noch lange in dieser Art weiter. Aus allen seinen Reden entnahm Olenin nicht ohne einige Mühe den Wunsch des Fähnrichs, sechs Silberrubel monatlich als Miete für die Wohnung zu nehmen. Mit Vergnügen erklärte er sich zur Zahlung dieses Betrages bereit und bot seinem Gaste ein Glas Tee an. Der Fähnrich lehnte ab.

»Nach unserem törichten Brauche,« sagte er, »halten wir es sozusagen für Sünde, aus einem ›weltlichen‹ Glase zu trinken. Nach meiner Bildung könnte ich es zwar verstehen, aber meine Frau würde vielleicht, in Anbetracht der menschlichen Schwachheit ...«

»Darf ich Ihnen also Tee anbieten?«

»Wenn Sie erlauben, hole ich mir mein eigenes Glas, ein besonderes,« antwortete der Fähnrich und trat auf die Freitreppe hinaus. »Bring' mir ein Glas!« rief er.

Wenige Augenblicke darauf öffnete sich die Tür, und ein von der Sonne gebräunter, jugendlicher Arm in einem rosa Ärmel reichte ein Glas ins Zimmer hinein. Der Fähnrich ging hin, nahm das Glas und flüsterte irgend etwas mit der Tochter. Olenin schenkte dem Fähnrich den Tee in sein »besonderes« Glas ein, während Jeroschka aus einem »weltlichen« Glase trank.

»Ich möchte Sie indessen nicht aufhalten,« sagte der Fähnrich und trank sein Glas, das ihn heftig in der Hand brannte, zu Ende. »Ich habe nämlich auch einen starken Hang zum Fischfang und bin hier nur auf Besuch, sozusagen zur Erholung vom Dienst. Auch ich habe den Wunsch, mein Glück zu versuchen, ob nicht vielleicht etliche Gaben des Terek mir zufallen. Ich hoffe, Sie werden auch mich einmal besuchen und ein

Glas Väterwein, nach unserem Dorfbrauche, bei uns trinken,« fügte er hinzu.

Der Fähnrich verneigte sich, schüttelte Olenin die Hand und ging. Während Olenin sich zum Aufbruch bereit machte, konnte er draußen im Hofe die befehlende Stimme des Fähnrichs vernehmen, der seinen Hausleuten allerhand Weisungen erteilte. Kurz darauf sah er ihn an seinem Fenster vorübergehen, die Beinkleider bis zu den Knien aufgestreift, im zerrissenen Beschmet, ein Fischnetz über der Schulter.

»Dieser Halunke!« sagte Onkel Jeroschka, während er seinen Tee aus dem weltlichen Glase zu Ende trank. »Wirst du ihm wirklich sechs Rubel zahlen? Ist das erhört? Die beste Stube im Dorfe ist für zwei Rubel zu haben. Dieser Schuft! Ich lass' dir ja meine Stube schon für drei Rubel ab!«

»Nein, jetzt bleibe ich schon hier,« sagte Olenin.

»Sechs Rubel! Ein Heidengeld! A—ach!«
seufzte der Alte. »Bring Wein her, Iwan!«

Nachdem sie einen Imbiß genommen und einen Schluck Branntwein getrunken hatten, traten Olenin und der Alte gegen acht Uhr morgens zusammen auf die Straße hinaus.

Im Hoftor stießen sie auf einen bespannten Wagen. Bis zu den Augen hinauf in ein weißes Tuch gehüllt, den Beschmet über dem Hemd, in Stiefeln und mit einer langen Gerte in der Hand, zog Marianka die Ochsen an einem um die Hörner gebundenen Stricke vorwärts.

»Du mein Schätzchen,« sagte der Alte und tat, als wolle er sie haschen.

Marianka holte mit der Gerte nach ihm aus und sah dann die beiden Männer mit ihren lachenden schönen Augen an.

Olenin ward noch froher gestimmt.

»Nun, gehen wir, gehen wir!« sagte er und warf die Flinte über den Rücken – er fühlte, daß der Blick des Mädchens auf ihn gerichtet war.

»Hü! Hü!« erscholl hinter ihm Mariankas Stimme, und gleich darauf setzte der Wagen sich knarrend in Bewegung.

Der Nebel hatte sich zum Teil erhoben und die feuchten Schilfdächer sichtbar werden lassen, zum Teil war er als Tau auf den Weg und das Gras an den Zäunen gefallen. Rauch stieg überall aus den Schornsteinen auf. Die Leute verließen das Dorf – die einen gingen zur Feldarbeit, die andern nach dem Flusse, wieder andere nach dem Wachthause. Die beiden Jäger schritten nebeneinander auf dem feuchten, mit Gras bewachsenen Wege daher. Die Hunde liefen ihnen zur Seite, wedelten mit den Schweifen und sahen sich nach ihren Herren um. Myriaden von Mücken schwirrten in der Luft und folgten den Jägern, ihre Rücken, ihre Augen und Hände ganz bedeckend. Es duftete nach Gras und

nach Waldfeuchtigkeit. Olenin sah sich immer wieder nach dem Wagen um, in dem Marianka saß und mit der Gerte die Ochsen antrieb.

Solange der Weg hinter dem Dorfe herum über die Weideplätze führte, blieb Jeroschka in einem Plaudern. Der Fähnrich wollte ihm nicht aus dem Kopfe, und er schimpfte immer noch über ihn.

»Warum bist du eigentlich so aufgebracht über ihn?« fragte Olenin.

»Er ist ein Geizhals! Ich mag ihn nicht leiden,« antwortete der Alte. »Wenn er verreckt, muß er doch alles hierlassen. Für wen scharrt er's zusammen? Zwei Häuser hat er gebaut. Einen zweiten Garten hat er seinem Bruder im Prozeß abgenommen. Und was für ein durchtriebener Hund ist er in Schreibsachen! Aus den andern Dörfern kommen sie zu ihm, daß er ihnen Schriftstücke abfasse. Wenn er etwas aufsetzt, hat die Sache Erfolg. Wie geschmiert geht's dann. Aber für wen kratzt

er's denn zusammen? Er hat doch nur einen Jungen und das Mädchen, das verheiratet er, und dann hat er niemanden weiter.«

»Er spart wohl für die Mitgift,« sagte Olenin.

»Was für eine Mitgift? Das Mädchen wird er schon loswerden, ein ganz prächtiges Mädchen. Aber der Teufelskerl will sie ja nur an einen Reichen verheiraten. Denkt dabei noch ein großes Brautgeschenk herauszuschlagen. Da ist der Kosak Luka, mein Nachbar und Neffe, ein wackerer Bursche, hat einen Tschetschenzen getötet – der wirbt schon lange um sie, doch er gibt sie ihm nicht. Bald hat er diesen Grund, bald jenen, bald noch einen andern; das Mädchen sei noch zu jung, sagt er. Ich weiß aber, was er im Sinne hat: er will, daß man ihm Geschenke bringe. Was für Spektakel hat es schon um das Mädchen gegeben! Und der Lukaschka wird sie doch heiraten, denn er ist der tüchtigste Kosak im Dorfe, ein Dschigit; hat einen Abreken getötet und wird das Kreuz bekommen.«

»Was hat das zu bedeuten: als ich gestern auf dem Hofe umherging, sah ich, wie die Wirtstochter sich mit einem Kosaken küßte?« sagte Olenin.

»Lügst du auch nicht?« rief der Alte und blieb stehen.

»Bei Gott!« sagte Olenin.

»Sind doch durchtriebene Teufel, diese Weiber,« sprach Jeroschka nachdenklich.

»Wie sah er denn aus, der Kosak?«

»Ich habe ihn nicht genauer betrachtet.«

»Was für ein Lammfell hatte er an der Mütze? Ein weißes?«

»Ja!«

»Und einen roten Kittel? Von deiner Größe ist er, wie?«

»Nein, er war größer.«

»Dann war er's.« Jeroschka lachte. »Er war es, mein Marka! Er, der Lukaschka. Ich nenne ihn Marka, so im Scherz. Ja, der war es. Ich liebe ihn! Solch ein Bursche war auch ich, mein Vater. Soll man die Dinger vielleicht bloß angucken? Ich weiß noch, wie mein Schätzchen mit der Mutter und der Schwägerin zusammen schlief – und ich stieg doch bei ihr ein! Die Wohnung lag hoch, und die Mutter war eine Hexe, ein Satan, und konnte mich nicht leiden. Mit meinem Freunde kam ich hin, Girtschik hieß er – kam unter ihr Fenster, stieg auf seine Schultern, schob das Fenster hoch und tastete mich im Dunkeln zu ihr hin. Auf einer Bank schlief sie dort. Einmal, wie ich sie weckte, stöhnte sie auf vor Schrecken: sie hatte mich nicht erkannt. ›Wer ist da?‹ rief sie, doch ich durfte nicht reden, die Mutter begann sich schon zu rühren. Ich nahm die Mütze vom Kopfe und schob sie ihr unter die Nase, da erkannte sie mich am Mützenstreifen und sprang heraus. Das waren Zeiten! An nichts mangelte es mir. Weintrauben, und Quarkkäse, alles steckte sie mir zu,« sagte Jeroschka, der die Dinge

gern vom praktischen Gesichtspunkte ansah. »Und sie war nicht die einzige. Das war ein Leben!«

»Und jetzt?«

»Jetzt? ... Laß uns lieber dem Hunde da folgen, wir treiben einen Fasan auf den Baum, den mußt du schießen.«

»Hättest du dein Glück auch bei Marianka versucht?«

»Gib auf die Hunde acht! Heut' abend erzähle ich weiter,« sagte der Alte und zeigte auf seinen Liebling Ljam.

Sie schwiegen.

Nachdem sie gegen hundert Schritte unter lebhaften Gesprächen zurückgelegt hatten, blieb der Alte wieder stehen und zeigte nach einer Gerte, die quer über dem Weg lag.

»Was glaubst du, was das ist?« sagte er.
»Du meinst wohl, der Stock da habe nichts

zu bedeuten? Nein, der bedeutet Schlimmes!«

»Wieso denn Schlimmes?«

Er lächelte.

»Du weißt auch gar nichts! Hör' also: wenn ein Stock so liegt, wie dieser da, dann schreite nicht über ihn hinweg, sondern geh um ihn herum, oder wirf ihn auf die Seite, sprich: ›Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes‹ und geh mit Gott deiner Wege. Dann geschieht dir nichts. So haben alte Leute es mich gelehrt.«

»Ach, das ist ja Unsinn!« sagte Olenin.
»Erzähl' lieber von Marianka. Sie geht also mit dem Lukaschka, wie?«

»Pst! Jetzt schweig,« brach der Alte flüsternd das Gespräch ab. »Jetzt heißt es die Ohren spitzen! Wir kommen nun so richtig in den Wald.«

In seinen Fußledern geräuschlos
daherschreitend, ging der Alte voran auf
dem schmalen Fußpfad, der in den wilden,
dicht verwachsenen Wald rührte. Mehrmals
sah er sich stirnrunzelnd nach Olenin um,
der mit seinen großen Stiefeln ein lautes
Geräusch verursachte und sein Gewehr so
unvorsichtig trug, daß es immer wieder an
den den Weg versperrenden Baumzweigen
hängen blieb.

»Mach' doch kein Geräusch, geh leise,
Soldat!« flüsterte der Alte unwillig.

Man spürte es in der Luft, daß die Sonne
höher stieg. Der Nebel hatte sich zerstreut,
verhüllte jedoch noch die Wipfel des
Waldes, der ganz seltsam hoch erschien.
Bei jedem Schritte veränderte sich das Bild
der Örtlichkeit. Was wie ein Baum
ausgesehen hatte, erwies sich als ein
Strauch; ein Schilfrohr nahm das Aussehen
eines Baumes an.

19.

Es war still. Die Geräusche, die noch kurz vorher an das Ohr der beiden Jäger geklungen hatten, waren jetzt verstummt; nur die Hunde verursachten ein leises Knacken im Gebüsch, von Zeit zu Zeit erscholl der Schrei eines Vogels. Olenin wußte, daß es gefährlich war, so durch den Wald zu gehen, daß sich immer in dieser Gegend Abreken verborgen hielten. Doch er wußte auch, daß für einen Fußgänger im Walde das Gewehr ein starker Schutz war. Nicht, als ob er selbst sich gefürchtet hätte, aber er hatte doch das Gefühl, daß ein anderer an seiner Stelle sich wohl hätte fürchten können, und er blickte daher mit gespannter Aufmerksamkeit in den nebeligen, feuchten Wald, horchte auf die vereinzelt leisen Laute, umspannte sein Gewehr fester und hatte bei alledem eine ihm ganz neue, angenehme Empfindung. Onkel Jeroschka, der vorausschritt, blieb bei jeder Pfütze stehen, an der sich die

paarigen Spuren des Wildschweins zeigten, betrachtete sie aufmerksam und zeigte sie Olenin. Er sprach fast gar nicht, nur ab und zu machte er flüsternd eine Bemerkung. Der Weg, auf dem sie gingen, war früher einmal von Wagen befahren worden und längst von Gras überwachsen. Der zu beiden Seiten emporragende, aus Korkrüstern und Platanen bestehende Wald war so dicht verwachsen, daß es unmöglich war, durch ihn hindurchzublicken. Fast jeder Baum war von unten bis oben von wildem Wein umrankt, während unten dichtes, dunkles Dorngesträuch wuchs. Jede kleinste Lichtung war ganz mit Brombeersträuchern und Schilf bestanden, dessen graue Fahnen sich leise hin und her schwangen. Hier und da führten breite Wildsteige und kleine, tunnelartige Fasanengänge vom Wege aus in das Waldesdickicht. Die üppige Vegetation dieses vom Vieh nie begangenen Waldes überraschte Olenin, der niemals etwas Ähnliches gesehen hatte, bei jedem Schritt von neuem. Dieser Wald, die Gefahr, der geheimnisvoll flüsternde Alte, Marianka

mit ihrer kraftvollen, schlanken Gestalt und die Berge ringsum – alles das erschien Olenin wie ein Traum.

»Er hat einen Fasan gestellt,« flüsterte der Alte, den Kopf nach dem Hunde zurückwendend und sich die Mütze vor das Gesicht haltend. »Verdeck' dir das Gesicht: ein Fasan!« Er winkte Olenin ärgerlich zu und schlich weiter, fast auf allen Vieren. »Er liebt das Gesicht des Menschen nicht.«

Olenin war noch ein ganzes Stück zurück, als der Alte stehen blieb und seinen Blick auf einen Baum richtete. Ein Fasanenhahn krächte vom Baum herab auf den Hund los, der ihn anbellte, und nun sah auch Olenin den Fasan. Im selben Augenblick fiel ein lauter Schuß aus Jeroschkas mächtiger Flinte; der Hahn überschlug sich und fiel, ein paar Federn verlierend, zu Boden. Während Olenin auf den Alten zuschritt, scheuchte er einen zweiten Fasan auf. Er legte an, zielte und schoß. Der Fasan ging, sich wie ein Rad drehend, in die Höhe und

stürzte schwer wie ein Stein durch die Zweige ins Dickicht.

»Gut gemacht!« rief lachend der Alte, der es selbst nicht verstand, das Wild im Fluge zu schießen.

Sie hoben die Fasanen auf und gingen weiter. Olenin war durch den Marsch im Walde und das Lob des Alten lebhaft angeregt und kam aus dem Plaudern nicht heraus.

»Halt! Dahin wollen wir gehen,« unterbrach ihn der Alte, nach dem Dickichtweisend, »hier habe ich gestern eine Hirschfährte gesehen.«

Sie bogen ein und gelangten, nachdem sie gegen dreihundert Schritte gegangen waren, auf eine Lichtung, die mit Schilf bewachsen und stellenweise mit Wasser bedeckt war. Olenin blieb immer hinter dem alten Jäger zurück; als Onkel Jeroschka etwa zwanzig Schritte voraus war, bückte er sich auf einmal, nickte bedeutsam und winkte mit

der Hand. Olenin ging zu ihm hin und sah die Spur eines Menschenfußes, auf die der Alte wies.

»Siehst du?«

»Ja, ich sehe – die Spur eines Menschen. Wer mag das gewesen sein?« fragte Olenin, nur mit Mühe seine Unruhe beherrschend.

Unwillkürlich fiel ihm Coopers »Pfadfinder« ein. und auch der Gedanke an die Abreken kam ihm. Die geheimnisvolle Art, in der der Alte weiterschritt, bestimmte ihn zum Schweigen, so daß er im Zweifel blieb, ob etwa Gefahr vorlag.

»Es ist *meine* Spur,« versetzte der Alte harmlos und zeigte dann nach dem Graswuchs, unter dem eine kaum wahrnehmbare Wildfährte zu sehen war. Der Alte ging weiter. Olenin blieb dicht hinter ihm. Als sie etwa zwanzig Schritte vorgedrungen waren, gelangten sie, bergab schreitend, im Dickicht an einen

breitästigen Birnbaum, unter dem die Erde schwarz war und frische Wildlosung lag.

Der von Weingerank umgebene Platz glich einer gedeckten, behaglichen Laube, in der Dunkel und Kühle herrschte.

»Am Morgen ist er dagewesen,« sprach der Alte aufseufzend – »man kann es sehen: das Lager ist schweißig und frisch.«

Plötzlich ließ sich im Walde, kaum zehn Schritte weit von ihnen, ein gewaltiges Krachen vernehmen. Beide fuhren zusammen und griffen nach ihren Flinten, doch war nichts zu sehen; man hörte nur, wie das Astwerk knackte und barst. Einen Augenblick hörte man das gleichmäßige Tempo eines schnellen Galopps, der bald in ein unbestimmtes, immer weiter und breiter im Walde widerhallendes Rauschen überging. Es war Olenin, als ginge ein Riß durch sein Herz. Er spähte vergeblich in das grüne Dickicht und blickte endlich nach dem Alten zurück. Onkel Jeroschka stand, die Flinte an die Brust gedrückt, regungslos

da; die Mütze hatte er in den Nacken geschoben, in den Augen strahlte ein ungewohnter Glanz, und der offene Mund, aus dem die stumpfen, gelben Zähne mit bösem Ausdruck hervorstanden, schien in seiner Stellung erstarrt.

»Das war der Hirsch!« sprach er, und während er ganz verzweifelt die Flinte zu Boden warf, begann er sich den grauen Bart zu raufen. »Dort hat er gestanden! Wir hätten vom Wege aus an ihn heranschleichen sollen! Ich Narr! Ich Narr!« Immer wieder griff er sich wütend in den Bart. »Ein Dummkopf! Ein richtiges Schwein bin ich!« wiederholte er und zog an dem Barte, daß es ihm Schmerz verursachte. Es war, als ob über dem Walde im Nebel etwas davonflöge; immer weiter und weiter, immer breiter und dumpfer verrauschte der jähe Lauf des aufgescheuchten Hirsches.

Die Dämmerung brach bereits herein, als Olenin mit dem Alten heimkehrte – müde und hungrig, doch dabei wohl und munter.

Das Essen war bereit. Er aß und trank mit dem Alten, daß ihm warm und froh ward ums Herz, und ging dann auf die Freitreppe hinaus. Die Berge ragten im Lichte der untergehenden Sonne vor seinen Augen empor. Wieder erzählte der Alte seine endlosen Geschichten von der Jagd, von den Abreken, von seinen Liebsten und von seinem sorglosen, kühnen Abenteuerleben. Wieder sah Olenin die schöne Marianka in Haus und Hof umhergehen. Unter dem Hemd trat der geschmeidige, jungfräuliche Körper des schönen Mädchens in deutlichen Umrissen hervor.

20.

Tags darauf ging Olenin allein, ohne den Alten, nach der Stelle, wo er mit diesem den Hirsch aufgescheucht hatte. Statt den Weg durchs Tor zu nehmen, kletterte er, wie alle Leute im Dorfe es taten, über die Dornenhecke hinter dem Hause. Und noch hatte er nicht Zeit gefunden, die Dornen, die sich in seiner Tscherkeska festgesetzt hatten, zu entfernen, als plötzlich sein vorauseilender Hund zwei Fasanen aufjagte. Kaum hatte er das Gebüsch betreten, als die Fasanen sich auf Schritt und Tritt vor ihm erhoben. Der Alte hatte ihm Tags vorher diese Stelle nicht gezeigt, weil er hier der Jagd mit dem Schirm obzuliegen gedachte. Olenin erlegte mit zwölf Schüssen fünf Fasanen; er suchte sie mühsam im Dornengebüsch zusammen und strengte sich dabei so an, daß ihm der Schweiß über das Gesicht rann. Er rief den Hund zurück, setzte den Hahn in Ruhe, lud zu dem Schrot noch eine Kugel und begab

sich, mit den Ärmeln der Tscherkeska die Mücken verscheuchend, ganz leise und vorsichtig nach dem gestrigen Platze. Es machte ihm die größte Mühe, seinen Hund zurückzuhalten, der auf dem Wege jede Wildfährte aufnahm, und er schoß noch ein paar Fasanen. Durch alles dies aufgehalten, fand er erst gegen Mittag den Platz wieder, dem er zustrebte.

Der Tag war klar, still und heiß. Die Feuchtigkeit des Morgens war selbst im Walde verdunstet, und Myriaden von Mücken bedeckten Olenin ganz dicht, seinen Rücken, seine Hände, sein Gesicht, daß er förmlich geblendet ward. Der Hund, der sonst schwarz war, sah jetzt grau aus – so dicht war sein Fell von Mücken bedeckt. Dieselbe Farbe zeigte auch Olenins Tscherkeska, durch die die zudringlichen Insekten ihre Stachel hindurchbohrten. Olenin war nahe daran, vor den Mücken die Flucht zu ergreifen, es schien ihm unmöglich, im Sommer hier im Kosakendorfe zu leben. Schon wollte er wieder den Heimweg antreten, doch da

sagte er sich, daß ja auch andere Menschen hier in diesem Lande leben, und so beschloß er, auszuhalten und sich den Mückenstichen preiszugeben. Und seltsam genug: gegen Mittag wurde diese Empfindung ihm sogar angenehm. Ja noch mehr: wenn diese ihn von allen Seiten umgebende Mückenatmosphäre, dieser beim Hinfassen sich auf dem schweißigen Gesichte verschmierende Mückenteig, dieses ewige Jucken am ganzen Körper nicht gewesen wäre, so hätte ihm an dem ganzen Walde etwas Charakteristisches, besonders Reizvolles gefehlt. Die Myriaden von Insekten paßten so vortrefflich zu der üppigen, wilden Vegetation, zu diesem unbegrenzten Reichtum an Wild aller Art, zu diesem dunklen Grün, dieser köstlich würzigen, heißen Luft, diesen schmalen, trüben Wasserläufen, die überall vom Terek her durchsickerten und da und dort unter dem überhängenden Laube gluckerten, daß ihm gerade das, was er soeben noch so entsetzlich und unerträglich gefunden hatte, mit einemmal angenehm wurde.

Er umschritt den Ort, an dem er Tags zuvor auf das Wild gestoßen war, fand jedoch diesmal nichts und bekam plötzlich Lust, ein wenig auszuruhen. Die Sonne stand gerade über dem Walde und traf ihn jedesmal senkrecht auf Rücken und Kopf, wenn er auf die Lichtung oder den Weg hinaustrat. Die sieben Fasanen, die er am Gürtel trug, machten sich durch ihre Schwere in empfindlicher Weise lästig und verursachten ihm Schmerzen im Kreuze. Er suchte die gestrigen Spuren des Hirsches, schlich sich ins Dickicht hinein, zu derselben Stelle, an der gestern der Hirsch gelegen hatte, und streckte sich auf dessen Lager hin. Er betrachtete das dunkle Grün ringsum, den vom Schweiß des Hirsches feuchten Platz, die gestrige Losung, den Abdruck der Knie des Hirsches, das Klümpchen Erde, das der Hirsch losgestampft hatte, und seine eigene Fußspur von gestern. Es war ihm so angenehm kühl, so behaglich; er dachte an nichts und wünschte nichts. Und plötzlich überkam ihn ein so seltsames Gefühl bedingungslosen Glückes und

allumfassender Liebe, daß er nach alter, aus der Kindheit herrührender Gewohnheit sich bekreuzigte und irgend jemandem Dank sagte.

Es kam ihm plötzlich mit ganz besonderer Klarheit in den Sinn, daß er, Dmitrij Olenin, ein von allen andern verschiedenes Wesen, jetzt da, Gott weiß wo, ganz allein hingestreckt lag, an einer Stelle, an der sonst ein Hirsch hauste, ein alter, stattlicher Hirsch, der vielleicht noch niemals einen Menschen gesehen hatte, an einer Stelle, an der nie zuvor ein Mensch so gesessen und seine Gedanken gesponnen hatte. »Hier sitze ich nun, und rings um mich stehen alte und junge Bäume, und einer von ihnen ist von den Ranken des wilden Weinstocks umspinnen; es wimmelt ringsum von Fasanen, die sich gegenseitig aufjagen und vielleicht das Blut ihrer getöteten Brüder wittern.« Er tastete nach seinen Fasanen, beguckte sie und wischte die von warmem Blut befleckte Hand an seiner Tscherkeska ab. »Auch die Schakale wittern sie vielleicht und schleichen mürrisch, da sie

nicht an sie heran können, nach einer andern Richtung; rings um mich, zwischen den Blättern, die ihnen vielleicht als gewaltige Inseln erscheinen, schwirren summende Mücken in der Luft – eine, zwei, drei, vier, hundert, tausend, eine Million Mücken, und sie alle summen aus irgendeinem Grunde um mich herum, und jede von ihnen ist ebenso wie ich selbst ein von allen andern verschiedener Dmitrij Olenin.« Er stellte sich ganz klar vor, was diese Mücken dachten, und was ihr Summen besagte: »Hierher, Kinder, hierher! Hier ist einer, den wir verspeisen können!« – Das bedeutete ihr Summen und ihr ganzes zudringliches Gebahren. Und es war ihm, als sei er überhaupt kein russischer Edelmann, kein Mitglied der Moskauer Gesellschaft, kein Freund oder Verwandter dieses oder jenes hochgestellten Mannes, sondern einfach eine ebensolche Mücke, ein ebensolcher Fasan oder Hirsch wie jene, die in diesem Augenblick sich rings um ihn tummelten. »Ganz ebenso wie sie, oder wie Onkel Jeroschka, werde ich eine Zeitlang leben und dann sterben. Er

sprach die Wahrheit: »nur Gras wird darüber wachsen«.

»Doch was tut es, daß Gras darüber wächst?« dachte er weiter. »Ich muß doch schließlich leben, muß glücklich sein, da mich nur nach einem verlangt: nach dem Glück. Was auch immer ich sein mag – ob ein ebensolches Tier wie alle andern, über dem einmal das Gras wachsen wird, ein Tier und nichts weiter, oder ein Rahmen, in den ein Teil der einen, ewigen Gottheit eingefügt ist: auf jeden Fall muß ich auf die beste Art zu leben suchen. Wie aber muß man leben, um glücklich zu sein, und woher kommt es, daß ich früher nicht glücklich war?«

Und er erinnerte sich seines früheren Lebens, und empfand einen Widerwillen gegen sich selbst. Er erschien sich selbst als ein so anspruchsvoller Egoist, während doch in Wirklichkeit alle seine Bedürfnisse und Ansprüche gar nicht in seiner Natur begründet waren. Er schaute rings um sich nach dem durchleuchteten Grün, nach der

sinkenden Sonne und dem strahlenden Himmel und fühlte sich so glücklich wie nur je zuvor. »Warum bin ich glücklich, und welchen Zweck, welches Ziel hatte mein früheres Leben?« dachte er. »Wie selbstsüchtig war ich doch früher, auf was für Einfälle geriet ich, ohne dadurch etwas anderes zu erreichen, als Demütigung und Schmerz! Und nun brauche ich nichts, rein gar nichts, um glücklich zu sein!« Und es war ihm, als ob er plötzlich alles in ganz neuem Lichte sähe. »Das Glück,« dachte er bei sich selbst, »besteht darin, daß man für andere lebe. Das ist doch klar! Das Bedürfnis nach Glück ist in den Menschen hineingelegt, also ist es berechtigt. Sucht man dieses Bedürfnis auf selbstische Weise zu befriedigen, strebt man nach Reichtum, Ruhm, Wohlleben, Liebe, dann kann es geschehen, daß äußere Umstände es unmöglich machen, diesem Streben genugzutun. Mithin sind eben diese Wünsche und Bestrebungen unberechtigt«, nicht aber das Bedürfnis nach Glück. Welche Wünsche und Bedürfnisse können nun zu jeder Zeit, ohne alle Rücksicht auf

äußere Umstände befriedigt werden? Nun denn: das Bedürfnis nach Liebe, nach Selbstverleugnung!«

Er war so glücklich, so freudig erregt über die Entdeckung dieser, wie er meinte, funkelnelneuen Wahrheit, daß er aufsprang und ungeduldig zu überlegen begann, für wen er sich so rasch wie möglich opfern, wem er Gutes tun, wen er lieben könnte. Er brauchte so wenig für sich selbst – warum sollte er da nicht für andere leben?

Er nahm seine Flinte und bahnte sich ungeduldig durch das Dickicht den Weg, um nur recht bald nach Hause zu kommen und alles, was ihm eben durch den Kopf gegangen, nochmals zu überdenken, dann aber möglichst rasch eine Gelegenheit zu suchen, jemandem Gutes zu tun. Er kam zu einer Lichtung und sah sich um: die Sonne war hinter den Baumwipfeln nicht mehr sichtbar; es war kühler geworden, und die Örtlichkeit erschien ihm ganz unbekannt und jener, die das Dorf umgab, gar nicht

ähnlich. Alles war plötzlich wie verwandelt, das Wetter sowohl wie der Charakter des Waldes; der Himmel war von dunklem Gewölk verhüllt, der Wind rauschte in den Gipfeln der Bäume, nur Schilfrohr und überständiger, vielfach niedergebrochener Waldwuchs war ringsum zu sehen. Er rief seinen Hund, der irgendeinem Wild nachgesetzt war, und der Klang seiner Stimme erschien ihm so unheimlich und fremd.

Und plötzlich überkam ihn ein Gefühl der Bangigkeit, ja der Angst. Er dachte an die Abreken, an ihre Mordtaten, von denen man ihm erzählt hatte, und er erwartete, daß jeden Augenblick ein Tschetschenze hinter irgendeinem Strauch hervorstürzen würde. Dann hieß es, sein Leben verteidigen und vielleicht sterben – oder feig entfliehen. Auch der Gedanke an Gott und das Fortleben im Jenseits tauchte deutlicher denn je vor seiner Seele auf. Rings um ihn aber breitete sich weithin die düstere, ernste, wilde Natur aus. »Lohnt es sich denn überhaupt,« sagte er sich, »zu leben,

wenn man jeden Augenblick sterben kann,
ohne etwas Gutes getan zu haben, wovon
kein Mensch jemals etwas erfährt?«

Er ging in der Richtung weiter, in der er das Dorf vermutete. An die Jagd dachte er nicht mehr, er fühlte eine tödliche Ermattung, spähte mit angespannter Aufmerksamkeit, fast mit Schrecken nach jedem Strauche und Baume und erwartete jeden Augenblick, mit dem Leben Abrechnung halten zu müssen. Nachdem er eine ganze Weile umhergeirrt war, kam er an einen Graben, in dem kaltes, sandiges Wasser aus dem Terek floß, und um sich nicht wieder zu verlaufen, entschloß er sich, an dem Graben entlang weiterzugehen. Er ging, ohne selbst zu wissen, wohin der Graben ihn führen würde. Plötzlich raschelte etwas hinter ihm im Schilfe. Er fuhr zusammen und griff nach seinem Gewehr. Es erfolgte nichts weiter, und er begann sich vor sich selbst zu schämen: es war nur der Hund gewesen, der, vom Laufen erschöpft, sich schwer ächzend in das kalte Wasser des

Grabens gestürzt hatte und gierig davon trank.

Er trank mit dem Hunde zusammen und ging dann in derselben Richtung weiter, nach der auch der Hund strebte, in der Annahme, daß dieser ihn nach dem Dorfe führen würde. Trotz der Gesellschaft des Hundes jedoch erschien ihm alles ringsum immer düsterer. Der Wald wurde dunkel, der Wind sauste stärker und stärker in den Wipfeln der alten, verstümmelten Bäume. Große Vögel umflatterten kreischend ihre Nester hoch oben auf den Bäumen. Der Pflanzenwuchs verlor seine Üppigkeit, häufiger stieß er auf rauschendes Schilfrohr oder kahle, sandige Lichtungen, auf denen zahlreiche Wildspuren sichtbar waren. Zum Rauschen des Windes gesellte sich noch ein anderes dumpfes, eintöniges Geräusch. Eine düstere Stimmung nahm mehr und mehr von seiner Seele Besitz. Er tastete nach den Fasanen an seinem Gürtel und konnte den einen nicht finden: er war abgerissen und verloren gegangen, nur der blutige Kopf mit dem Halse steckte noch

am Gürtel. Es ward ihm so schaurig zu Mute wie noch niemals im Leben. Er begann zu beten und fürchtete nur das eine, daß er sterben könnte, ohne etwas Gutes, Schönes vollbracht zu haben; und es verlangte ihn doch so sehr danach, zu leben, zu leben, um das hehre Werk der Selbstverleugnung zu vollenden.

21.

Plötzlich ward es Licht in seiner Seele, als wenn die Sonne darin erstrahlte. Er hörte russische Laute, hörte das gleichmäßige Rauschen des Terek, und nach zwei Schritten lag vor ihm die braune, bewegliche Oberfläche des Flusses mit dem dunklen, feuchten Sande an den Ufern und Bänken, die ferne Steppe, der über das Wasser emporragende Wachturm, das an drei Beinen gefesselte Pferd, das gesattelt im Dorngebüsch umherging, und die Berge. Die rote Sonne trat für einen Augenblick aus dem Gewölk und übergieß mit ihren letzten heiteren Strahlen den Fluß, beleuchtete das Schilf, den Wachturm und die Kosaken, die in einer Gruppe zusammenstanden. Unter ihnen zog Lukaschka unwillkürlich durch seine stattliche Erscheinung Olenins Aufmerksamkeit auf sich.

Olenin fühlte sich wieder, ohne jede sichtbare Ursache, vollkommen glücklich. Es war der Nischneprotozkische Posten, den er erreicht hatte; er lag am Terek gegenüber dem friedlichen Aul am jenseitigen Ufer. Olenin begrüßte die Kosaken, und da er noch keine Gelegenheit fand, jemandem Gutes zu tun, trat er in das Wachthaus ein. Auch hier fand er die gesuchte Gelegenheit noch nicht. Die Kosaken empfangen ihn kühl. Er ging in den mit Lehm beworfenen Flur und zündete sich eine Zigarette an. Die Kosaken wandten sich von ihm ab, erstens, weil er rauchte, und zweitens, weil an diesem Abend etwas anderes sie in Anspruch nahm. Aus den Bergen waren nämlich mit einem Kundschafter feindliche Tschetschenzen gekommen, Verwandte des getöteten Abreken, um den Leichnam loszukaufen. Sie erwarteten die Kosakenbehörden aus dem Dorfe. Der Bruder des Getöteten, ein hochgewachsener, stattlicher Mann mit gestutztem, rotgefärbtem Barte, benahm sich, obschon seine Tscherkeska und seine

Lammfellmütze zerrissen waren, doch so stolz und gemessen wie ein Zar. Er war dem getöteten Abreken von Gesicht sehr ähnlich. Keinen Menschen würdigte er auch nur eines Blickes, nicht ein einziges Mal sah er nach dem Toten hinüber, sondern hockte still für sich im Schatten, rauchte seine Pfeife, spuckte aus und gab zuweilen ein paar befehlende Kehllaute von sich, die sein Begleiter voll Ehrerbietung entgegennahm. Man sah sogleich, daß es ein Dschigit war, der die Russen schon so manches Mal unter anderen Umständen zu sehen bekommen hatte, und daß ihn jetzt an den Russen nichts in Erstaunen setzte, ja auch nur interessierte. Olenin näherte sich dem Toten und betrachtete ihn. Der Bruder warf ihm einen geringschätzigen Blick zu und machte eine kurze, unwillige Bemerkung. Der Kundschafter beeilte sich, das Gesicht des Toten mit einer Tscherkeska zu bedecken. Olenin war überrascht durch den würdevollen, strengen Gesichtsausdruck des Dschigiten; er wollte ein Gespräch mit ihm beginnen und fragte ihn, aus welchem Aul er wäre, doch der

Tschetschenze würdigte ihn kaum eines Blickes, spie verächtlich aus und wandte sich ab. Olenin war höchst verwundert über diese Gleichgültigkeit des Bergbewohners, die er sich nur aus geistiger Beschränktheit oder Unkenntnis der Sprache erklären konnte. Er wandte sich an seinen Begleiter. Dieser, ein Kundschafter und Dolmetscher, war ebenso zerlumpt wie der andere, doch hatte er schwarzes, nicht rotes Haar, dazu ein sehr bewegliches Wesen, blendend weiße Zähne und blitzende schwarze Augen. Der Kundschafter ging bereitwillig auf eine Unterhaltung ein und bat um eine Zigarette.

»Es waren ihrer fünf Brüder,« erzählte er in einem gebrochenen, halb russischen Kauderwelsch – »das ist schon der dritte, den die Russen getötet haben, nur zwei sind noch übrig; er ist ein Dschigit, ein tapferer Dschigit,« fügte der Kundschafter, auf den Tschetschenzen hinweisend, hinzu. »Als Achmed-Chan« – so hieß der getötete Abreke – »erschossen wurde, saß dieser da im Schilfrohr am andern Ufer; er sah alles,

wie sie ihn in das Boot legten und ans Ufer brachten. Er saß bis zur Nacht da; er wollte den Alten erschießen, doch die andern ließen es nicht zu.«

Lukaschka trat zu den Redenden hin und setzte sich zu ihnen.

»Aus welchem Aul war er?« fragte er.

»Von drüben aus jenen Bergen,« antwortete der Kundschafter und zeigte über den Terek nach einer bläulich-dunklen, nebelerfüllten Schlucht. »Kennst du Sujuk-Su? Zehn Werst weit wird es sein.«

»Ist dir Girej-Chan in Sujuk-Su bekannt?« fragte Lukaschka, der offenbar auf die Bekanntschaft stolz war. »Er ist mein Freund.«

»Er ist mein Nachbar,« versetzte der Kundschafter.

»Ein tüchtiger Mann!« sagte Lukaschka und begann, anscheinend lebhaft

interessiert, mit dem Dolmetscher eine Unterhaltung in tatarischer Sprache.

Bald darauf kam der Hauptmann der Kosaken mit dem Dorfältesten und einer Suite von zwei Kosaken angeritten. Der Hauptmann, einer der neuen Kosakenoffiziere, begrüßte die Kosaken, doch antwortete ihm niemand, wie es bei den Linientruppen üblich ist: »Wir wünschen Euer Wohlgeboren Gesundheit«, sondern nur vereinzelt wurde sein Gruß von dem einen und andern durch eine einfache Verbeugung erwidert. Einige, darunter auch Lukaschka, erhoben sich und machten Front. Der Unteroffizier meldete, daß auf dem Posten alles in Ordnung sei. Alles dies kam Olenin lächerlich vor: als wenn diese Kosaken »Soldaten« spielten. Doch ging die Förmlichkeit bald in ein zwangloseres Verhalten über, und der Hauptmann, der ein ebenso gewandter Kosak war wie die andern, begann sich mit dem Dolmetscher sehr geläufig auf tatarisch zu unterhalten. Ein Schriftstück wurde aufgesetzt und dem Kundschafter übergeben, worauf die beiden

Vertreter der Obrigkeit das Lösegeld in Empfang nahmen und zu dem Leichnam hintraten.

»Wer von euch ist Gawrilow Luka?« fragte der Hauptmann.

Lukaschka nahm die Mütze ab und trat vor.

»Ich habe über dich einen Rapport an den Oberst geschickt. Was dabei herauskommt, weiß ich nicht, ich habe dich für das Kreuz vorgeschlagen: zum Unteroffizier bist du zu jung. Kannst du lesen und schreiben?«

»Nein, zu Befehl.«

»Scheinst aber sonst ein tüchtiger Bursche!« sagte der Hauptmann, immer noch den Vorgesetzten spielend. »Bedeck' dich. Von welchen Gawrilows ist er? Wohl ein Sohn von dem ›Breiten‹?«

»Nein, ein Neffe,« antwortete der Unteroffizier.

»Ich weiß, ich weiß. Nun, faßt zu, helft ihnen,« wandte er sich zu den Kosaken.

Lukaschkas Gesicht strahlte vor Freude und erschien hübscher als sonst. Er entfernte sich von dem Unteroffizier, setzte seine Mütze auf und nahm wieder neben Olenin Platz.

Als der Leichnam in das Boot gebracht war, begab sich der Bruder des Getöteten ans Ufer. Die Kosaken traten unwillkürlich zur Seite, um ihm den Weg freizugeben. Er sprang mit kräftigem Abstoß vom Ufer in das Boot. Von dort aus ließ er, wie Olenin bemerkte, zum erstenmal einen raschen Blick über alle Kosaken hingleiten und richtete dann wieder in seiner abgebrochenen Art eine Frage an seinen Begleiter. Dieser gab ihm Antwort und wies dabei auf Lukaschka. Der Tschetschenze faßte diesen scharf ins Auge, wandte sich dann langsam ab und blickte nach dem jenseitigen Ufer. Nicht Haß, sondern kalte Verachtung lag in diesem Blicke. Er sprach noch irgend etwas.

»Was hat er gesagt?« fragte Olenin den beweglichen Dolmetscher.

»Bald schießt ihr, bald wir, heute sind wir dran, morgen ihr. So geht's herüber und hinüber,« antwortete der Kundschafter, der offenbar die Unwahrheit sprach. Er lachte, daß seine weißen Zähne sichtbar wurden, und sprang in das Boot.

Der Bruder des Getöteten saß unbeweglich da und blickte unverwandt nach dem andern Ufer. Sein Haß und seine Verachtung waren so grenzenlos, daß ihn überhaupt nichts, was diesseits geschah, interessierte. Der Kundschafter, der hinten im Boote stand, senkte das Ruder bald auf der einen, bald auf der andern Seite ins Wasser und redete dabei unaufhörlich. Das Boot nahm quer durch den Fluß seinen Weg und wurde kleiner und kleiner, die Stimmen waren kaum noch zu hören, und schließlich sah man, wie sie am jenseitigen Ufer, wo ihre Pferde hielten, anlegten. Dort trugen sie den Leichnam heraus, legten ihn, obschon das Pferd sich sträubte, quer über

den Sattel, bestiegen selbst die Pferde und ritten im Schritt auf dem Wege dahin, vorüber an dem Aul, aus dem die Leute herbeiströmten, um sie zu sehen.

Die Kosaken am diesseitigen Ufer waren ihrerseits höchst zufrieden und vergnügt. Überall vernahm man fröhliches Lachen und muntere Späße. Der Hauptmann und der Dorfälteste begaben sich in den Vorraum, um sich durch Wein zu stärken. Lukaschka saß mit heiterem Gesichte, dem er vergeblich ein würdevolles Aussehen zu geben suchte, neben Olenin, stützte die Ellbogen auf die Knie und schnitzte an einem Stöckchen.

»Warum rauchen Sie denn?« sagte er wie aus Neugier. »Ist das so angenehm?«

Er sagte das offenbar nur, weil er bemerkt hatte, daß Olenin in einer gewissen Verlegenheit war, und daß er sich einsam fühlte unter den Kosaken.

»Man tut es aus Gewohnheit,« versetzte Olenin. »Warum?«

»Hm! Wenn einer von uns rauchte, würde es ihm schlecht ergehen! ... Wie nahe die Berge sind!« sagte Lukaschka, nach der Schlucht zeigend – »und doch kommt man nicht hin! ... Wie wollen Sie denn nach Hause kommen, so allein, im Dunklen? Ich will Sie führen, wenn Sie wollen,« sagte Lukaschka – »bitten Sie den Unteroffizier!«

»Wirklich ein braver Bursche,« dachte Olenin, während er das heitere Gesicht des Kosaken betrachtete. Er dachte an Marianka und den Kuß, den er hinter dem Hoftor gehört hatte, und er bedauerte, daß Lukaschka so ungebildet war. »Welch ein Unsinn, welch eine Begriffsverwirrung!« dachte er. »Ein Mensch hat einen andern getötet und ist glücklich und zufrieden, als hätte er die herrlichste Tat vollbracht. Kommt ihm denn wirklich nicht der Gedanke, daß hier durchaus kein Grund vorliegt, sich zu freuen? Daß das Glück nicht darin liegt, andere zu töten, sondern

vielmehr darin, daß man sich selbst aufopfert?«

»Na, Bruder, nimm dich in acht, daß du ihm jetzt nicht begegnest!« sagte einer der Kosaken, die bei der Abfertigung des Bootes geholfen hatten, zu Lukaschka.
»Hast du gehört, wie er nach dir fragte?«

Lukaschka hob den Kopf empor.

»Du sprichst von dem Rothaarigen? Der soll Gott danken, daß er heil geblieben ist!«

»Worüber freust du dich eigentlich?« sprach Olenin zu Lukaschka. »Würdest du auch so vergnügt sein, wenn man deinen Bruder getötet hätte?«

Die Augen des Kosaken lachten, während er Olenin ansah. Er schien wohl zu begreifen, was dieser ihm sagen wollte, fühlte sich jedoch erhaben über solche Erwägungen.

»Was ist da schon zu machen? Es ist doch mal so! Schießen sie nicht auch unsereinen tot?«

22.

Der Hauptmann war mit dem Dorfältesten davongeritten. Olenin hatte, um Lukaschka einen Gefallen zu tun und andererseits nicht allein durch den dunklen Wald gehen zu müssen, Urlaub für Lukaschka erbeten, und der Unteroffizier hatte den Urlaub erteilt. Olenin nahm an, daß Lukaschka den Wunsch hege, Marianka zu sehen, und freute sich überhaupt über die Gesellschaft eines so stattlich aussehenden und gesprächigen Kosaken. Unwillkürlich brachte er in seiner Vorstellung Lukaschka und Marianka zusammen und fand ein Vergnügen darin, sich mit beiden zu beschäftigen. »Er liebt Marianka,« dachte Olenin bei sich. »Nun, auch ich könnte sie wohl lieb gewinnen.« Und ein starkes, ihm neues Gefühl der Rührung bemächtigte sich seiner, während sie durch den dunklen Wald nach Hause gingen. Auch Lukaschka war in fröhlicher Stimmung. Ein Gefühl, das der Liebe nicht unähnlich war, bestand

zwischen diesen beiden so
verschiedenartigen jungen Leuten.
Jedesmal, wenn sie einander ansahen, regte
sich in ihnen die Lust zu lachen.

»Durch welches Tor willst du ins Dorf
hinein?« fragte Olenin.

»Durch das mittlere. Ich bringe Sie bis an
den Sumpf, dort brauchen Sie nichts mehr
zu fürchten.«

Olenin lachte.

»Fürchte ich mich denn? Geh zurück, ich
danke dir. Ich komme allein hin.«

»Nein, ich komme mit. Ich habe ja sonst
nichts vor. Warum sollen Sie sich denn
nicht fürchten? Auch wir fürchten uns,«
sagte Lukaschka, gleichfalls lachend, in
dem Bemühen, das verletzte Ehrgefühl des
andern zu beschwichtigen.

»Besuch' mich doch, wir wollen plaudern,
ein Fläschchen trinken, und am Morgen

gehst du wieder zurück.«

»Als ob ich sonst keinen Platz zum Übernachten fände!« sagte Lukaschka lachend. »Der Unteroffizier sagte aber, ich solle zurückkommen.«

»Ich hörte dich gestern singen, und sah dich dann noch später.«

»Man ist eben auch ein Mensch ...« meinte Lukaschka und nickte mit dem Kopfe.

»Ist's wahr, daß du heiratest?« fragte Olenin.

»Die Mutter will mich verheiraten. Aber ich habe noch kein Pferd.«

»Bist du denn noch nicht regulärer Kosak?«

»Wie sollte ich? Ich bin eben erst eingetreten. Ich habe noch kein Pferd und weiß nicht, woher ich eins nehmen soll. Darum bin ich auch noch nicht verheiratet.«

»Was kostet denn ein Pferd?«

»Neulich wollte jemand am andern Ufer eins kaufen, doch bekam er's nicht für sechzig Rubel. Es war freilich ein nogajisches Pferd.«

»Willst du als Trabant zu mir kommen?« fragte Olenin. Die »Trabanten« wurden den Offizieren während eines Feldzuges als eine Art Ordonnanzen beigegeben. »Ich Sorge dafür, daß du den Posten bekommst, und schenke dir ein Pferd,« fuhr Olenin wie in plötzlicher Eingebung fort. »Wirklich: ich brauche selbst nur ein Pferd und habe ihrer zwei.«

»Wieso brauchen Sie sie denn nicht?« sagte Lukaschka lachend. »Warum wollen Sie es denn verschenken? Ich werde mir, so Gott will, schon ein Pferd verschaffen.«

»Nein, wirklich – oder hast du keine Lust, Trabant zu werden?« sagte Olenin, ganz glücklich über den Einfall, Lukaschka ein Pferd zu schenken. Doch hatte er immer noch ein unbehagliches, drückendes Gefühl

und wußte nicht, was er sagen sollte, so sehr er auch nach Worten suchte.

Lukaschka brach zuerst das Schweigen.

»Haben Sie in Rußland Ihr eigenes Haus?« fragte er.

Olenin konnte nicht umhin, ihm zu erzählen, daß er nicht nur ein Haus, sondern deren mehrere besaß.

»Ist's ein schönes Haus? Größer als unsere hier?« fragte Lukaschka gutmütig.

»Weit größer, wohl zehnmal so groß, drei Stockwerke hat es,« erzählte Olenin.

»Sind Ihre Pferde ebenso wie unsere?«

»Ich habe hundert Pferde, jedes zu dreihundert, vierhundert Rubeln, doch nicht von der Art wie die hiesigen. Dreihundert Silberrubel das Stück! Traber sind es, verstehst du ... Die hiesigen aber gefallen mir besser.«

»Sind Sie freiwillig hierher gekommen?« fragte Lukashka. »Hier wären Sie vom Wege abgekommen, wenn Sie allein gegangen wären,« fügte er hinzu und zeigte nach einem Waldpfade, an dem sie vorüberkamen. »Wir müssen uns rechts halten.«

»Ich bin freiwillig hergekommen,« antwortete Olenin. »Ich wollte mir euer Land hier ansehen und an den Kriegszügen teilnehmen.«

»Auch ich möchte jetzt an einem Kriegszuge teilnehmen,« sagte Luka. »Hören Sie doch, wie die Schakale heulen!« setzte er, in den Wald hineinlauschend, hinzu.

»Sag' – ist es dir nicht schrecklich, daß du einen Menschen getötet hast?« fragte Olenin.

»Was soll daran so schrecklich sein?« sagte Lukashka und fuhr dann fort: »An einem

Kriegszuge möcht' ich wirklich teilnehmen!
Ich habe solche Lust dazu, solche Lust ...«

»Vielleicht marschieren wir zusammen.
Unsere Kompagnie bricht noch vor dem
Feste auf, und eure Schwadron ebenfalls.«

»Wie es Ihnen nur einfallen konnte, hierher
zu kommen! Sie haben ein Haus, haben
Pferde und Bauern. Ich würde an Ihrer
Stelle ein flottes Leben führen. Was für
einen Rang haben Sie denn?«

»Ich bin Junker, doch bin ich jetzt zum
Offizier vorgeschlagen.«

»Nun, wenn's nicht bloß Prahlerei ist, daß
Sie so reich sind, dann wär's wohl für Sie
am klügsten gewesen, gar nicht von Hause
fortzugehen. Ich würde nicht mal hier von
uns weggehen wollen. Gefällt's Ihnen hier
bei uns?«

»Ja, sehr gut,« sagte Olenin.

Es war schon ganz dunkel, als sie unter solchen Gesprächen sich dem Dorfe näherten. Noch umgab sie das tiefe Dunkel des Waldes. Der Wind rauschte hoch oben in den Wipfeln. Die Schakale begannen plötzlich, anscheinend in allernächster Nähe, laut zu heulen, es klang wie Lachen und Weinen; vom Dorfe her vernahm man schon das Schwatzen der Frauen und das Gebell der Hunde; deutlich hoben sich die Silhouetten der Häuser ab, Lichter erglänzten, und der eigenartige Duft, den der Rauch des brennenden Kuhdüngers verbreitete, lag in der Luft. Ganz deutlich glaubte Olenin, zumal an diesem Abend, zu fühlen, daß hier im Dorfe seine Heimat, seine Familie, sein ganzes Glück sei, und daß er zu keiner Zeit und nirgends so glücklich gelebt habe, noch jemals leben werde, wie in diesem Dorfe. Er war an diesem Abend von Liebe zu aller Welt erfüllt, namentlich zu Lukaschka. Als er nach Hause kam, führte er zu Lukaschkas nicht geringem Erstaunen selbst das Pferd aus dem Stalle heraus und übergab es ihm – nicht jenes, das er selbst immer ritt, sondern

ein zweites, das zwar nicht mehr ganz jung, aber doch immer noch recht brauchbar war.

»Warum wollen Sie es mir denn schenken?« sagte Lukaschka – »ich habe Ihnen doch noch keine Dienste geleistet!«

»Wirklich, es hat für mich keinen Wert,« antwortete Olenin. »Nimm's nur, du wirst mir schon wieder etwas schenken. Wir marschieren ja zusammen ins Feld.«

Luka ward ganz verlegen.

»Ja – wie denn? Ein Pferd ist doch keine billige Sache!« sagte er, ohne das Pferd anzusehen.

»Nimm es nur, nimm es! Du beleidigst mich, wenn du es nicht nimmst. Wanjuscha, bring doch den Grauen nach seinem Hofe!«

Lukaschka griff nach den Zügeln.

»Nun, ich danke Ihnen. Das ist wirklich unverhofft gekommen!«

Olenin war so glücklich wie ein zwölfjähriger Knabe.

»Bind es hier an! Es ist ein gutes Pferd, ich habe es in Grosnaja gekauft, es galoppiert ausgezeichnet. Wanjuscha, bring uns Wein! Wir wollen ins Haus gehen.«

Der Wein ward gebracht. Lukaschka setzte sich und nahm die gefüllte große Schale.

»Gott gebe, daß auch ich Ihnen bald einen Dienst leisten kann!« sagte er, den Wein bis auf den Rest austrinkend. »Wie heißt du eigentlich?«

»Dmitrij Andreïtsch.«

»Nun, Dmitrij Andreïtsch, Gott sei mit dir! Laß uns Freunde sein! Jetzt komm auch einmal zu uns – wenn wir auch keine reichen Leute sind, wissen wir doch einen Gast zu bewirten. Ich will's meiner Mutter sagen, sie soll dir Quarkkäse schicken, oder Weintrauben, falls du etwas brauchst. Und wenn du nach dem Wachthause kommst,

steh' ich dir zu Diensten, für die Jagd, oder wenn du über den Fluß willst, oder wohin sonst. Neulich, wie ich dich noch nicht kannte, hab' ich einen Eber erlegt, ein riesiges Tier! Davon hätte ich dir etwas gebracht, so hab' ich's unter die Kosaken verteilt.«

»Schön, ich danke dir. Spanne das Pferd nur nicht vor den Wagen, daran ist's nicht gewöhnt.«

»Wer wird denn solch ein Pferd vor den Wagen spannen! Doch, was ich dir noch sagen wollte,« sagte Lukaschka, seine Stimme dämpfend – »wenn du Lust hast: ich habe da einen Freund, Girej-Chan, der hat mich eingeladen, mich mit ihm am Wege auf die Lauer zu legen, dort, wo die Leute von den Bergen kommen; laß uns zusammen hingehen, ich werde treu zu dir halten, werde dein geschworener Bruder sein!«

»Gut, dahin wollen wir einmal reiten, unbedingt.«

Lukaschka schien sich vollkommen beruhigt und sein Verhältnis zu Olenin klar begriffen zu haben. Seine Ruhe und die schlichte Natürlichkeit seines Benehmens erregten Olenins Erstaunen und hatten sogar etwas Bedrückendes für ihn. Sie plauderten noch lange miteinander, und es war schon spät, als Lukaschka, nicht eben betrunken – er wurde nie betrunken – aber doch leicht angeheitert Olenin die Hand zum Abschied reichte.

Olenin schaute durchs Fenster, um zu sehen, was Lukaschka, nachdem er ihn verlassen, wohl beginnen würde. Der Kosak ging still, mit gesenktem Kopfe, über den Hof. Dann führte er das Pferd zum Hoftor hinaus, schüttelte plötzlich den Kopf, sprang wie eine Katze hinauf, warf den Halfterriemen herum und jagte, einen wilden Schrei ausstoßend, auf der Straße dahin. Olenin hatte angenommen, er würde nichts Eiligeres zu tun haben, als seine Freude mit Marianka zu teilen; aber obschon Luka dies nicht tat, war ihm doch so wohl und froh zumute, wie noch nie im

Leben. Er freute sich wie ein Knabe und konnte sich nicht enthalten, Wanjuscha zu erzählen, daß er Luka das Pferd geschenkt habe. Ja, nicht nur das: er erklärte ihm auch, warum er es ihm geschenkt habe, und setzte ihm überhaupt seine ganze neue Glückstheorie auseinander. Wanjuscha konnte diese Theorie nicht billigen, er erklärte, daß »l'argent il n'y a pas,« und daß darum alles dies lauter Unsinn sei.

Lukaschka sprengte nach Hause, schwang sich vom Pferde und übergab es seiner Mutter, mit der Weisung, es zu der Pferdeherde der Kosaken zu führen; er selbst müsse noch in der Nacht nach dem Wachthause zurückkehren. Die Stumme übernahm es, das Pferd hinzuführen, und gab durch Zeichen zu erkennen, daß sie sich vor dem Manne, der ihm das Pferd geschenkt habe, bis zur Erde verneigen würde, sobald sie ihn sähe. Die Alte hörte kopfschüttelnd die Erzählung des Sohnes an und war im Herzen davon überzeugt, daß Lukaschka das Pferd gestohlen habe; sie befahl daher der Stummen, das Pferd

sogleich, noch bevor es tagte, zur Herde zu führen.

Lukaschka begab sich allein nach dem Wachthause und sann unterwegs über Olenins Verhalten gegen ihn nach. Zwar hielt er das Pferd nicht für besonders gut, doch war es sicher seine vierzig Silberrubel wert, und seine Freude über das Geschenk war nicht gering. Er konnte jedoch nicht begreifen, weshalb ihm eigentlich Olenin das Geschenk gemacht hatte, und empfand darum auch nicht die geringste Spur von Dankbarkeit. Er hatte im Gegenteil allerhand mißtrauische, dunkle Gedanken, als ob der Junker von unredlichen Absichten geleitet würde. Worin diese Absichten bestanden, darüber vermochte er sich keine Rechenschaft zu geben; daß ihm jedoch ein ihm gänzlich unbekannter Mensch so ohne weiteres, aus lauter Gutmütigkeit, ein Pferd im Werte von vierzig Rubeln schenkte, wollte ihm durchaus nicht in den Kopf und schien ihm gänzlich ausgeschlossen. Ja, wenn er betrunken gewesen wäre – dann wäre so

etwas schon eher möglich: dann konnte man eben denken, er habe sich aufspielen wollen. Aber der Junker war nüchtern gewesen, und so blieb nur die einzige Annahme übrig, daß er ihn für irgendeine Schlechtigkeit habe gewinnen wollen.

»Doch da irrt er sich!« dachte Lukaschka.
»Vorläufig gehört das Pferd mir, und alles andere wird sich finden. Ich bin doch auch nicht von den Dümmden: wir wollen sehen, wer den andern übers Ohr haut!«

Er sagte sich, daß er unbedingt vor Olenin auf der Hut sein müsse, und hegte ein Gefühl gegen diesen, das durchaus nicht freundschaftlicher Art war. Er erzählte keinem Menschen, wie er zu dem Pferde gekommen. Den einen sagte er, er habe es gekauft; anderen gab er eine ausweichende Antwort. Im Dorfe jedoch erfuhr man sehr bald den wahren Sachverhalt. Lukaschkas Mutter, Marianka, Ilja Wassiljewitsch und die andern Kosaken waren aufs höchste erstaunt, als sie von der selbstlosen Tat Olenins hörten, und sagten sich, daß man

dem Junker gegenüber Vorsicht üben müsse. Trotz solcher Befürchtungen jedoch konnten sie nicht umhin, Olenin um seiner Schlichtheit und seines Reichtums willen ihre Achtung zu zollen.

»Hast du schon gehört? Der Junker, der bei Ilja Wassiljewitsch im Quartier liegt, hat dem Lukaschka ein Pferd zu fünfzig Silberrubeln geschenkt! Muß der reich sein!« sprach der eine.

»Ich hab' davon gehört,« versetzte der andere scharfsinnig. »Er muß ihm wohl einen großen Dienst geleistet haben. Wollen sehen, was noch daraus wird. Aber Glück hat er schon, dieser Greifer.«

»Sie sind ein verschmitztes Volk, die Junker,« meinte ein dritter. »Man hat seine Not mit ihnen: ehe man sich's versieht, zünden sie einem das Haus an oder begehen sonst eine Niedertracht.«

23.

Olenins Leben floß einförmig und gleichmäßig dahin. Mit seinen Vorgesetzten und Kameraden hatte er nur wenig Verkehr. Die Stellung eines reichen Junkers im Kaukasus ist in dieser Beziehung ganz besonders günstig. Zu den Arbeiten und zum Exerzieren wurde er nicht geschickt. Für die Beteiligung am Feldzuge war er zum Offizier vorgeschlagen worden, bis dahin ließ man ihn in Ruhe. Die Offiziere betrachteten ihn als einen Aristokraten und behandelten ihn mit der entsprechenden Rücksicht. Das Kartenspiel und die Gelage mit Liedersängern, wie sie die Offiziere bei der Truppe zu veranstalten pflegten, erschienen ihm nicht anziehend genug, er hielt sich überhaupt von der Offiziersgesellschaft und dem Offiziersleben in dem Kosakendorfe fern. Dieses hat von jeher seinen ganz bestimmten Zuschnitt. Wie jeder Junker oder Offizier in der Festungsgarnison Porter

trinkt, Karten spielt und von Feldzugsprämien spricht, so trinkt er im Kosakendorfe mit seinen Wirtsleuten kaukasischen Wein, bewirtet die Mädchen mit Leckerbissen und Honig und stellt den Kosakinnen nach, in die er sich verliebt; zuweilen heiratet er auch wohl eine von ihnen. Olenin lebte stets auf seine eigene Art und hatte eine unbewußte Abneigung gegen alle ausgetretenen Pfade. Auch hier bewegte er sich nicht in dem ausgefahrenen Geleise.

Es machte sich ganz von selbst, daß er vor Tagesanbruch erwachte. Er trank Tee, erquickte sich von seiner Freitreppe aus am Anblick des Gebirges, des herrlichen Morgens und Mariankas, zog einen zerrissenen rindsledernen Kittel und aufgeweichte Fußleder an, steckte seinen Dolch in den Gürtel, hing das Gewehr und den Beutel mit Proviant und Tabak um, rief seinen Hund und begab sich um die sechste Morgenstunde in den Wald hinter dem Dorfe. In der siebenten Abendstunde kehrte er müde und hungrig nach Hause zurück,

mit fünf, sechs Fasanen am Gürtel,
zuweilen auch mit einem größeren Stück
Wild, ohne den Beutel mit dem Proviant
und den Zigaretten angerührt zu haben.
Und so still und ruhig wie die Zigaretten in
ihrer Schachtel, hatten auch die Gedanken
in seinem Kopfe während der vierzehn
Stunden gelegen. Geistig frisch, gekräftigt
und vollkommen glücklich, kam er aus dem
Walde heim. Er hätte nicht sagen können,
woran er während der ganzen Zeit gedacht.
Erinnerungen, Träume, Gedanken, oder
vielmehr nur Bruchstücke von alledem,
waren in seinem Kopfe durcheinander
geschwirrt. Er besinnt sich plötzlich und
fragt: Woran denke ich? Und er findet sich
in seinen Träumen als Kosaken wieder, der
mit seiner Kosakin im Garten arbeitet, oder
als Abreken im Gebirge, oder als einen
Eber, der vor sich selbst davonläuft. Und
dabei horcht und späht er beständig und
wartet auf einen Fasan, einen Hirsch oder
einen Eber.

Am Abend sitzt dann ganz unfehlbar Onkel
Jeroschka bei ihm. Wanjuscha bringt ein

Achtel Wein, und sie plaudern leise, trinken dabei und trennen sich zufrieden, um sich schlafen zu legen. Am nächsten Tage geht es wieder auf die Jagd, dieselbe gesunde Müdigkeit stellt sich ein, dieselbe Unterhaltung beim Glase Wein beschließt den Tag, der die gleiche Glücksempfindung gebracht hat wie all die andern. Zuweilen, an einem Feiertag oder sonstigen Ruhetag, verbringt Olenin seine ganze Zeit zu Hause. Dann beschäftigt er sich hauptsächlich mit Marianka und verfolgt, ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, von seinen Fenstern oder von der Freitreppe aus begierig jede ihrer Bewegungen. Er blickte auf Marianka und liebte sie – wie er glaubte – ganz ebenso, wie er die Schönheit des Gebirges und des Himmels liebte. Er dachte durchaus nicht daran, in irgendeine nähere Beziehung zu ihr zu treten. Es schien ihm, daß zwischen ihm und ihr solche Beziehungen ganz ausgeschlossen waren, wie sie zwischen ihr und dem Kosaken Lukaschka wohl möglich waren, noch weniger aber solche, wie sie vielleicht sonst zwischen einem reichen Offizier und einem

Kosakenmädchen sich entwickeln konnten. Er war der Meinung, daß, wenn er es versuchte, hier nach dem Beispiel seiner Kameraden zu handeln, er einen vollkommenen, beschaulichen, reinen Genuß gegen eine Hölle von Qualen, Enttäuschungen und Reue eintauschen würde. Übrigens hatte er ja im Hinblick auf dieses Mädchen auch schon eine Tat der Selbstverleugnung vollbracht, die ihm viel Freude bereitet hatte; vor allem aber hatte er aus irgendeinem Grunde Furcht vor Marianka und hätte es um keinen Preis gewagt, ihr auch nur mit einem scherzhaften Liebeswort zu nahen.

Eines Tages im Sommer war Olenin nicht auf die Jagd gegangen und saß allein zu Hause. Ganz unerwartet erschien ein Moskauer Bekannter in seinem Quartier, ein noch sehr junger Mann, dem er in den gesellschaftlichen Kreisen der alten Residenz begegnet war.

»Ach, mon cher, mein Teuerster, wie freute ich mich, als ich hörte, daß Sie hier sind!«

begann er in seinem Moskauer Jargon und schwatzte, seine Rede reichlich mit französischen Worten spickend, darauf los. »Man sagt mir: Olenin ist dort! Was für ein Olenin? Ich war so erfreut ... Wie das Schicksal die Menschen doch manchmal zusammenführt! Nun, wie geht es Ihnen? Was treiben Sie? Warum sind Sie hier?«

Und Fürst Bjelezki erzählte ihm seine ganze Geschichte: er sei für einige Zeit in dieses Regiment eingetreten, und der Höchstkommmandierende habe ihn gleich zu seinem Adjutanten ernannt, aber er habe diesen Feldzug durchaus mitmachen wollen und werde erst wieder nach dessen Beendigung in jene Stellung zurücktreten, obschon sie eigentlich gar nicht nach seinem Geschmack sei.

»Wenn man hier in dieser Wildnis dient, muß man doch wenigstens Karriere machen ... ein Kreuz bekommen ... befördert werden ... oder zur Garde überführt werden. Das muß schon dabei abfallen – nicht, als ob ich soviel Wert darauf legte, aber der

Verwandten und Bekannten wegen. Der Fürst hat mich recht gut aufgenommen, er ist ein sehr honetter Mann,« sagte Bjelezki, der in einemfort weiterredete. »Für meine Teilnahme am Feldzuge bin ich zum Annenorden vorgeschlagen. Und jetzt bleibe ich hier, bis es wieder losgeht. Ich finde es hier entzückend. Was für Weiber! ... Nun, und wie leben Sie hier? Unser Hauptmann Starzew, Sie kennen ihn: ein gutmütiger, dummer Kerl – der sagte mir, Sie lebten hier als ein schrecklicher Sonderling und verkehrten mit niemandem. Ich kann es verstehen, daß Sie den hiesigen Offizieren nicht nähertreten mögen. Ich freue mich so, wir wollen hier recht viel zusammen sein! Ich bin hier bei einem Unteroffizier im Quartier. Was ist da für ein Mädchen – Ustenjka heißt sie! Entzückend, sag' ich Ihnen!«

Immer von neuem ging ein Hagel von französischen und russischen Worten auf Olenin nieder, Worten aus jener Welt, der er für immer entrückt zu sein glaubte. Bjelezki hatte allgemein als ein lieber, gutherziger

Junge gegolten. Vielleicht war er das auch wirklich, aber trotz seines gutmütigen, hübschen Gesichts war er Olenin doch höchst unangenehm. Er verbreitete um sich eine Atmosphäre aller jener Abscheulichkeiten, von denen Olenin sich losgesagt hatte. Am meisten ärgerte er sich darüber, daß er nicht die Kraft in sich fühlte, diesen Menschen aus jener andern Welt schroff abzuweisen – als wenn jene Welt, die dereinst auch die seinige gewesen, unverbrüchliche Rechte an ihm hätte. Er war unwillig über Bjelezki und über sich selbst, ließ wider Willen französische Phrasen in seine Antworten einfließen, zeigte Interesse für den Höchstkommmandierenden, und die Moskauer Bekannten, äußerte sich, dank dem Umstand, daß nur sie beide in dem ganzen Kosakendorfe den französischen Jargon sprachen, mit Geringschätzung über die andern Offiziere und Kosaken, behandelte Bjelezki überaus freundschaftlich, versprach ihn zu besuchen und lud ihn zum Wiederkommen ein. Im stillen jedoch war er fest entschlossen, nicht

zu Bjelezki zu gehen. Wanjuscha fand an letzterem großen Gefallen und meinte, das sei ein Herr, wie er sein solle.

Bjelezki nahm sogleich die übliche Lebensweise auf, wie sie die reichen kaukasischen Offiziere im Kosakendorfe führen. Vor Olenins Augen verwandelte er sich gleichsam in einen alteingesessenen Dorfbewohner: er bewirtete die Alten reichlich mit Wein, veranstaltete lustige Abende und ging selbst zu den Abendunterhaltungen der Mädchen; er rühmte sich seiner Eroberungen und kam in der Intimität so weit, daß die Mädchen und Frauen ihn allgemein »Großväterchen« nannten. Auch die Kosaken, denen dieser für Wein und Weib so empfängliche junge Mann seinem Wesen nach wohl verständlich war, gewöhnten sich rasch an ihn und hatten ihn weit lieber als Olenin, der für sie ein Rätsel war und blieb.

24.

Es war gegen fünf Uhr morgens. Wanjuscha war eben dabei, auf der Freitreppe des Hauses mit Hilfe eines Stiefelschaftes die Kohlen im Samowar anzublasen. Olenin war bereits an den Terek geritten, um zu baden; er hatte sich unlängst dieses neue Vergnügen ausgedacht; er schwemmte sein Pferd im Terek und nahm zugleich selbst ein Bad. Die Hauswirtin war in ihrer Milchammer, aus deren Schornstein der schwarze, dichte Rauch von dem geheizten Ofen emporstieg; die Tochter war eben dabei, im Stalle die Büffelkuh zu melken. »So steh doch endlich still, du garstiges Vieh!« ließ sich ihre ungeduldige Stimme vernehmen, und gleich darauf hörte man das gleichförmige Geräusch des Melkens. Auf der Straße neben dem Hause ertönte der rasche Tritt eines Pferdes – Olenin kam auf seinem stattlichen, feuchtglänzenden, dunkelgrauen Pferd ohne Sattel an das Hoftor geritten. Mariankas hübscher, von

einem roten Tuche umhüllter Kopf lugte aus dem Stalle hervor und verschwand wieder. Olenin trug ein rotseidenes Hemd, eine weiße Tscherkeska, die von einem Riemen mit dem Dolch darin zusammengehalten wurde, und eine hohe Mütze. Er saß ein wenig kokett auf dem feuchten Rücken des gut genährten Pferdes und neigte sich, das Gewehr auf dem Rücken festhaltend, hinab, um das Tor zu öffnen. Sein Haar war noch naß, sein Gesicht strahlte von Jugend und Gesundheit. Er glaubte hübsch und schneidig auszusehen und einem Dschigit zu gleichen, doch war er weit davon entfernt: in den Augen jedes erfahrenen Kaukasiers blieb er nach wie vor der »Soldat«. Als er den Mädchenkopf in der Stalltür bemerkte, suchte er jede Bewegung ganz besonders gewandt auszuführen, warf das Tor keck auf, zog die Zügel an, führte einen Lufthieb mit der Reitpeitsche und ritt auf den Hof.

»Ist der Tee fertig, Wanjuscha?« rief er vergnügt, ohne nach der Stalltür

hinzublicken; es machte ihm Vergnügen, zu spüren, wie sein schmuckes Pferd, das Hinterteil hebend und nach dem Zügel verlangend, an jedem Muskel zitterte, wie es elastisch über den trockenen Lehm Boden des Hofes hintänzelte und am liebsten mit voller Sehnenkraft über den Zaun gesetzt wäre.

»Alles fertig!« antwortete Wanjuscha.

Es schien Olenin, als schaue Mariankas hübscher Kopf noch immer aus dem Stalle, doch wandte er sich nicht nach ihr um. Als er vom Pferde hinabsprang, stieß er mit dem Gewehr gegen das Treppengeländer, machte eine ungeschickte Bewegung und blickte erschrocken nach dem Stalle hin, wo jedoch niemand zu sehen war; nur das gleichmäßige Geräusch des Melkens ließ sich von dort vernehmen.

Er ging in sein Zimmer und kam nach einiger Zeit wieder auf die Treppe hinaus, wo er sich mit einem Buche und der Pfeife bei einem Glase Tee auf der noch nicht von

den schrägen Strahlen der Morgensonne beschienenen Seite niederließ. Bis zum Mittagessen wollte er nun nirgends hingehen, sondern einige schon lange aufgeschobene Briefe schreiben. Es fiel ihm jedoch schwer, sein Plätzchen auf der Treppe zu verlassen und in sein Zimmer, wie in ein Gefängnis, zurückzukehren. Die Hauswirtin hatte den Ofen geheizt, Marianka das Vieh ausgetrieben; als sie zurückkam, machte sie sich daran, den Kuhmist an der Hecke entlang aufzusammeln und für Brennzwecke zu formen. Olenin las in seinem Buche, verstand jedoch nichts von dem, was darin stand. Immer wieder wandte er die Augen von seiner Lektüre ab und ließ den Blick auf der kräftigen Gestalt des jungen Mädchens ruhen, das sich dort vor ihm hin und her bewegte. Ob sie in den feuchten Morgenschatten des Hauses trat oder mitten in dem vom heiteren jungen Tag beleuchteten Hofe stand, wo die schlanke Gestalt in dem farbigen Gewand hell von der Sonne beschienen wurde und einen dunklen Schatten warf – immer hatte er die

eine Sorge, daß ihm auch nur eine ihrer Bewegungen entgehen könnte. Es machte ihm Freude, zu sehen, wie frei und anmutig ihre Taille sich bog, wie das rosa Hemd, das ihre ganze Bekleidung bildete, über der Brust und an den schlanken Beinen hinab sich in Falten legte; wie ihr Oberkörper sich dann emporrichtete und unter dem dicht anliegenden Hemd die Linien der atmenden Brust sich deutlich abhoben; wie sie die schmalen, in alten roten Schuhen steckenden Füße zierlich auf die Erde setzte; wie die kräftigen Arme, an denen die Ärmel aufgestreift waren, mit gespannten Muskeln, gleichsam unwillig, die Schaufel handhabten, und wie die tiefen schwarzen Augen von Zeit zu Zeit nach ihm hinüberschauten. Wenn auch die feinen Brauen sich zusammenzogen, sprach aus den Augen doch Zufriedenheit und das Bewußtsein der eigenen Schönheit.

»Ei, Olenin – Sie sind wohl schon lange auf?« sagte Bjelezki, der in einem kaukasischen Offiziersrock eben den Hof betreten hatte und auf Olenin zukam.

»Ah, Bjelezki!« antwortete Olenin und streckte ihm die Hand entgegen – »schon so früh aus den Federn?«

»Was soll ich machen? Man hat mich hinausgejagt. Bei mir ist heute Ball. Du kommst doch auch zu Ustenjka, was, Marianka?« wandte er sich an das Mädchen.

Olenin wunderte sich darüber, daß Bjelezki so ungezwungen mit diesem Mädchen reden konnte. Marianka aber tat, als höre sie ihn nicht, sie neigte den Kopf nur tiefer, warf die Schaufel über die Schulter und begab sich in ihrer raschen, mannhaften Gangart nach der Milchammer.

»Sie schämt sich, die liebe Kleine, sie schämt sich,« sprach Bjelezki, während er ihr nachblickte. »Vor Ihnen schämt sie sich!« fügte er hinzu und lief munter lächelnd die Freitreppe hinauf.

»Ball ist bei Ihnen? Wieso denn? Wer hat Sie fortgejagt?«

»Ustenjka, meine kleine Wirtin, gib den Ball, auch Sie sind eingeladen. Ball heißt hier soviel wie Mädchengesellschaft und Pastetenessen.«

»Aber was sollen wir denn da machen?«

Bjelezki lächelte pfiffig und nickte blinzeln mit dem Kopfe nach der Milchammer hin, in der Marianka verschwunden war.

Olenin zuckte die Achseln und errötete.

»Sie sind doch wirklich ein Sonderling, weiß Gott!« sagte Bjelezki.

»Meinen Sie?« sagte Olenin stirnrunzelnd.

Bjelezki entging es nicht, daß er ärgerlich war, und er lächelte ganz besonders höflich.

»Aber wie denn, ich bitte Sie,« sagte er,
»Sie wohnen hier im Hause ... und sie ist ein so prächtiges Mädchen, ein so reizendes Kind, eine so vollendete Schönheit!«

»Ja, eine vollendete, bewundernswerte Schönheit! Ich habe ein solches Weib noch nicht gesehen,« sagte Olenin.

»Nun, also was denn?« versetzte Bjelezki, während er Olenin verständnislos ansah.

»Es klingt vielleicht sonderbar, wenn ich es sage,« antwortete Olenin – »aber warum soll ich nicht aussprechen, was wahr ist? Seit ich hier lebe, existieren die Frauen für mich nicht. Und es ist gut so, glauben Sie mir! Was kann es denn zwischen uns und diesen Frauen hier Gemeinsames geben? Jeroschka – das ist etwas anderes: mit dem verbindet mich die gemeinsame Leidenschaft für die Jagd.«

»Nun hör' einer! Was es Gemeinsames geben kann? Und was gibt es denn Gemeinsames zwischen mir und Amalia Iwanowna? Kommt alles auf eins heraus. Sie meinen vielleicht, sie seien ein bißchen schmutzig – nun, das ist etwas anderes. Da heißt es eben ein Auge zumachen.«

»Ich habe solche Frauen wie Amalia Iwanowna nicht gekannt und nie mit ihnen umzugehen gewußt,« antwortete Olenin.
»Doch jene Art von Frauen kann man nicht achten, während ich vor diesen hier Achtung habe.«

»Nun, immerzu! Lassen Sie sich darin nicht stören!«

Olenin antwortete nicht, man sah es ihm jedoch an, daß er über das Thema weiterzureden wünschte, daß es ihm sehr am Herzen lag.

»Ich weiß, daß ich eine Ausnahme bilde,« begann er nach einem Weilchen, offenbar verlegen. »Aber mein Leben hat sich so gestaltet, daß ich nicht nur keine Veranlassung sehe, meine Grundsätze zu ändern, sondern hier überhaupt gar nicht leben könnte, wenn ich auf Ihre Art leben wollte. Dabei spreche ich noch nicht einmal von einem so glücklichen Leben, wie ich es jetzt führe. Ich suche und finde in diesen Frauen hier eben etwas anderes als Sie.«

Bjelezki zog ungläubig die Brauen empor.
»Na, kommen Sie jedenfalls heute abend zu mir,« sagte er, »auch Marianka wird da sein, ich werde Sie mit ihr bekannt machen. Kommen Sie nur, bitte. Sollten Sie sich langweilen, dann können Sie ja wieder weggehen. Werden Sie kommen?«

»Ich würde kommen, aber ich will Ihnen die Wahrheit sagen: ich fürchte, daß ich mich allen Ernstes verlieben könnte ...«

»O, o, o!« rief Bjelezki aus. »Kommen Sie nur, machen Sie sich über diesen Punkt keine Sorgen. Ehrenwort also, Sie kommen?«

»Ich möchte wohl kommen, aber ich begreife, offen gesagt, nicht, was wir da tun, welche Rolle wir spielen sollen.«

»Bitte, kommen Sie nur! Abgemacht?«

»Ja, ich komme – vielleicht,« sagte Olenin,

»Nun sage mir einer – so reizende Weiber, wie sonst nirgends in der Welt: kann man denn da als Mönch leben? Was für eine sonderbare Auffassung! Warum soll man sich selbst das Leben verbittern, statt zu genießen, was es einem bietet? Haben Sie gehört, daß unsere Kompagnie nach Wosdwischenskaja kommt?«

»Mir wurde gesagt, die achte Kompagnie würde hinkommen,« sagte Olenin.

»Nein, ich habe einen Brief vom Adjutanten bekommen. Er schreibt, der Fürst werde persönlich am Feldzuge teilnehmen. Ich freue mich, ihn wiederzusehen. Ich verspüre hier schon ein bißchen Langeweile.«

»Es heißt, wir würden bald einen Überfall ausführen?«

»Ich weiß von nichts; ich hörte nur, daß Krinowizyn für seine Teilnahme an einem Überfall den Annenorden bekommen hat. Er hoffte Leutnant zu werden,« sagte

Bjelezki lachend – »aber damit war es nichts. Er ist nach der Garnison zurückgekehrt.«

Die Abenddämmerung brach an, und Olenin begann, an den Mädchenball zu denken. Die Einladung beunruhigte ihn lebhaft. Er hatte wohl Lust hinzugehen, doch der Gedanke an das, was dort wohl sein würde, kam ihm so fremd, so seltsam, fast ein wenig beängstigend vor. Er wußte, daß weder Kosaken noch ältere Frauen da sein würden, niemand sonst als junge Mädchen. Was wird dort vorgehen? Wie sollte er sich benehmen? Was sollte er sprechen? Was werden die Mädchen sagen? Was für Beziehungen bestanden zwischen ihm und diesen urwüchsigen Kosakentöchtern? Bjelezki hatte von so merkwürdig zynischen und dabei doch strengen Beziehungen erzählt ... Es kam ihm so sonderbar vor, daß er dort unter demselben Dache, in demselben Raume mit Marianka weilen, vielleicht auch mit ihr reden würde. Wenn er sie sich in ihrer stolzen, zurückhaltenden Haltung vorstellte,

kam ihm das ganz unmöglich vor. Bjelezki hatte allerdings erzählt, daß das alles dort so einfach vor sich gehe. »Ob etwa Bjelezki auch mit Marianka auf diese Art verkehrt? Das wäre interessant,« dachte er. »Nein, ich will lieber nicht hingehen. Alles das ist so häßlich, so gemein und vor allem überflüssig.« Dann quälte ihn wieder die Frage: was wird dort nur sein? Und schließlich war er ja auch durch sein gegebenes Wort gebunden. Noch ganz unentschlossen, ging er fort, als er jedoch vor Bjelezkis Quartier kam, trat er bei ihm ein.

Das Haus, in dem Bjelezki wohnte, war ganz ebenso eingerichtet wie Olenins Haus. Es stand auf Pfählen, zwei Ellen hoch über der Erde, und enthielt zwei Stuben. In der ersten, zu der Olenin auf einer steilen, kleinen Treppe gelangte, lagen nach kosakischer Sitte Kissen, Teppiche, Decken und Federbetten in malerischem Nebeneinander an der Vorderwand. Ebenda hingen an den Seitenwänden kupferne Becken und Waffen; unter einer Bank lagen

Kürbisse und Melonen. In der zweiten Stube befand sich ein großer Ofen, ein Tisch, Bänke und Heiligenbilder, wie sie die Sektierer zu verehren pflegen. Hier hatte Bjelezki sich mit seinem Feldbett, seinen Reisekoffern, einem kleinen Wandteppich, auf dem seine Waffen hingen, und seinen auf dem Tische umherstehenden Toilettengegenständen und Porträts einquartiert. Ein seidener Schlafrock war über eine Bank geworfen. Bjelezki selbst lag sauber und nett, nur im Unterzeug, auf dem Bett und las die »Drei Musketiere«. Er sprang auf, als Olenin eintrat.

»Da sehen Sie, wie ich mich eingerichtet habe – famos, nicht wahr? Nun, schön, daß Sie gekommen sind! Die Mädchen sind schon mitten in der Arbeit. Wissen Sie, woraus die Pasteten bereitet werden? Aus Teig, Schweinefleisch und Weintrauben. Aber die Pastete ist nicht die Hauptsache. Sehen Sie doch, wie das dort durcheinander wimmelt!«

Sie blickten zum Fenster hinaus und konnten in der Tat im Hause der Wirtsleute ein ungewohnt lebhaftes Treiben beobachten. Die Mädchen liefen bald mit diesem, bald mit jenem Gegenstand zum Flur hinaus und hinein.

»Geht's bald los?« rief Bjelezki hinaus.

»Gleich, gleich! Hast wohl schon Hunger, Großväterchen?«

Und helles Lachen erklang aus der andern Stube.

Ustenjka, ein rotwangiges, hübsches Mädchen von rundlichen Formen, kam mit aufgestreiften Ärmeln in Bjelezkis Zimmer gelaufen, um Teller zu holen.

»Na, du! Ich laß die Teller fallen!« schrie sie auf Bjelezki los. »Komm, hilf uns doch!« rief sie dann lachend Olenin zu. »Sorgt nur dafür, daß die Mädchen etwas zu naschen haben!«

»Ist denn Marianka gekommen?« fragte Bjelezki.

»Gewiß doch, sie hat Teig mitgebracht.«

»Glauben Sie wohl,« sagte Bjelezki, »daß, wenn man diese Ustenjka hübsch sauber waschen und anputzen und ein bißchen in Pflege nehmen würde, sie alle unsere Moskauer Schönheiten austäche? Haben Sie Frau Borschtschewa, die Kosakin, gesehen? Sie hat einen Oberst geheiratet. Ein entzückendes Weib! Welche Haltung! Woher sie das nur haben? ...«

»Ich habe die Borschtschewa nie gesehen. Nach meiner Meinung kann es nichts Hübscheres geben als die hiesige Tracht.«

»Ich verstehe es vortrefflich, mich an jede Lebensweise zu gewöhnen,« sagte Bjelezki. »Ich will doch einmal zusehen, wie weit sie drüben sind.«

Er zog den Schlafrock an und ging rasch hinaus. »Sorgen Sie nur für Naschwerk!«

rief er Olenin zu.

Olenin schickte den Burschen nach Pfefferkuchen und Honig. Es kam ihm plötzlich so gemein vor, Geld zu geben, als wollte er jemanden bestechen, und als der Bursche fragte, wieviel Pfefferminzkuchen und wieviel Honigkuchen er bringen solle, gab er ihm gar keine bestimmte Antwort.

»Mach' das, wie du willst,« sagte er schließlich.

»Für das ganze Geld?« fragte der Soldat mit wichtiger Miene. »Die Pfefferminzkuchen sind teurer, zu sechzehn Kopeken verkauft man sie.«

»Ja, ja, für das ganze Geld,« sagte Olenin und nahm am Fenster Platz. Er war selbst darüber verwundert, daß sein Herz so heftig klopfte, als stehe ihm etwas ganz besonders Wichtiges und Unangenehmes bevor.

Er hörte, wie drüben in der Stube der Mädchen sich bei Bjelezkis Eintritt ein

Kreischen und Schreien erhob, und wenige Augenblicke darauf sah er, wie dieser unter dem lauten Quieten, Lärmen und Lachen der Mädchen herausstürzte und die Treppe hinabließ.

»Sie haben mich fortgejagt,« sagte er.

Bald darauf trat Ustenjka in Bjelezkis Zimmer und meldete, daß alles bereit sei. Sie lud die Gäste feierlich zum Nähertreten ein.

Als sie hinüberkamen, war in der Tat alles bereit. Ustenjka legte nur noch die Kissen an der Wand zurecht. Auf dem Tische, der mit einer unverhältnismäßig kleinen Serviette gedeckt war, stand eine Karaffe mit Rotwein, daneben gedörrter Fisch. Das Zimmer duftete nach Teig und Weintrauben. Sechs junge Mädchen in schmucken Beschnitten, ohne die gewohnten Kopftücher, drängten sich im Winkel hinter dem Ofen, flüsterten, lachten und räuspernten sich.

»Wir bitten gehorsamst, meinem Namenstag zu Ehren zu trinken,« sagte Ustenjka und lud die Gäste ein, an den Tisch heranzutreten.

Olenin erkannte in der Schar der Mädchen, die alle ohne Ausnahme hübsch waren, auch Marianka, und es war ihm schmerzlich und peinlich, unter so banalen, unerfreulichen Umständen mit ihr zusammenzukommen. Er kam sich albern und unbeholfen vor und beschloß, dasselbe zu tun, was Bjelezki tun würde. Dieser trat mit einer gewissen Feierlichkeit, doch dabei selbstbewußt und ungezwungen an den Tisch heran, leerte ein Glas Wein auf Ustenjkas Gesundheit und forderte die andern auf, das gleiche zu tun. Ustenjka erklärte, daß die Mädchen nichts trinken.

»Höchstens mit Honig,« sagte eine Stimme aus der Schar der Mädchen.

Man rief den Burschen herein, der soeben vom Krämer mit Honig und Näschereien zurückgekehrt war. Der Bursche blickte

finster, halb neidisch, halb verächtlich, auf die nach seiner Meinung allzu verschwenderisch lebenden Herren, überreichte sorgsam und gewissenhaft die in graues Papier eingewickelte Honigscheibe samt dem Pfefferkuchen und schickte sich an, über den Preis und das herausbekommene Geld ausführlich Rechenschaft abzulegen. Aber Bjelezki jagte ihn hinaus.

Bjelezki mischte den Honig in die mit Rotwein gefüllten Gläser, breitete großspurig die drei Pfund Pfefferkuchen auf dem Tische aus, zog die Mädchen mit Gewalt aus ihren Winkeln heraus, ließ sie am Tische Platz nehmen und begann die Pfefferkuchen unter sie zu verteilen. Unwillkürlich bemerkte Olenin, wie Mariankas kleine, sonnengebräunte Hand zwei runde Pfefferminzkuchen und einen braunen Honigkuchen ergriff, und wie sie dann nicht wußte, was sie damit anfangen sollte. Die Unterhaltung ging nur schleppend vonstatten, trotz der Ungezwungenheit Ustenjkas und Bjelezkis

und ihres lebhaften Wunsches, die Gesellschaft aufzuheitern. Olenin war verlegen, wußte nicht recht, was er sagen sollte, hatte die Empfindung, daß er Neugier erzeuge, ja vielleicht selbst Spottlust erwecke und die andern mit seiner eigenen Blödigkeit anstecke. Er errötete, und es schien ihm, daß namentlich Marianka verlegen sei. »Sie erwarten jedenfalls, daß wir ihnen Geld geben,« dachte er. »Wie sollen wir das nur anfangen? Das beste wäre, es ihnen möglichst bald zu geben und fortzugehen.«

25.

»Wie kommt's denn, daß du euren Mieter nicht kennst?« sagte Bjelezki, zu Marianka gewandt.

»Wie soll ich ihn denn kennen, wenn er nie zu uns kommt?« versetzte Marianka mit einem Blick auf Olenin.

Olenin schrak zusammen. Eine heftige Erregung bemächtigte sich seiner, und er wußte nicht, was er sagen sollte.

»Ich fürchte mich vor deiner Mutter,« versetzte er dann. »Sie hat mich ausgescholten, als ich das erstemal bei euch war.«

Marianka lachte laut auf.

»Und da hast du Angst bekommen?« sagte sie, sah ihn an und wandte sich ab.

Zum erstenmal erblickte Olenin hier das ganze unverhüllte Gesicht des schönen Mädchens, das er früher immer nur von dem bis zu den Augen hinaufreichenden Tuche umwickelt gesehen hatte. Nicht mit Unrecht galt sie als die erste Schönheit im Dorfe. Auch Ustenjka war ein recht hübsches Mädchen, klein, voll, rotwangig, mit munteren braunen Augen, stets lachend und schwatzend. Marianka aber war nicht nur hübsch, sondern eine Schönheit. Ihre Gesichtszüge konnten ein wenig zu männlich und fast derb erscheinen, aber der hohe schlanke Wuchs, die volle Büste, die wohlgebildeten Schultern, vor allem aber der zugleich ernste und weiche Ausdruck der mandelförmigen, dunkel umschatteten schwarzen Augen unter den schwarzen Brauen und ein sanfter Zug um den Mund, zumal wenn sie lächelte, milderten jenen Eindruck des Männlichen, den ihre Erscheinung machte. Sie lächelte nur selten, und ihr Lächeln hatte jedesmal etwas Überraschendes. Ein Hauch von Gesundheit und jungfräulicher Kraft ging von ihr aus. Alle Mädchen waren, wie

gesagt, hübsch, aber sowohl die Mädchen selbst, wie auch Bjelezki, und selbst der Bursche, der die Pfefferkuchen brachte – sie alle sahen unwillkürlich auf Marianka, und wenn jemand sich an die Mädchen wandte, wandte er sich eben an sie. Sie erschien wie eine stolze, frohe Königin unter den andern.

Bjelezki, der sich alle Mühe gab, die Abendunterhaltung recht angenehm zu gestalten, plauderte immerfort, ließ die Mädchen Wein herumreichen, trieb seinen Scherz mit ihnen und machte Olenin gegenüber fortwährend auf französisch anzügliche Bemerkungen über Mariankas Schönheit, wobei er sie immer nur als »la vôtre« bezeichnete und ihn ermutigte, sich den Mädchen gegenüber ganz so zu benehmen wie er selbst. Olenin ward immer beklommener, immer peinlicher zumute. Er sann bereits auf einen Vorwand, um hinauszugehen und sich aus dem Staube zu machen, als Bjelezki plötzlich erklärte, Ustenjka, das Namenstagskind, müsse den Wein »mit Küssen« herumreichen. Sie war

einverstanden, doch unter der Bedingung, daß ihr Geld auf einen Teller gelegt würde, wie das bei Hochzeiten üblich sei.

»Welcher Teufel hat mich nur zu diesem abscheulichen Gelage geführt!« sagte sich Olenin und erhob sich, um hinauszugehen.

»Wohin denn?«

»Ich will mir nur Tabak holen,« sagte Olenin, der in Wirklichkeit schon gehen wollte. Aber Bjelezki faßte ihn am Arme.

»Ich habe Geld bei mir,« sagte er zu ihm auf französisch.

»Ich darf nicht weggehen, sonst heißt es, ich wolle nicht zahlen,« dachte Olenin, und er ärgerte sich aufs höchste über seine Ungeschicklichkeit. »Kann ich denn wirklich die Sache nicht so anfassen wie Bjelezki? Ich hätte nicht herkommen sollen, aber nun bin ich doch einmal da, nun darf ich ihnen ihr Vergnügen nicht stören. Ich muß einmal nach Kosakenart trinken,«

dachte er, füllte eine acht Gläser fassende Holzschale mit Wein und trank sie fast ganz aus. Die Mädchen sahen ihn, während er trank, ganz verdutzt, ja fast erschrocken an. Das kam ihnen so sonderbar und unschicklich vor. Ustenjka kredenzte jedem noch ein Glas Wein und küßte beide. »Seht doch, ihr Mädchen, nun wollen wir lustig sein!« sagte sie, mit den vier Rubelmünzen klimpernd, die von den beiden jungen Leuten auf den Teller gelegt worden waren.

Olenins unbehagliche Stimmung war verflogen. Er wurde gesprächig.

»Nun, Marianka, jetzt reiche du uns den Wein mit Küssen,« sagte Bjelezki und faßte sie bei der Hand.

»Wart', ich werde dich küssen – so!« versetzte sie und holte im Scherz mit der Hand nach ihm aus.

»Großväterchen kann auch ohne Geld einen Kuß bekommen,« warf ein anderes Mädchen ein.

»Das nenn' ich ein kluges Kind!« sagte Bjelezki und küßte das sich sträubende Mädchen. »Nein, du mußt es wirklich tun,« wandte er sich dann, auf seinem Verlangen bestehend, zu Marianka. »Du mußt doch deinen Mieter bewirten!«

Er nahm sie bei der Hand, führte sie zur Bank und hieß sie sich neben Olenin setzen.

»Was für ein schönes Mädchen!« sagte er, ihren Kopf so wendend, daß ihr Profil sichtbar wurde.

Marianka sträubte sich nicht, sondern warf mit stolzem Lächeln Olenin einen Blick aus ihren Mandelaugen zu.

»Wirklich ein schönes Mädchen!« wiederholte Bjelezki.

»Ja, das bin ich wirklich,« schien Mariankas Blick zu bestätigen. Olenin, der sich von dem, was er tat, nicht mehr klare Rechenschaft gab, umarmte Marianka und wollte sie küssen. Sie riß sich plötzlich los,

stieß Bjelezki zur Seite, daß er fast hingefallen wäre, zog die Decke vom Tische und sprang nach dem Ofen hin. Lautes Geschrei und Gelächter ertönte. Bjelezki flüsterte den Mädchen etwas zu, und plötzlich liefen sie alle aus dem Zimmer in den Flur und verschlossen die Tür.

»Warum hast du denn Bjelezki geküßt und willst mich nicht küssen?« fragte Olenin.

»So – ich will nicht, abgemacht!« antwortete sie mit einem Zucken um die Unterlippe und die Brauen. »Er ist doch unser Großväterchen,« fügte sie lächelnd hinzu. Dann ging sie zur Tür und klopfte. »Warum habt ihr denn zugeschlossen, ihr Teufel?«

»Laß doch, mögen sie draußen bleiben – wir bleiben hier,« sagte Olenin und trat näher an sie heran.

Sie runzelte die Stirn und wehrte ihn streng mit der Hand von sich ab. Und wieder

erschien sie Olenin so erhaben schön, daß er zur Besinnung kam und sich seines Beginnens schämte. Er ging zur Tür und begann daran zu rütteln.

»Bjelezki, öffnen Sie! Was für alberne Scherze sind das!«

Marianka lachte wieder mit ihrem hellen, glücklichen Lachen.

»Ei, du fürchtest dich wohl vor mir?« sagte sie.

»Du bist ebenso böse wie deine Mutter.«

»Du solltest öfters mit Jeroschka zusammen sein – den haben die Mädchen gern. Kämst dann auch mit ihnen zusammen!«

Sie lächelte und sah ihm aus nächster Nähe gerade in die Augen.

Er wußte nicht, was er sagen sollte.

»Und wenn ich nun zu euch käme? ...« sprach er dann plötzlich.

»Das wäre etwas anderes,« sagte sie, lebhaft den Kopf bewegend.

In diesem Augenblick stieß Bjelezki die Tür auf, und Marianka sprang so rasch von Olenin weg, daß sie mit der Hüfte an sein Bein stieß.

»Alles Unsinn, was ich bisher geträumt habe: das von der Liebe, und von der Selbstverleugnung, und vom Lukaschka. Auf's Glück kommt es an – wer Glück hat, der ist im Recht,« ging's ihm durch den Kopf, und mit einer Kraft, die er selbst sich nicht zugetraut hätte, umfaßte er die schöne Marianka und küßte sie auf Schläfe und Wange. Marianka wurde nicht böse, sondern lachte nur laut und lief hinaus, zu den übrigen Mädchen.

Damit war die Abendgesellschaft zu Ende. Die Alte, Ustenjkas Mutter, kam von der Arbeit zurück, schalt die Mädchen gehörig aus und jagte sie alle nach Hause.

26.

»Ja,« dachte Olenin, als er auf dem Heimwege begriffen war, »ich brauchte mir nur die Zügel etwas locker zu lassen, und ich würde mich in dieses Kosakenmädchen bis über die Ohren verlieben.« Mit diesem Gedanken legte er sich schlafen, meinte jedoch, daß alles dies vorübergehen und sein altes Leben wieder zurückkehren würde.

Doch das alte Leben kehrte nicht wieder. Seine Beziehungen zu Marianka waren andere geworden. Die Wand, die sie bisher getrennt hatte, war beseitigt. Olenin grüßte sie bereits jedesmal, wenn er sie traf.

Der Hausherr kam, um das Geld für die Wohnung in Empfang zu nehmen, und als er von Olenins Reichtum und Freigebigkeit hörte, lud er ihn zu sich ein. Die Alte empfing ihn freundlich, und seit jener Abendgesellschaft ging er nun häufig des

Abends zu den Wirtsleuten hinüber und blieb bei ihnen bis in die Nacht. Zwar schien es, als führe er sein Leben im Dorfe ganz nach alter Weise fort, in seiner Seele jedoch war alles verwandelt. Den Tag verbrachte er im Walde, gegen acht Uhr aber, wenn es dunkel wurde, ging er zu den Wirtsleuten, allein oder mit Onkel Jeroschka. Die Wirtsleute hatten sich schon so an ihn gewöhnt, daß sie sich wunderten, wenn er einmal nicht kam. Er bezahlte den Wein reichlich und war ein ruhiger Mensch, das sprach bei ihnen sehr für ihn. Wanjuscha brachte ihm den Tee, und er setzte sich in die Ecke am Ofen; die Alte ging, ohne sich Zwang anzutun, ihrer Arbeit nach, und sie unterhielten sich beim Tee oder beim Wein über die Angelegenheiten der Kosaken, über die Nachbarn, über Rußland, von dem Olenin ihnen erzählte, während sie Fragen stellten. Zuweilen brachte er ein Buch mit und las für sich. Marianka drückte sich, wie ein Reh, scheu in eine dunkle Ecke oder saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Ofen. An der Unterhaltung nahm sie nicht teil,

aber Olenin sah ihre Augen, ihr Gesicht, hörte ihre Bewegungen, das Knacken der Melonenkerne, und er fühlte, daß sie mit ihrem ganzen Wesen lauschte, wenn er sprach, und fühlte gleichsam ihre Gegenwart, wenn er schweigend las. Bisweilen schien es ihm, als seien ihre Augen auf ihn gerichtet, und wenn er dann ihrem Glanze begegnete, verstummte er unwillkürlich und schaute nach ihr hin. Dann blickte sie rasch fort, er aber tat, als sei er ganz von dem Gespräch mit der Alten in Anspruch genommen, während er in Wirklichkeit auf jeden ihrer Atemzüge, jede Bewegung lauschte und nur wieder einen ihrer Blicke erwartete. In Gegenwart anderer war sie im Verkehr mit ihm zumeist heiter und freundlich, unter vier Augen jedoch nahm ihr Wesen etwas Scheues und Rauhes an. Mitunter ging er zu ihnen hinüber, bevor noch Marianka von der Straße zurück war; plötzlich ließen sich dann ihre kräftigen Schritte vernehmen, und ihr blaues Baumwollhemd wurde in der Türöffnung sichtbar; sie trat mitten ins Zimmer, sah ihn an, und ein freundliches

Lächeln huschte kaum wahrnehmbar über ihre Augen; ihm aber ward davon so froh und zugleich bange ums Herz.

Er wollte nichts, verlangte nichts von ihr, mit jedem Tage jedoch wurde ihre Gegenwart ihm unentbehrlicher.

Olenin hatte sich so in das Dorfleben hineingefunden, daß die Vergangenheit ihm als etwas völlig Fremdes erschien und die Zukunft, soweit sie außerhalb dieser Welt lag, in der er jetzt lebte, ihn überhaupt nicht interessierte. Bekam er von seinen Verwandten oder Freunden Briefe, so ärgerte er sich immer, wenn darin von ihm mit Bedauern wie von einem Verlorenen gesprochen wurde, während er in seinem Kosakendorfe alle diejenigen als Verlorene ansah, die nicht ebenso lebten wie er selbst. Er war davon überzeugt, daß er es niemals bereuen werde, sich von seinem früheren Leben losgerissen und so ganz abgesondert, ganz nach eigenem Geschmack in seinem Kosakendorfe eingerichtet zu haben. Auch auf den Märschen und in den Festungen

hatte er sich schon ganz wohl gefühlt; aber erst hier, unter Onkel Jeroschkas Fittichen, in seinem Walde, seiner Hütte am Rande des Dorfes, ganz besonders aber bei dem Gedanken an Marianka und Lukaschka wurde ihm jene ganze Verlogenheit klar, in der er bis dahin gelebt hatte, die ihn auch dort schon empört hatte, die ihm aber jetzt vollends widerwärtig und lächerlich erschien. Mit jedem Tage fühlte er sich hier freier und mehr als Mensch. Ganz anders, als er es sich ausgemalt hatte, erschien ihm in Wirklichkeit der Kaukasus. Er hatte hier nichts gefunden, was seinen eignen Träumereien oder all den Schilderungen des Kaukasus ähnlich gewesen wäre, die er gehört und gelesen hatte. »Es gibt hier keine jähen Klüfte und Abgründe, keine Amalet-Beks, keine Helden und Bösewichte,« dachte er – »die Menschen leben, wie die Natur lebt: sie werden geboren, sie verbinden sich, sie kämpfen, essen, trinken, freuen sich und sterben, und es gibt für sie keine anderen Normen, als jene unveränderlichen, welche die Natur auch für die Sonne, das Gras, das Wild, den

Baum festgelegt hat. Andere Gesetze kennen sie nicht ...« Und darum erschienen ihm diese Menschen, im Vergleich mit ihm selbst, schön, stark und frei, und wenn er sie anschaute, empfand er Scham und Trauer um sich selbst. Nicht selten kam ihm allen Ernstes der Gedanke, alles hinzuwerfen, sich unter die Kosaken einschreiben zu lassen, sich ein Häuschen zu kaufen, Vieh zu halten, eine Kosakin zu heiraten – doch nicht Marianka, die wollte er dem Lukaschka überlassen – mit Onkel Jeroschka zusammenzuleben, mit ihm auf die Jagd und den Fischfang zu gehen und an den Streifzügen der Kosaken teilzunehmen. »Warum tu' ich das nicht? Warum zögere ich noch?« fragte er sich. Und er spornte sich selbst an und schalt auf sich: »Fürchte ich mich am Ende gar, das zu tun, was ich selbst für verständig und richtig befinde? Ist etwa der Wunsch, ein einfacher Kosak zu sein, in innigem Verkehr mit der Natur zu leben, keinem Menschen zu schaden, allen Menschen vielmehr Gutes zu tun – ist ein solcher Wunsch etwa törichter als jenes Streben,

das mich früher erfüllte: beispielsweise Minister oder Regimentskommandeur zu werden?« Doch eine innere Stimme sagte ihm, er möge warten und sich noch nicht entscheiden. Ein unklares Bewußtsein, daß er doch nicht so ganz das Leben eines Jeroschka oder Lukaschka führen könne, weil seine Vorstellung vom Glück eine andere sei, hielt ihn noch zurück. Er sah das Glück in der Selbstverleugnung, und diese Idee hemmte seine Entschließungen. Immer noch machte ihm sein selbstloses Verhalten gegenüber Lukaschka Freude. Immer noch suchte er Gelegenheiten, sich für andere zu opfern – wenn sich auch solche Gelegenheiten ihm nicht darbieten wollten. Zuweilen vergaß er allerdings dieses von ihm neu entdeckte Glücksrezept und glaubte, daß er es wohl auch fertig bringen würde, sich mit Onkel Jeroschkas Lebensweise zu befreunden; aber dann besann er sich plötzlich und flüchtete wieder zu seiner Idee der bewußten Selbstverleugnung, und von diesem sittlichen Fundamente aus blickte er ruhig

und stolz auf alle Menschen, alles fremde
Glück herab.

27.

Lukaschka kam eines Tages kurz vor der Weinlese hoch zu Roß vor Olenins Quartier geritten. Er blickte noch kühner und verwegener drein als sonst.

»Nun, wie geht es dir? Du heiratest?« fragte Olenin, nachdem er ihn freundschaftlich bewillkommnet hatte.

Lukaschka wich einer klaren Antwort aus.

»Ihr Pferd habe ich drüben, jenseits des Flusses, umgetauscht. Ein Prachtier hab ich dafür bekommen! Ein Kabardiner ist's, aus dem Gestüt Lowa-Tawro. Die schätze ich besonders.«

Sie musterten das neue Pferd und tummelten es auf dem Hofe. Es war in der Tat ein ungewöhnlich stattliches Tier – ein brauner, breiter und langer Wallach mit glänzendem Fell, dichtem Schweif und weicher, feiner, die gute Rasse bezeugender

Mähne und ebensolchem Rist. Es war so rund und wohlgenährt, daß man, wie Lukaschka sich ausdrückte, sich auf seinem Rücken schlafen legen konnte. Hufe, Augen, Zähne, alles war schön und wohlgebildet, wie man es nur bei Pferden von bestem Blute findet. Olenin war ganz entzückt von dem Tiere, er hatte ein so prächtiges Pferd im Kaukasus noch nicht gesehen.

»Und sein Gang,« sagte Lukaschka, den Hals des Tieres klopfend – »ganz wundervoll geht es! Und klug ist's! Es läuft seinem Herrn nur so nach.«

»Wieviel hast du zugezahlt?« fragte Olenin.

»Ich habe nicht gerechnet,« antwortete Lukaschka lächelnd. »Ich hab's von einem Freunde.«

»Wirklich ein herrliches Tier! Was würdest du dafür verlangen?« fragte Olenin.

»Anderthalb Hundert hat man mir geboten, doch Ihnen geb' ich's so,« sagte Lukaschka heiter. »Sagen Sie es nur, ich gebe es Ihnen. Ich nehme den Sattel ab – und Sie können es behalten. Ich behelfe mich dann im Dienst mit dem ersten besten Gaul.«

»Nein, um keinen Preis!«

»Nun, dann habe ich Ihnen hier ein Geschenk mitgebracht,« sagte Lukaschka, machte seinen Gürtel auf und nahm einen der beiden Dolche ab, die er da an einem Riemen hängen hatte. »Ich habe ihn jenseits des Flusses bekommen.«

»Ich danke dir.«

»Weintrauben will Ihnen meine Mutter selbst bringen.«

»Nicht doch, wir werden doch nicht miteinander verrechnen! Ich gebe dir ja für den Dolch kein Geld.«

»Gewiß nicht, wir sind ja Freunde! Ich war jenseits des Flusses, bei Girej-Chan, der führte mich in sein Haus und sagte: ›Such' dir aus, was du willst!‹ Da nahm ich diese Klinge. Das ist bei uns so Brauch.«

Sie begaben sich in das Haus und tranken ein Glas Wein.

»Wie steht's – bleibst du jetzt für längere Zeit hier?« fragte Olenin.

»Nein, ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen. Ich bin vom Wachthause zu der Schwadron versetzt, die überm Terek liegt. Noch heute geh' ich mit Nasar, meinem Kameraden, dahin ab.«

»Und wann wird die Hochzeit sein?«

»Ich komme bald wieder her, dann wird die Verlobung gefeiert, und gleich drauf geht's wieder in den Dienst,« antwortete Luka unlustig.

»Wie denn? Dann wirst du deine Braut doch gar nicht sehen!«

»Was tut das? Warum soll ich sie sehen? ... Wenn Sie wieder ins Feld rücken, dann fragen Sie doch in unserer Schwadron nach Lukaschka, dem Greifer ... Eber gibt's dort in Menge, ich habe schon zwei erlegt. Ich werde Sie führen.«

»Nun, leb' wohl! Christus möge dich schützen!«

Lukaschka bestieg sein Pferd und ritt, ohne bei Marianka vorzusprechen, in flottem Tempo auf die Straße hinaus, wo Nasarka ihn bereits erwartete.

»Nun, kehren wir nicht ein?« fragte Nasarka und blinzelte dabei nach der Richtung, in der Jamka ihren Ausschank hatte.

»Meinetwegen,« sagte Lukaschka. »Hier, nimm mein Pferd mit, und wenn ich nicht früh genug wiederkomme, gib ihm Heu.

Morgen früh bin ich auf jeden Fall bei der Schwadron.«

»Sag' mal – hat der Junker dir nicht wieder etwas geschenkt?«

»Nein, Gott sei Dank. Ich habe ihm als Gegengeschenk einen Dolch gegeben, er wäre sonst imstande gewesen, das Pferd von mir zu verlangen,« sagte Lukaschka, während er aus dem Sattel sprang und sein Pferd Nasarka übergab.

Dicht vor Olenins Fenstern schlüpfte er dann über den Hof und trat unter das Fenster der Stube, in der die Wirtsleute wohnten. Es war bereits ganz dunkel. Marianka stand im bloßen Hemd da und kämmte ihr Haar zur Nacht.

»Ich bin es, Marianka,« flüsterte der Kosak. Mariankas Gesicht, das ernst und gleichmäßig dreingeschaut hatte, bekam plötzlich Leben, als ihr Name genannt ward. Sie schob das Fenster in die Höhe

und steckte, zugleich erschreckt und erfreut, den Kopf hinaus.

»Was gibt es? Was willst du?« begann sie.

»So mach doch auf,« versetzte Lukaschka.
»Laß mich doch ein, nur für einen Augenblick! Ich habe mich so nach dir gesehnt! Ganz schrecklich!«

Er umfaßte durchs Fenster ihren Kopf und küßte sie.

»Nein, wirklich – mach' auf!«

»Was für Unsinn redest du da! Ich sagte es dir doch, ich lasse dich nicht herein. Wie lange bleibst du denn hier?«

Er antwortete nicht und küßte sie nur. Und sie fragte nicht weiter.

»Sieh, nicht einmal recht umarmen kann ich dich durchs Fenster!« sagte Lukaschka.

»Marianuschka!« ließ sich die Stimme der Alten vernehmen – »mit wem sprichst du

da?«

Lukaschka nahm seine Mütze ab, damit er nicht erkannt würde, und kauerte sich unter das Fenster.

»Geh rasch fort!« flüsterte Marianka.

»Lukaschka war's,« antwortete sie der Mutter – »er wollte nach dem Vater fragen.«

»Mag er doch hereinkommen!«

»Er ist schon fort. Er hätte keine Zeit, sagte er.« –

Lukaschka war in der Tat mit raschen Schritten, tief gebückt, unter den Fenstern entlang nach dem Hofe geeilt und dann zu Jamka gelaufen; nur Olenin hatte ihn gesehen. Mit Nasarka zusammen tranken sie zwei Schalen Rotwein, dann ritten sie davon. Die Nacht war warm, dunkel und still. Sie ritten schweigend dahin, nur die Schritte der Pferde ließen sich vernehmen.

Lukaschka stimmte das Lied vom Kosaken Mingal an, doch hatte er die erste Strophe noch nicht zu Ende gesungen, als er wieder aufhörte und sich an Nasarka wandte.

»Sie hat mich doch nicht eingelassen,« sagte er.

»Ei sieh doch!« versetzte Nasarka. »Ich wußte, daß sie dich nicht einlassen würde. Jamka sagte mir, der Junker gehe jetzt bei ihnen aus und ein. Und Onkel Jeroschka hat sich gerühmt, er habe von dem Junker eine Flinte für Marianka bekommen.«

»Er lügt, der verdammte Schuft!« sagte Lukaschka voll Grimm. »So eine ist sie nicht. Aber die Rippen zerbrech' ich ihm, dem alten Spitzbuben!«

Und er stimmte sein Lieblingslied an:

»Aus dem Dorfe Ismailowo,
Aus des Herren Garten flog ein Falk,
Flog ein heller Falke kühn empor,
Und ihm folgt ein junger Jägersmann,

Locket den Falken auf die rechte Faust,
Doch der Falke also zu ihm spricht:
›Nicht verstehst im gold'nen Käfig du
Festzuhalten mich, noch auf der Faust –
Darum flieg' zum blauen Meer ich hin,
Will mir fangen einen weißen Schwan,
Letzen mich am süßen Schwanenfleisch!‹‹

28.

Bei den Wirtsleuten wurde Verlobung gefeiert. Lukaschka war ins Dorf gekommen, hatte jedoch Olenin nicht besucht. Und auch Olenin ging, trotz der Einladung des Fähnrichs, nicht zur Verlobung. Er war so traurig gestimmt, wie er noch nie gewesen, seit er sich in dem Dorfe einquartiert hatte. Er sah, wie Lukaschka, festlich gekleidet, mit seiner Mutter gegen Abend zu den Wirtsleuten kam, und es quälte ihn der Gedanke: »Warum mag nur Lukaschka so kühl gegen mich sein?« Er schloß sich in seinem Zimmer ein und begann sein Tagebuch zu schreiben.

»Ich habe vieles durchdacht und mich sehr gewandelt in dieser letzten Zeit,« schrieb Olenin, »und ich bin zu einem Resultat gelangt, das eigentlich schon im A-b-c-Buche geschrieben steht. Um glücklich zu sein, ist nur eins notwendig – daß man

liebe, und zwar mit Selbstverleugnung liebe, daß man alle und alles liebe, nach allen Seiten das Spinnennetz der Liebe spanne: wer hineingerät, den muß man nehmen und lieben. So habe ich es mit Wanjuscha, mit Onkel Jeroschka, mit Lukaschka und Marianka gehalten.«

Als Olenin so weit gekommen war, trat Onkel Jeroschka bei ihm ein.

Jeroschka war in der fröhlichsten Stimmung. Als Olenin ihn vor einigen Tagen gegen Abend besucht hatte, hatte er ihn auf dem Hofe vor einem ausgeweideten Eber angetroffen, den er eben mit glücklicher und stolzer Miene mittels eines kleinen Messers geschickt abhäutete. Die Hunde, darunter sein Liebling Ljam, lagen rings um ihn und wedelten, während sie ihm bei der Arbeit zusahen, leicht mit den Schwänzen. Die Knaben schauten über den Zaun hinweg voll Achtung auf ihn und neckten ihn nicht einmal, wie sie es sonst taten. Die Nachbarinnen, die ihm im allgemeinen nicht sehr gewogen waren,

begrüßten ihn und brachten ihm einen Krug Rotwein, oder Quarkkäse, oder Mehl. Am nächsten Morgen saß Jeroschka ganz blutig in der Vorratskammer und gab das frische Wildfleisch pfundweise ab, den einen für Geld, den andern für Wein. Auf seinem Gesichte stand geschrieben: »Gott hat mir Glück gegeben, ich habe einen Eber erlegt; nun könnt ihr den Onkel brauchen!« Die selbstverständliche Folge war, daß er nun im Dorfe blieb und ganz gewaltig zu zechen begann. Schon den vierten Tag zechte er, und auch bei der Verlobung, zu der er sich begeben, war es nicht ohne Trinken abgegangen.

Onkel Jeroschka kam aus der Wohnung der Wirtsleute schwer berauscht zu Olenin, mit rotem Gesichte und zerzaustem Bart, doch in einem neuen roten Beschmet, der mit Tressen benäht war, und mit einer aus einem Flaschenkürbis gefertigten Balalaika, die er von jenseits des Flusses mitgebracht hatte. Er hatte Olenin längst versprochen, ihm etwas darauf vorzuspielen, und war jetzt in der richtigen Stimmung. Als er sah,

daß Olenin weiterschrieb, fühlte er sich gekränkt.

»Immer schreib, schreib, mein Vater,« sagte er flüsternd, als nehme er an, daß irgendein Geist zwischen ihm und dem Papier sitze, und als fürchte er, ihn aufzuscheuchen. Ganz leise, um nur ja kein Geräusch zu machen, setzte er sich auf den Fußboden. Dort war überhaupt stets, wenn er betrunken war, sein Lieblingsplatz. Olenin sah sich um, ließ Wein bringen und fuhr fort zu schreiben. Jeroschka fand es langweilig, allein zu trinken; er wollte sich unterhalten.

»Ich war bei den Wirtsleuten auf der Verlobung. Das ist eine Schweinebande! Ich will nichts von ihnen wissen, und nun bin ich zu dir gekommen.«

»Woher hast du denn die Balalaika?« fragte Olenin, während er fortfuhr zu schreiben.

»Drüben überm Flusse war ich, mein Vater, da hab' ich die Balalaika bekommen,« sagte

er ebenso leise wie vorher. »Ich spiele ausgezeichnet: tatarische Lieder, Kosakenlieder, Herrenlieder, Soldatenlieder, was du willst.«

Olenin sah ihn noch einmal an, lächelte und fuhr fort zu schreiben,.

Sein Lächeln ermutigte den Alten.

»Nun, laß sie laufen, du mein Vater! Laß sie laufen!« sagte er plötzlich in entschiedenem Tone. »Laß sie laufen, wenn sie dich gekränkt haben, spuck auf sie! Was schreibst und schreibst du denn da in einem fort? Was nützt dir das?«

Und er begann Olenin nachzuäffen, fuhr mit den dicken Fingern auf dem Fußboden hin und her und verzog sein feistes Gesicht zu einer verächtlichen Grimasse. »Was soll die dumme Schreiberei? Sei lieber lustig, trink, dann bist du ein braver Kerl!«

Alles Schreibwerk war in seiner Vorstellung etwas höchst Bösesartiges, Verschmitztes.

Olenin lachte laut auf, und Jeroschka lachte mit. Er sprang auf und schickte sich an, seine Geschicklichkeit im Balalaikaspiel und im Vortrag tatarischer Lieder zu zeigen.

»Was soll das Geschreibsel, alter Freund!
Hör' lieber zu, ich will dir etwas vorsingen.
Bist du erst tot, dann hörst du keine Lieder mehr. Immer lustig!«

Er sang zuerst ein Tanzlied, das er selbst verfaßt hatte:

»Ei, di di di di di li,
Wo hat ihn gesehen sie?
Auf dem Markt im Laden –
Dort verkauft er Fladen!«

Dann sang er ein Lied, das er einstmals von seinem Feldweibel gelernt hatte:

»Am Montag hatt' ich mich verliebt,
Trug Dienstag schweres Leid;
Am Mittwoch sagt' ich: »[*]Gib mir, Kind,
Am Donnerstag Bescheid!«[*]
Am Freitag kam die Nachricht dann:

›Mag wissen nichts von dir!‹
Drum wollt' ich schon am Sonnabend
Das Leben nehmen mir;
Doch Sonntags schon besann ich mich –
Und steh' gesund nun hier!«

Und dann wieder:

»Ei, di di di di di li,
Wo hat ihn gesehen sie?«

Hierauf sang er, die Augen
zusammenkneifend, mit den Schultern
zuckend und im Zimmer umhertänzelnd:

»Liebchen, komm in meinen Arm,
Ruhst an meiner Brust so warm,
Schmück' mit rotem Band dich fein,
Nenne dich mein Schätzelein –
Doch du mußt die meine sein!«

Er kam so sehr in Stimmung, daß er, immer
auf der Balalaika weiterspielend, einen
förmlichen Heldentanz aufführte.

Das Lied »di-di-li« und ähnliche
»Herrenlieder«, wie er sie nannte, sang er
eigens Olenin zu Ehren; dann aber,
nachdem er noch drei Gläser voll Rotwein
ausgetrunken hatte, kam ihm die
Erinnerung an die alte Zeit, und er begann
richtige Kosaken- und Tatarenlieder zu
singen. Mitten in einem seiner
Lieblingslieder begann seine Stimme
plötzlich zu zittern, und er verstummte, nur
noch auf den Saiten der Balalaika
weiterklimpernd.

»Ach, mein lieber Freund!« sagte er.

Olenin sah sich um: die Stimme des Alten
hatte einen so seltsamen Klang. Er weinte –
Tränen standen ihm in den Augen, und eine
rann sogar schon über seine Wange.

»Hin bist du, meine goldene Zeit, und wirst
nicht wiederkehren!« sprach er schluchzend
und schwieg dann. »Trink, warum trinkst
du nicht?« schrie er plötzlich mit
dröhnender Stimme, ohne seine Tränen zu
trocknen.

Ganz besonders schien ihn ein Tschetschenzenlied zu rühren. Es enthielt nur wenige Worte, und sein ganzer Reiz lag in dem schwermütigen Kehrreim: »Ai! dai! dalalai!« Jeroschka übersetzte die Worte des Liedes: »Ein kühner Bursche trieb die Herde aus dem Aul in die Berge; die Russen kamen, verbrannten den Aul, töteten alle Männer und schleppten alle Weiber als Gefangene mit. Der Bursche kam von den Bergen: wo der Aul gewesen, da war jetzt ein öder Platz; weder Mutter, noch Brüder, noch Haus fand er vor; nur ein einziger Baum war übrig geblieben. Der Bursche setzte sich unter den Baum und weinte. »Allein, wie du, allein bin ich übrig geblieben!« sprach er und sang: »Ai! dai! dalalai!«, und diesen wehklagenden, herzergreifenden Refrain sang der Alte mehrere Male.

Als Jeroschka diesen Refrain zum letztenmal sang, riß er plötzlich ein Gewehr von der Wand, lief rasch auf den Hof und schoß beide Läufe in die Luft ab. Von neuem sang er dann, noch schwermütiger

als vorher: »Ai! dai! dalalai-a-a!« und verstummte.

Olenin war ihm auf die Freitreppe nachgegangen und blickte schweigend nach dem dunklen Sternenhimmel in der Richtung, in der die Schüsse aufgeblitzt waren. Im Hause, bei den Wirtsleuten, war Licht, und man hörte Stimmen. Auf dem Hofe drängten sich die Mädchen an der Freitreppe und an den Fenstern und liefen aus der Milchammer nach dem Flur und wieder zurück. Ein paar Kosaken kamen eilig aus dem Flur heraus und begleiteten den Schluß des Liedes und die Schüsse Onkel Jeroschkas mit ihrem wilden Geschrei.

»Warum bist du denn nicht bei der Verlobung geblieben?« fragte Olenin den Alten.

»Gott mit ihnen, Gott mit ihnen!« versetzte der Alte, der offenbar dort drüben irgendeine Kränkung erfahren hatte. »Ich liebe sie nicht, liebe sie gar nicht! Ach, ist

das ein Volk! Gehen wir ins Haus hinein!
Laß sie dort ruhig ihr Vergnügen haben, wir
wollen hier ganz für uns lustig sein.«

Olenin kehrte in sein Zimmer zurück.

»Was macht denn Lukaschka, ist er
vergnügt? Wird er mich nicht besuchen?«
fragte er den Alten.

»Ach was, Lukaschka! Dem haben sie
vorgelogen, ich hätte dir das Mädchen
zugeführt,« sagte der Alte im Flüstertone.
»Mädchen hin, Mädchen her! Wenn wir
wollen, gehört sie uns doch: gib nur recht
viel Geld, dann haben wir sie! Ich besorg'
dir das. Ich setz' das bei ihr durch,
wahrhaftig!«

»Nein, Onkel, Geld richtet dort nichts aus,
wo keine Liebe vorhanden ist. Sprich lieber
nicht davon.«

»Ach ja, niemand will uns lieben, wir sind
arme Waisen,« sagte Onkel Jeroschka
plötzlich und begann wieder zu weinen.

Olenin trank mehr als gewöhnlich, während er die Erzählungen des Alten anhörte. »Nun ist mein Lukaschka also glücklich,« sagte er sich; aber der Gedanke machte ihn doch recht schwermütig. Der Alte betrank sich an diesem Abend so maßlos, daß er auf dem Fußboden liegen blieb, und daß Wanjuscha ein paar Soldaten zu Hilfe rufen mußte, um ihn fortzubringen. Er spuckte vor Ärger aus, als er ihn aus dem Zimmer schleppte. So wütend war er über die schlechte Aufführung des Alten, daß er sein Französisch ganz darüber vergaß.

29.

Es war im August. Mehrere Tage hintereinander hatte nicht ein Wölkchen am Himmel gestanden; die Sonne brannte unerträglich, und vom frühen Morgen an wehte ein heißer Wind, der in den Dünen und auf den Wegen Wolken glühenden Sandes emportrieb und durch die Luft über das Schilfrohr, die Bäume und die Dörfer ausstreute. Das Gras und das Laub der Bäume war mit Staub bedeckt; die Wege und Salzmoraste waren kahlgefeget und klingend hart. Das Wasser im Terek war längst gefallen und trocknete in den Gräben rasch ein. Am Teiche vor dem Dorfe waren die sumpfigen Ufer vom Vieh zertreten, und den ganzen Tag hörte man im Wasser das Plätschern und Schreien der Mädchen und Knaben. In der Steppe waren die Dünen und Schilfwiesen schon ganz trocken, und das Vieh lief am Tage brüllend auf die Felder. Das Wild war ins ferne Röhricht und in die Berge jenseits des Terek

abgewandert. Mücken und Stechfliegen schwebten in ganzen Wolken über den Niederungen und Dörfern. Die Schneeberge hatten sich in graue Nebel gehüllt. Die Luft war dünn und von üblen Düften erfüllt. Die Abreken, erzählte man, waren über den seichten Fluß gesetzt und machten diesseits die Gegend unsicher. Die Sonne ging Abend für Abend in einem feuerroten Glutkreise unter. Es war die arbeitsvollste Zeit des Jahres. Die gesamte Bevölkerung der Dörfer wimmelte in den Melonenpflanzungen und Weingärten umher; die Gärten waren dicht verwachsen von rankendem Grün und lagen in kühlem, dunklem Schatten. Überall hoben sich von den breiten, durchschimmernden Blättern die reifen, schweren, dunklen Trauben ab. Auf dem Wege, der zu den Gärten führte, zogen knarrende Wagen, bis obenhin mit schwarzen Weintrauben beladen, daher. Weintrauben lagen auf dem von den Rädern durchfurchten staubigen Wege umher. Kleine Knaben und Mädchen liefen hinter den Müttern her, die Hemdchen ganz dunkel von Beerensaft, Trauben in den

Händen und im Munde. Auf dem Wege traf man fortwährend Arbeiter in zerlumpten Kleidern, die auf den starken Schultern Körbe mit Weintrauben trugen. Junge Mädchen, deren Gesichter bis an die Augen mit Tüchern verhüllt waren, lenkten die Ochsen, die vor die hoch mit Weintrauben beladenen Wagen gespannt waren. Begegneten die Soldaten solch einem Wagen, so baten sie die Kosakinnen um Trauben, und diese stiegen während des Fahrens auf den Wagen, nahmen ganze Hände voll Weintrauben und schütteten sie den Bittenden in die hingehaltenen Rockschoße. Auf einigen Höfen wurden die Trauben bereits gekeltert. Der Duft der Weintreber erfüllte die Luft. Unter den Schuppen sah man blutrote Tröge, auf den Höfen nogajsche Arbeiter mit aufgestreiften Beinkleidern und rotgefärbten Waden. Die Schweine fraßen grunzend die ausgepreßten Schalen und wälzten sich darin. Die flachen Dächer der Milchkammern waren dicht mit schwarzen und bernsteinfarbigen Trauben belegt, die in der Sonne trockneten. Krähen und Elstern flogen Beeren naschend um die

Dächer oder hüpfen von einer Stelle zur andern.

Fröhlich erntete man die Früchte, welche die Arbeit des Jahres gezeitigt hatte, und in diesem Jahre fiel die Ernte besonders reich und gut aus.

In den schattigen grünen Gärten, mitten in diesem Meere von Weinlaub, hörte man von allen Seiten Lachen, Lieder, Fröhlichkeit und munter plaudernde Frauenstimmen, während überall die hellen, farbigen Kleider der Frauen schimmerten.

Um die Mittagstunde war's, als Marianka im Schatten eines Pfirsichbaumes im Garten ihres Vaters saß und unter dem Wagen, von dem die Ochsen ausgespannt waren, das Mittagessen für die Ihrigen hervorholte. Ihr gegenüber saß auf einer ausgebreiteten Pferdedecke der Fähnrich, der aus der Schule heimgekommen war, und wusch sich aus einem kleinen Krüge die Hände. Ein kleiner Knabe, ihr Bruder, der eben im Teiche ein Bad genommen

hatte und sich mit den Ärmeln abtrocknete, sah in Erwartung des Mittagessens auf Mutter und Schwester und atmete dabei schwer. Die Alte hatte die Ärmel an den kräftigen braunen Armen emporgestreift und richtete auf einem niedrigen runden Tischchen, wie es die Tataren gebrauchen, Weintrauben, gedörrten Fisch, Quarkkäse und Brot an. Der Fähnrich trocknete sich die Hände, nahm die Mütze ab, bekreuzte sich und rückte näher an den Tisch heran. Der Knabe griff nach dem Krüge und begann gierig daraus zu trinken. Mutter und Tochter setzten sich mit untergeschlagenen Beinen an den Tisch. Selbst im Schatten noch war es unerträglich heiß. In der Luft über dem Garten war ein übler Geruch zu spüren. Der kräftige warme Wind, der durch den Garten strich, brachte keine Kühlung, sondern beugte nur gleichmäßig die Gipfel der über den Garten verteilten Birnbäume, Pfirsichbäume und Maulbeerbäume. Der Fähnrich betete nochmals, holte dann hinter seinem Rücken einen mit Weinlaub bedeckten kleinen Krug mit Rotwein hervor, trank aus dem dünnen

Halse des Kruges und reichte diesen der Alten. Der Fähnrich saß ohne Rock da, das offene Hemd ließ die muskulöse, stark behaarte Brust sehen. Sein pfiffiges, feingeschnittenes Gesicht hatte einen heiteren Ausdruck. Weder in seiner Haltung noch in seiner Sprechweise war etwas von seiner sonstigen Geschraubtheit zu merken; er war heiter und natürlich.

»Bis zum Abend werden wir doch mit dem Stück hinter dem Heuschober fertig werden?« sagte er, während er sich den feuchten Bart abwischte.

»Ich denke doch,« antwortete die Alte, »wenn nur das Wetter gut bleibt. Die Demkins haben noch nicht die Hälfte eingebracht,« fügte sie hinzu. »Ustenjka muß ganz allein arbeiten, sie macht sich dabei zuschanden.«

»Wie sollten die Demkins auch schon fertig sein!« sagte die Alte in überlegenem Tone.

»Da, trink, Marianuschka!« sprach die Alte und reichte dem Mädchen den Krug. »So Gott will, wird's uns an Wein nicht fehlen, wenn wir die Hochzeit ausrichten.«

»Das hat noch gute Weile,« versetzte der Fähnrich mit leichtem Stirnrunzeln.

Das Mädchen senkte den Kopf.

»Warum soll man nicht davon reden?« sagte die Alte. »Die Sache ist doch abgemacht, und die Zeit nicht mehr fern.«

»Rede nicht weiter darüber,« sagte der Fähnrich wieder. »Jetzt heißt es mit der Arbeit fertig werden.«

»Hast du Lukaschkas neues Pferd gesehen?« fragte die Alte. »Das andere, das ihm Mitrij Andreïtsch geschenkt hat, hat er nicht mehr, er hat es umgetauscht.«

»Nein, ich habe es nicht gesehen. Ich habe aber heute mit dem Diener unseres Mieters gesprochen,« sagte der Fähnrich. »Er sagt,

er habe wieder tausend Rubel zugeschickt bekommen.«

»Ein reicher Mann, das ist wirklich wahr,« bestätigte die Alte.

Die ganze Familie war sehr vergnügt und zufrieden.

Die Arbeit ging rasch vonstatten. Es gab weit mehr Trauben, und sie waren auch besser, als sie selbst erwartet hatten.

Nachdem Marianka zu Mittag gegessen hatte, warf sie den Ochsen Gras vor; dann rollte sie ihren Beschmet zusammen und legte sich, ihn als Kissen benutzend, auf das zerdrückte, saftige Gras unter dem Wagen. Sie trug nur das rotseidene Kopftuch und ein ausgebleichtes blaues Baumwollhemd, doch war ihr trotzdem unerträglich heiß. Ihr Gesicht glühte, die Beine kamen in keine rechte Lage, die Augen waren von Schlaf und Müdigkeit wie mit einem feuchten Schleier bedeckt; die Lippen öffneten sich unwillkürlich, und die Brust atmete schwer.

Die Ernte hatte schon vor zwei Wochen begonnen, und die schwere, ununterbrochene Arbeit füllte das ganze Leben des jungen Mädchens aus. Am frühen Morgen, sobald die Dämmerung anbrach, sprang sie auf, wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser, hüllte sich in ein Tuch und lief barfuß zum Vieh. Dann zog sie eilig die Schuhe und den Beschmet an, legte ein Stück Brot in ihr Bündel, spannte die Ochsen vor den Wagen und fuhr für den ganzen Tag in die Weingärten. Dort ruhte sie nur ein Stündchen aus, schnitt die Trauben ab, schleppte die Körbe und kehrte am Abend, die Ochsen an der Leine ziehend und mit einer langen Gerte antreibend, vergnügt und frisch ins Dorf zurück. Hatte sie in der Abenddämmerung das Vieh besorgt, so tat sie Melonenkerne in den weiten Hemdärmel und ging an die Straßenecke, um mit den Freundinnen zu plaudern und zu lachen. Kaum aber war das Abendrot entschwunden, so lief sie auch schon ins Haus zurück, aß in der dunklen Milkammer mit den Eltern und dem Bruder heiter und sorglos zu Abend, ging in

die Stube, setzte sich auf den Ofen und hörte, schon halb im Schlafe, die Gespräche des Mieters mit an. Sobald dieser fort war, warf sie sich auf ihr Bett und lag bis zum Morgen in tiefem, ruhigem Schlafe. Am folgenden Tage verlief ihr Leben ganz ebenso. Lukaschka hatte sie seit der Verlobung nicht mehr gesehen, sie wartete ruhig den Hochzeitstag ab. An den Mieter hatte sie sich gewöhnt, und es machte ihr Vergnügen, zu wissen, daß seine Blicke unverwandt auf sie gerichtet waren.

30.

Trotz der unerträglichen Hitze, vor der die Menschen sich nicht zu retten wußten, trotz der Mückenschwärme, die im kühlen Schatten des Wagens ihre Tänze aufführten, und trotz der Stöße, die der sich neben ihr herumwälzende kleine Bruder ihr versetzte, war Marianka, nachdem sie sich das Tuch über den Kopf gezogen, doch zuletzt eingeschlafen. Da kam plötzlich Ustenjka aus dem benachbarten Garten herbeigelaufen, kroch zu ihr unter den Wagen und legte sich neben sie.

»Nun wollen wir schlafen, alle beide,« sagte Ustenjka, während sie sich unter dem Wagen ausstreckte. »Halt!« sagte sie dann und sprang wieder auf – »so ist's nicht bequem!«

Sie erhob sich, riß grüne Weinreben ab, hängte sie auf beiden Seiten an die

Wagenräder und befestigte noch ihren
Beschmet darüber.

»Mach Platz da,« rief sie dem Knaben zu,
während sie wieder unter den Wagen
schlüpfte. »Ein Kosak darf doch nicht mit
Mädchen zusammenliegen! Marsch, fort!«

Als sie unter dem Wagen mit der Freundin
allein war, umfaßte sie plötzlich Marianka
mit beiden Armen, drückte sie an sich und
begann sie auf Wangen und Hals zu küssen.

»Du mein Geliebter! Mein Brüderchen!«
rief sie dabei und ließ ihr feines, kicherndes
Lachen hören.

»Sieh doch, das hast du wohl bei
Großväterchen gelernt,« versetzte
Marianka, sie abwehrend. »Nun, lass mich
schon!«

Und sie begannen beide so laut zu lachen,
daß die Mutter sie anschrie.

»Du bist wohl neidisch?« sagte Ustenjka im Flüsterton.

»Schwatz nicht! Laß mich schlafen! Warum bist du denn hergekommen?«

Doch Ustenjka war nicht zur Ruhe zu bringen.

»Ich habe dir etwas zu erzählen, hör' mal!«

Marianka richtete sich auf dem Ellbogen empor und schob ihr Tuch zurecht, das ihr vom Kopfe geglitten war.

»Nun, was ist's denn?« fragte sie.

»Ich weiß etwas von eurem Mieter.«

»Was gibt's da groß zu wissen!« antwortete Marianka.

»Ach, du durchtriebene Schelmin!« sagte Ustenjka, stieß sie mit dem Ellbogen an und lachte. »Du erzählst auch gar nichts! Kommt er denn zu euch?«

»Ja. Warum?« fragte Marianka und errötete plötzlich.

»Ich bin ein einfaches Mädchen, siehst du, und erzähl's allen. Warum soll ich's verheimlichen?« sagte Ustenjka, und ihr munteres, frisches Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. »Tu' ich denn jemandem etwas Böses damit? Ich liebe ihn eben, das ist alles!«

»Das Großväterchen?«

»Nun – ja!«

»Aber das ist doch Sünde!« warf Marianka ein.

»Ach, Maschenka! Wann soll man sich denn vergnügen, wenn nicht jetzt, solange man noch die Mädchenfreiheit hat! Hab' ich erst einen Kosaken geheiratet, dann werde ich Kinder gebären und die Not kennen lernen. Heirate du nur deinen Lukaschka, dann ist's aus mit aller Lust und Freude, nur die Kinder bleiben dir und die Arbeit.«

»Wieso denn? Manche leben doch auch in der Ehe ganz gut. Das kommt doch darauf an!« antwortete Marianka ruhig.

»So erzähl' doch mal was vom Lukaschka! Wie ist's denn mit dir und Lukaschka gewesen?«

»Wie soll's gewesen sein? Er hat um mich angehalten. Der Vater wollte es noch um ein Jahr verschieben; doch jetzt sind wir verlobt, und im Herbst ist die Hochzeit.«

»Und was hat er zu dir gesagt?«

Marianka lächelte.

»Das kannst du dir doch denken, was er gesagt hat. Er sagte, daß er mich liebe. Er bat mich immer, mit ihm nach den Gärten zu gehen.«

»Sieh doch, dieser Schelm! Du bist aber nicht gegangen, nicht wahr? Was für ein schmucker Bursche er jetzt geworden ist, ein richtiger Dschigit. Soll auch in der

Schwadron sehr flott sein. Dieser Tage kam unser Kirka und erzählte, was für ein prächtiges Pferd sich Lukaschka eingetauscht habe. Ich glaube, er sehnt sich sehr nach dir. Was hat er denn sonst noch gesagt?« fragte Ustenjka neugierig.

»Alles möchtest du wissen!« sagte Marianka lachend. »Einmal kam er in der Nacht betrunken an unser Fenster geritten und begann zu betteln.«

»Und du hast ihn eingelassen?«

»Wie werde ich ihn denn einlassen?! Ich hab' einmal ›nein‹ gesagt, und dabei bleibt es. Das Wort ist so fest wie Stein!« antwortete Marianka ernst.

»Er ist doch aber ein so stattlicher Bursche! Er braucht nur zu wollen, und kein Mädchen weist ihn ab.«

»So mag er nur zu den andern gehen!« entgegnete Marianka stolz.

»Tut er dir gar nicht leid?«

»Wohl tut er mir leid, aber Dummheiten mache ich nicht. Das ist schlecht.«

Ustenjka ließ plötzlich den Kopf auf die Brust der Freundin sinken, umfing sie mit beiden Armen und begann so herzlich zu lachen, daß sie am ganzen Leibe bebte.

»Bist doch ein dummes Ding!« sagte sie ganz außer Atem. »Willst du denn selbst gar nicht glücklich sein?« Und sie begann Marianka zu küssen und zu kitzeln.

»Ach, hör' doch auf!« rief Marianka, die gleichfalls laut lachen mußte. »Du erdrückst mich ja förmlich.«

»Nun hör' einer, wie sie herumtollen, als ob sie gar nicht müde wären!« ließ sich von neuem hinter dem Wagen die verschlafene Stimme der Alten vernehmen.

»Du willst also nicht glücklich sein?« wiederholte Ustenjka flüsternd und richtete

sich auf. »Und doch könntest du es sein, bei Gott! Du glaubst nicht, wie sehr du geliebt wirst! So spröde bist du, und wirst doch geliebt. Ach, wenn ich so an deiner Stelle wäre, wie würde ich eurem Mieter den Kopf verdrehen! Ich hab's ja gesehen, damals, als ihr bei uns wart: förmlich aufessen wollte er dich mit den Augen! Auch mein Großväterchen – was hat der mir nicht alles geschenkt! Euer aber soll ja einer der reichsten sein unter den Russen. Sein Bursche erzählte sogar, er habe eigene Bauern.«

Marianka richtete sich leicht empor, sann nach und lächelte.

»Was er mir da einmal gesagt hat, der Mieter!« bemerkte sie, während sie einen Grashalm zerbiß. »Er sagte: ›Ich möchte der Kosak Lukaschka sein, oder dein kleiner Bruder Lasutka.‹ Warum er das nur gesagt hat?«

»Ach, er schwatzt eben hin, was ihm in den Sinn kommt,« antwortete Ustenjka. »Was

redet meiner nicht alles zusammen! Als wäre er nicht recht gescheit!«

Marianka warf sich mit dem Kopfe auf den zusammengerollten Beschmet, legte die Hand auf Ustenjkas Schultern und schloß die Augen.

»Heute wollte er in den Garten kommen, um zu arbeiten – der Vater hat ihn eingeladen,« sagte sie nach einem Weilchen und schlief ein.

31.

Die Sonne war bereits hinter dem Birnbaum hervorgekommen, der den Wagen beschattete. Sie drang mit ihren schrägen Strahlen selbst durch die Weinreben hindurch, die Ustenjka vorgehängt hatte, und schien den unter dem Wagen schlafenden Mädchen ins Gesicht.

Marianka erwachte und band ihr Kopftuch um. Als sie sich umsah, erblickte sie hinter dem Birnbaum den Mieter, der mit dem Gewehr über der Schulter dastand und sich mit ihrem Vater unterhielt. Sie stieß Ustenjka an und wies schweigend, mit einem Lächeln, auf Olenin.

»Gestern war ich auf der Jagd, habe jedoch nichts gefunden,« sagte dieser, während er sich unruhig umsah – er hatte die Mädchen hinter dem Rebengehänge nicht bemerkt.

»Gehen Sie nur dort nach jener Seite, gerade im Zirkel herum: da liegt ein

verwahrloster Garten, den Ödplatz nennt man ihn, dort finden sich immer Hasen,« sagte der Fähnrich in seiner umständlichen Sprechweise.

»Wollen Sie denn jetzt, in der Arbeitszeit, auf die Hasenjagd gehen? Helfen Sie uns lieber hier im Garten, arbeiten Sie mit den Mädchen zusammen,« sagte die Mutter.
»Nun, steht auf, ihr Mädchen!« rief sie dann.

Marianka und Ustenjka flüsterten unter dem Wagen und konnten das Lachen kaum zurückhalten.

Seit es damals bekannt geworden, daß Olenin dem Lukaschka ein Pferd im Werte von fünfzig Rubel geschenkt hatte, waren seine Wirtsleute gegen ihn weit freundlicher gestimmt. Namentlich der Fähnrich schien die Annäherung des Junkers an seine Tochter nicht ungern zu sehen.

»Ich verstehe ja nicht zu arbeiten,« sagte Olenin und bemühte sich, durch die grünen

Ranken unter den Wagen zu sehen, wo er das blaue Hemd und das rote Kopftuch Mariankas bemerkt hatte.

»Kommen Sie nur näher, ich will Ihnen getrocknete Pfirsiche geben,« sagte die Alte zu ihm.

»Nach gastlichem, altem Kosakenbrauch – eine Altweiberdummheit,« sagte der Fähnrich, die Worte der Alten erklärend und richtigstellend. »In Rußland haben Sie, vermut' ich, nicht nur getrocknete Pfirsiche, sondern auch Ananaskompott nach Herzenslust gegessen!«

»In dem verwahrlosten Garten also gibt es Hasen?« fragte Olenin. »Ich will mal hingehen,« sagte er, warf einen raschen Blick durch die grünen Reben, lüftete die Mütze und verschwand zwischen den regelmäßigen grünen Reihen der Weinstöcke.

Die Sonne war bereits hinter der Umzäunung der Gärten verschwunden und

warf ihre zerstreuten Strahlen durch das durchscheinende Laub, als Olenin zu seinen Wirtsleuten in den Garten zurückkehrte. Der Wind hatte sich gelegt, eine frische Kühle begann sich in den Weingärten zu verbreiten. Schon von ferne unterschied Olenin gleichsam instinktiv Mariankas blaues Hemd zwischen den Reihen der Weinstöcke und ging, da und dort eine Beere abpflückend, auf sie zu. Auch sein Hund, dem vom raschen Laufen der Atem kurz geworden war, schnappte zuweilen mit der geifernden Schnauze nach einer niedrig hängenden Traube. Ganz rot von der Arbeit, die Ärmel hoch aufgestreift und das Kopftuch tief unterm Kinn, schnitt Marianka rasch die schweren Trauben ab und legte sie in einen Korb. Ohne die Ranke, die sie festhielt, aus den Händen zu lassen, hielt sie inne, lächelte freundlich und machte sich wieder an die Arbeit. Olenin näherte sich ihr und warf das Gewehr auf den Rücken, um die Arme frei zu haben. »Wo sind denn deine Leute? Gott helfe dir! Bist du allein?« wollte er sagen, doch sagte er nichts und lüftete nur zum

Gruße die Mütze. Er fühlte sich verlegen, als er sich mit Marianka allein sah; aber als wollte er sich absichtlich eine Pein auferlegen, trat er auf sie zu.

»Du willst wohl mit deiner Flinte hier die Weiber totschießen?« sagte Marianka.

»Nein, ich schieße nicht.«

Sie schwiegen beide ein Weilchen.

»Du könntest mir helfen!«

Er nahm ein kleines Messer aus der Tasche und begann schweigend Trauben abzuschneiden. Er holte eine schwere Traube von etwa drei Pfund, deren dichtsitzende Beeren sich aus Raummangel gegenseitig plattgedrückt hatten, unter dem Laub hervor und zeigte sie Marianka.

»Soll ich alle abschneiden? Ist diese hier nicht noch zu grün?«

»Zeig her!«

Ihre Hände berührten sich. Olenin ergriff ihre Hand, und sie sah ihn lächelnd an.

»Du wirst nun bald heiraten?« sagte er.

Ohne zu antworten, wandte sie sich ab und streifte ihn nur mit einem Blick ihrer ernstesten Augen.

»Liebst du den Lukaschka?«

»Was geht es dich an?«

»Ich beneide ihn.«

»Was du sagst!«

»Wirklich, du bist ein so schönes Mädchen!«

Ein Gefühl der Scham überkam ihn plötzlich, als er dies gesagt hatte: so banal schienen ihm seine Worte zu klingen! Er errötete jäh, verlor seine Fassung und ergriff ihre beiden Hände.

»Wie ich auch sein mag, für dich bin ich jedenfalls nicht! Brauchst dich nicht über mich lustig zu machen!« versetzte Marianka, doch verriet ihr Blick, wie genau sie wußte, daß er sich nicht über sie lustig machte.

»Ich sollte mich über dich lustig machen? Wenn du wüßtest, wie sehr ich ...«

Diese Worte hatten noch banaler geklungen, noch weniger dem entsprechend, was er fühlte; dennoch fuhr er fort: »Ich weiß nicht, was ich alles für dich zu tun bereit wäre! ...«

»Laß mich in Ruhe, du Schelm!« sagte sie, sich erzürnt stellend. Aber ihr Gesicht, ihre glänzenden Augen, ihr üppiger Busen, ihre schlanken Beine sagten etwas ganz anderes. Es schien ihm, daß sie recht wohl begriff, wie banal das alles war, was er zu ihr gesprochen, daß sie jedoch hoch über solchen Erwägungen stand; es schien ihm, daß sie längst alles wußte, was er ihr sagen wollte und nicht zu sagen wußte, daß sie

jedoch hören wollte, wie er es ihr sagen würde. Wie sollte sie es auch nicht wissen, dachte er, da er ihr doch nur sagen wollte, wer und was sie selbst war? Doch sie *wollte* nicht verstehen, *wollte* nicht antworten, sagte er sich.

»Heda!« ließ sich plötzlich in der Nähe hinter den Weinstöcken Ustenjkas Stimmchen, begleitet von hellem Lachen, vernehmen. »Komm, hilf mir, Mitrij Andreitsch, ich bin allein!« rief sie Olenin zu und steckte ihr rundes, naives Gesichtchen aus dem Laube hervor.

Olenin antwortete nicht und rührte sich nicht vom Fleck.

Marianka fuhr fort, die Trauben zu schneiden, blickte dabei aber fortwährend nach dem Mieter. Er begann irgend etwas zu sprechen, hielt jedoch plötzlich inne, zuckte die Achseln, schob das Gewehr auf seinem Rücken zurecht und verließ mit raschen Schritten den Garten.

32.

Zweimal blieb er stehen und horchte auf das helle Lachen Mariankas und Ustenjkas, die näher zueinander hingetreten waren und sich irgend etwas zuriefen. Den ganzen Abend brachte Olenin im Walde auf der Jagd zu. Er erlegte nichts und kehrte heim, als es bereits dämmerte. Während er den Hof durchschritt, bemerkte er, daß die Tür zur Milchammer der Wirtsleute offen stand. Er sah dahinter ein blaues Hemd. Lauter als sonst rief er Wanjuschas Namen, um seine Ankunft bemerklich zu machen, und setzte sich auf der Freitreppe an seinen gewohnten Platz. Die Wirtsleute waren bereits aus den Gärten zurück; sie verließen die Milchammer und gingen nach ihrer Wohnung, unterließen jedoch, ihn einzuladen. Marianka ging zweimal zum Hoftor hinaus. Das eine Mal schien es ihm im Halbdunkel, als sehe sie sich nach ihm um. Er verfolgte gespannt jede ihrer Bewegungen, wagte jedoch nicht, sich ihr

zu nähern. Als sie im Hause verschwunden war, stieg er die Freitreppe hinab und begann im Hofe auf und ab zu gehen. Marianka jedoch kam nicht wieder heraus. Die ganze Nacht brachte Olenin schlaflos auf dem Hofe zu und lauschte auf jedes Geräusch in der Stube der Wirtsleute. Er hörte, wie sie am Abend miteinander sprachen, wie sie zu Abend aßen, wie sie die Betten bereit machten und sich schlafen legten; er hörte, wie Marianka über irgend etwas lachte; er hörte dann, wie alles still ward. Der Fähnrich sprach noch irgend etwas im Flüsterton mit der Alten, und irgend jemand atmete laut.

Er begab sich in seine Stube. Wanjuscha schlief, ohne sich ausgezogen zu haben. Olenin beneidete ihn um seinen Schlaf; er begann von neuem, in Erwartung irgend welcher kommenden Dinge, im Hofe auf und ab zu gehen. Doch niemand kam heraus, niemand regte sich; nur das gleichmäßige Atmen der drei Bewohner ließ sich vernehmen. Er kannte Mariankas Atmen und belauschte es von ferne mit

pochendem Herzen. Im Dorfe war alles still geworden; der Mond war aufgegangen, und man sah das Vieh, das sich auf den Höfen schnaubend regte, sich langsam erhob und wieder niederlegte. Voll Ingrimmm fragte sich Olenin: »Was will ich denn eigentlich?« – und doch konnte er sich nicht losreißen von seinem nächtlichen Tun.

Plötzlich hörte er in der Wohnung der Wirtsleute ganz deutlich Schritte und das Knarren einer Diele. Er stürzte nach der Tür; doch nun war wieder nichts weiter zu hören als das gleichmäßige Atmen der Schlafenden und das Rumoren der Büffelkuh auf dem Hofe, die schwer ächzend sich zuerst auf die Knie der Vorderbeine und dann auf alle Viere erhob, sich mit dem Schwanze die Weichen schlug, gleichmäßig träg über den trockenen Lehm Boden des Hofes schlurrt und sich ächzend wieder im nebeligen Mondschein niederlegte ...

»Was soll ich tun?« fragte sich Olenin und nahm sich fest vor, sich schlafen zu legen;

doch da ließen sich wieder jene Laute
vernehmen, und in seiner Vorstellung
tauchte das Bild Mariankas auf, wie sie in
die monddurchleuchtete Nebelnacht
hinaustrat. Und er stürzte wieder nach dem
Fenster hin und vernahm abermals Schritte.
Kurz vor Anbruch des Tages trat er
nochmals an das Fenster, klopfte an den
Laden, lief nach der Tür und hörte wirklich
einen Seufzer Mariankas und ihren Schritt.
Er faßte die Türklinke und klopfte.
Vorsichtige Schritte nackter Füße, unter
denen die Dielen kaum knarrten, näherten
sich der Tür. Die Klinke bewegte sich, die
Tür knarrte leise, ein Duft von wildem
Majoran verbreitete sich, und auf der
Schwelle erschien Mariankas ganze Gestalt.
Nur einen Augenblick sah er sie im
Mondlicht. Sie schlug die Tür zu, flüsterte
etwas und eilte mit leichten Schritten
zurück ins Zimmer. Olenin klopfte leise,
doch erfolgte keine Antwort. Er lief zum
Fenster und begann zu lauschen. Plötzlich
schreckte ihn eine scharfe, kreischende
Männerstimme auf.

»Das ist ja schön!« sagte ein kleiner Kosak in weißer Lammfellmütze, der vom Hofe her ganz nahe zu Olenin hintrat. – »Nun hab' ich's selber gesehen: wirklich, sehr schön!«

Olenin erkannte Nasarka und schwieg, da er nicht wußte, was er tun oder sagen sollte.

»Ganz wunderschön! Jetzt geh' ich aufs Gemeindeamt und zeige es an, und auch dem Vater sag' ich's. Seh' einer diese Fähnrichstochter! Hat an einem nicht genug!«

»Was willst du von mir? Was verlangst du?« brachte Olenin endlich heraus.

»Nichts – doch auf dem Gemeindeamt sag' ich's!«

Nasarka sprach, offenbar mit Absicht, sehr laut.

»Seh' mir einer den Junker an, wie durchtrieben!« fuhr er fort.

Olenin zitterte und ward bleich.

»Komm' *dahin, dahin!*«

Er faßte die Hand des andern mit kräftigem Griff und führte ihn nach seiner Stube zu fort.

»Es ist nichts weiter vorgefallen, sie hat mich nicht eingelassen, und ich habe nichts ... Sie ist ein anständiges Mädchen ...«

»Nun, ich kann's nicht untersuchen,« sagte Nasarka.

»Ich will dir aber doch etwas geben ... Wart' einmal!«

Nasarka schwieg. Olenin ging in seine Stube und brachte dem Kosaken einen Zehnrubelschein heraus.

»Es ist wirklich nichts geschehen! Aber das ist gleich, ich fühle mich doch schuldig, und darum gebe ich dir das hier. Nur darf, um Gottes willen, kein Mensch davon

etwas erfahren! Aber geschehen ist nichts
...«

»Leben Sie recht glücklich,« sagte Nasarka lachend und ging davon.

Nasarka war in dieser Nacht nach dem Dorfe gekommen, um in Lukaschkas Auftrage ein Versteck für ein gestohlenes Pferd zu besorgen. Er hatte, als er die Straße entlang nach Hause ging, das Geräusch von Schritten gehört und das Tun des Junkers beobachtet. Sobald er am nächsten Morgen zur Schwadron zurückkehrte, erzählte er prahlend den Kameraden, auf welche pfiffige Art er zu den zehn Rubeln gekommen.

Als Olenin am Morgen mit den Wirtsleuten zusammentraf, wußte niemand etwas von den Vorgängen der Nacht. Mit Marianka sprach er nicht, sie lächelte nur spöttisch, wenn sie ihn ansah. Die Nacht darauf brachte er wieder schlaflos auf dem Hofe umherwandernd zu. Den folgenden Tag verbrachte er absichtlich auf der Jagd, und

am Abend ging er zu Bjelezki. Er fürchtete sich vor sich selbst und gab sich das Wort, nicht wieder zu den Wirtsleuten zu gehen. In der nächsten Nacht wurde Olenin vom Feldweibel geweckt: die Kompagnie sollte sofort zu einem Streifzuge abmarschieren. Olenin freute sich über diesen Zufall und gedachte nicht wieder in das Kosakendorf zurückzukehren.

Der Streifzug nahm vier Tage in Anspruch. Der Kommandeur wünschte Olenin, mit dem er verwandt war, zu sehen, und schlug ihm vor, in seinen Stab einzutreten. Olenin lehnte das Anerbieten ab: er konnte ohne sein Kosakendorf nicht leben und bat, dahin zurückkehren zu dürfen. Für die Beteiligung an dem Streifzuge erhielt er das Soldatenkreuz, nach dem er sich früher so gesehnt hatte. Jetzt war er in dieser Hinsicht, wie auch betreffs seiner Beförderung zum Offizier, die noch immer nicht erfolgte, völlig gleichgültig. Ohne irgendeinen Zwischenfall kam er mit Wanjuscha wieder am Grenzkordon an, mehrere Stunden früher als seine

Kompagnie. Er brachte den ganzen Abend auf der Freitreppe seiner Wohnung zu und spähte nach Marianka aus. Und während der Nacht wanderte er dann wieder ohne Ziel und Zweck auf dem Hofe umher.

33.

Am nächsten Morgen erwachte Olenin spät. Die Wirtsleute waren nicht mehr da. Er ging nicht auf die Jagd, sondern nahm irgendein Buch vor, oder er ging auf die Freitreppe hinaus, um dann wieder ins Zimmer zurückzukehren und sich auf sein Bett zu legen. Wanjuscha dachte, er sei krank. Gegen Abend erhob sich Olenin entschlossen, begann zu schreiben und schrieb bis spät in die Nacht hinein. Er schrieb einen Brief, den er jedoch nicht absandte, da doch niemand verstanden hätte, was er sagen wollte, und auch niemand außer ihm, Olenin selbst, ein Interesse daran hatte, es zu verstehen. Folgendes stand in dem Briefe:

»Man schreibt mir aus Rußland so mitleidsvolle Briefe; man fürchtet, ich werde zugrunde gehen, nachdem ich mich in dieser Einöde vergraben. Man sagt von mir: er wird verbauern, wird sich ganz

losmachen von allem, wird zu trinken anfangen und womöglich eine Kosakin heiraten. Jermolow hat ganz recht, wird man sagen: wer zehn Jahre lang im Kaukasus dient, trinkt sich entweder zuschanden, oder heiratet die erste beste Dirne. Entsetzlich! Ja, ich muß wirklich auf der Hut sein, um hier nicht zugrunde zu gehen, denn mir steht ja möglicherweise das große Glück bevor, dereinst Gemahl der Gräfin B., oder Kammerherr, oder Adelsmarschall zu werden. Wie kläglich kommt ihr mir doch alle vor, wie widerwärtig! Ihr habt ja überhaupt keine Ahnung, was Glück, was Leben ist! Einmal muß man das Leben doch in seiner ganzen kunstlosen Schönheit kennen lernen! Man muß gesehen und begriffen haben, was ich hier jeden Tag vor mir sehe: den ewigen, unerreichbaren Schnee dort oben auf den Bergen, und das Weib in seiner ursprünglichen, majestätischen Schönheit, in der auch das erste Weib aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen sein muß. Dann wird sich zeigen, wer denn eigentlich zugrunde geht, wer in der Wahrheit lebt

oder in der Lüge: ihr oder ich. Wenn ihr nur
wüßtet, wie widerwärtig und bedauernswert
ihr mir erscheint in eurer Verblendung!
Sobald ich mir statt meiner Hütte, meines
Waldes und meiner Liebe diese Salons
vergegenwärtige, diese Frauen mit dem
pomadisierten Haar über den
untergeschobenen falschen Locken, diese
unnatürlich verzogenen Lippen, diese
versteckten und verkümmerten schwachen
Glieder und dieses Salongeschwätz, das
eine Unterhaltung sein will und doch kein
Recht auf diesen Namen hat – dann erfüllt
mich ein unerträglicher, grenzenloser Ekel.
Ich sehe diese stumpfsinnigen Gesichter,
diese heiratsfähigen reichen Dämchen,
deren Miene zu sagen scheint: Tut nichts,
immer heran, hab' keine Angst, wenn ich
auch ein reiches Mädchen bin! Ich sehe
dieses Verteilen der Plätze, dieses
schamlose Zusammenkuppeln der Pärchen
und die ewige Klatscherei und Heuchelei;
ich sehe diese Abrichterei, alle diese
Regeln, wem man ›guten Tag‹ zu
wünschen, wem man die Hand zu reichen,
wem man nur zuzunicken, mit wem man zu

reden hat; und ich sehe endlich diese ewige, in Fleisch und Blut übergegangene Langeweile, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Und alles dies praktiziert ihr mit vollem Bewußtsein, und ihr seid davon überzeugt, daß es so und nicht anders sein dürfe. So begreift doch nur das eine, glaubt an das eine: man muß sehen und verstehen, was Wahrheit und Schönheit ist, dann zerstiebt alles das, was ihr redet und denkt, was ihr an Wünschen für mein und euer Glück hegt, in lauter Staub und verflüchtigt sich in nichts. Glücklich sein heißt nichts anderes, als mit der Natur im Einklang sein, sie sehen, mit ihr im Verkehr stehen. ›Er ist, Gott verhüte es, imstande, eine einfache Kosakin zu heiraten und der Welt für immer zu entsagen‹ – ja, ich kann es mir vorstellen, daß sie so von mir reden und mir ihr herzliches Beileid zollen. Ich aber habe nur den einen Wunsch: nach eurer Auffassung völlig verloren zu gehen! Ich wünsche nichts sehnlicher, als solch eine einfache Kosakin zu heiraten, und ich wage es nur

darum nicht, weil das schon ein Übermaß
des Glücks wäre, dessen ich nicht wert bin.

»Drei Monate ist es nun her, seit ich die
Kosakin Marianka zum ersten Male erblickt
habe. Die Begriffe und Vorurteile jener
Welt, aus der ich hervorgegangen bin,
waren noch frisch in mir. Ich hätte damals
nicht geglaubt, daß ich dieses Mädchen
lieb gewinnen könnte. Ich schwelgte in
ihrem Anblick, wie ich in der Schönheit der
Berge und des Himmels schwelgte, und ich
konnte nicht anders, da sie so schön war
wie jene. Dann fühlte ich, daß der Anblick
dieser Schönheit für mich zu einer
Lebensnotwendigkeit wurde, und ich
begann mich zu fragen, ob ich sie nicht
liebe. Doch konnte ich nichts von alledem
in mir entdecken, was nach meiner
Vorstellung zum Wesen dieses Gefühls
gehört. Was ich empfand, hatte nichts
gemein mit der Sehnsucht des Einsamen,
mit dem Verlangen nach dem Ehestande; es
war nicht platonische und noch weniger
sinnliche Liebe, was ich fühlte. Ich hatte
das Bedürfnis, sie zu sehen und zu hören,

zu wissen, daß sie in meiner Nähe weilte, und ich war, wenn nicht glücklich, so doch ruhig. Nach jener Abendgesellschaft, bei der ich mit ihr zusammen war und sie berührte, fühlte ich, daß zwischen mir und ihr eine unzerreißbare, wenn auch noch unausgesprochene Beziehung bestand, gegen die anzukämpfen mir unmöglich war. Wohl versuchte ich noch, mich dagegen zu wehren; ich sagte zu mir: kann ich wohl ein Weib lieben, das meine geistigen Lebensinteressen niemals verstehen wird? Kann ich ein Weib nur um seiner Schönheit willen lieben, kann es Liebe geben zu einer weiblichen Statue? So fragte ich mich – und dabei liebte ich sie schon, wenn ich auch meinem Gefühle noch nicht traute.

»Nach der Abendgesellschaft, bei der ich zum ersten Male mit ihr gesprochen hatte, änderten sich unsere Beziehungen. Vorher war sie für mich ein mir fremder, erhabener Gegenstand der mich umgebenden Natur gewesen; nach jener Abendgesellschaft wurde sie für mich meinesgleichen, ein Mensch. Ich traf sie häufig, redete mit ihr,

verrichtete mitunter irgendeine Arbeit im Haushalt ihres Vaters und brachte ganze Abende bei ihnen zu. Auch bei diesem engeren Verkehr blieb sie in meinen Augen stets ebenso rein, ebenso unnahbar und erhaben. Auf alle Fragen antwortete sie jederzeit gleich ruhig, gleich stolz und unverändert heiter. Zuweilen war sie freundlich gegen mich, zumeist jedoch lag in ihrem Blick, ihren Worten, ihren Bewegungen eine Gleichgültigkeit, in der zwar nichts von Geringschätzung lag, die aber doch bedrückend auf mich wirkte. Tag für Tag bemühte ich mich, ein gezwungenes Lächeln auf den Lippen, meine Gefühle zu verbergen, und führte leichte Scherzreden mit ihr, während die Qual der Leidenschaft und der Begierde mein Herz zerfleischte. Sie merkte, daß ich mich verstellte, doch sie sah mich gleichwohl so heiter, so gerade und unbefangen an. Es war für mich eine peinliche Lage. Ich wollte ihr gegenüber nicht lügen und ihr alles sagen, was ich fühlte und dachte. Ich war in einem Zustande höchster Erregung; es war in den Weingärten. Ich begann ihr von meiner

Liebe in Worten zu reden, deren ich nur mit tiefer Beschämung gedenke. Ich schäme mich dieser Worte, die ich nie hätte aussprechen dürfen, da sie unendlich höher steht als diese Worte und das Gefühl, das ich durch sie ausdrücken wollte. Ich verstummte, und von diesem Tage an wurde meine Lage unerträglich. Ich wollte mich selbst nicht erniedrigen, indem ich den früheren oberflächlichen Verkehr mit ihr fortsetzte, und ich fühlte doch auch, daß ich für ein schlichtes, natürliches Verhältnis zu ihr noch nicht herangereift war. Ganz verzweifelt fragte ich mich: Was soll ich tun? In meinen törichten Träumereien stellte ich sie mir bald als meine Geliebte, bald als meine Gattin vor, wies aber den einen wie den andern Gedanken entrüstet von mir. Sie zur Dirne zu machen, wäre furchtbar gewesen. Das wäre ein Mord. Sie zur Gattin Dmitrij Andrejewitsch Olenins, zur Dame zu machen, wie eine der hiesigen Kosakinnen, die einer unserer Offiziere geheiratet hat, wäre noch schlimmer. Ja, wenn ich ein Kosak, ein Lukaschka werden könnte, wenn ich Pferde stehlen, mich in

Rotwein bezechen, Lieder singen,
Menschen töten und betrunken für eine
Nacht zu ihr durchs Fenster steigen könnte,
ohne mir Gedanken darüber zu machen,
wer ich bin, und wozu ich auf der Welt bin
– das wäre etwas anderes: dann könnten wir
einander verstehen, dann könnte ich
glücklich sein. Ich habe es versucht, mich
diesem Leben hinzugeben, doch da fühlte
ich meine Schwäche, meine
Gebrechlichkeit nur um so deutlicher. Ich
kann mich selbst und meine verworrene,
unharmonische, mißgestaltete
Vergangenheit nicht vergessen. Und meine
Zukunft stellt sich mir noch hoffnungsloser
dar. Tag für Tag habe ich die fernen
Schneegipfel und dieses herrliche,
glückliche Weib vor Augen. Und nicht für
mich ist dieses einzige in der Welt mögliche
Glück, nicht für mich ist dieses Weib
bestimmt! Das Schrecklichste und zugleich
das Köstlichste an meiner Lage ist, daß ich
für sie, diese Herrliche, Gefühl und
Verständnis habe, während sie mich doch
niemals verstehen wird. Nicht, als ob sie
geistig zu niedrig stände, um mich zu

verstehen – nein, es besteht einfach für sie keine Notwendigkeit, mich zu verstehen. Sie ist glücklich; sie ist, wie die Natur, ebenmäßig, ausgeglichen, ruhig, ist sich selbst genug. Und ich, ein verstümmeltes, schwächliches Geschöpf – ich sollte es wagen, von ihr zu verlangen, daß sie mein Krüppelwesen und meine Qualen versteht!

»Die Nächte verbrachte ich schlaflos, trieb mich zweck- und ziellos vor ihren Fenstern umher und wußte selbst nicht, was mit mir vorging. Am achtzehnten rückte unsere Kompanie dann zu einem Streifzuge aus. Ich verbrachte drei Tage außerhalb des Dorfes. Ich war in so trüber Stimmung, alles war mir gleichgültig. Lieder, Kartenspiel, Trinkgelage, all das Gerede von Auszeichnungen und was so alles bei der Truppe üblich ist, war mir noch mehr zuwider als sonst. Ich bin jetzt nach Hause zurückgekehrt, ich habe *sie*, meine Hütte, Onkel Jeroschka, die Schneeberge von meiner Freitreppe aus wiedergesehen, und ein so starkes, neues Gefühl der Freude erfüllte mich, daß mir alles klar wurde. Ich

liebe dieses Weib mit echter, wahrer Liebe, zum ersten und einzigen Male in meinem Leben. Ich weiß, wie es um mich steht. Ich fürchte nicht, mich durch mein Gefühl zu erniedrigen, ich schäme mich meiner Liebe nicht und bin stolz auf sie. Ich bin nicht schuld daran, daß ich mich verliebt habe, es ist wider meinen Willen geschehen. Ich suchte mich vor meiner Liebe in die Selbstverleugnung zu retten, ich dachte mir da eine besondere, selbstlose Freude an der Liebe des Kosaken Lukaschka aus, und ich stachelte damit nur meine eigene Liebe und Eifersucht an. Das ist nicht die ideale, die sogenannte hehre Liebe, die ich früher empfunden habe, nicht jenes Gefühl der Zuneigung, bei dem man sich an seiner eigenen Liebe ergötzt, in sich selbst die Quelle seines Gefühls weiß und auf sich selbst gestellt bleibt. Auch dieses Gefühl habe ich gekostet. Noch weniger aber ist es das Verlangen nach Genuß – nein, es ist etwas völlig anderes. Vielleicht liebe ich in ihr die Natur, die Verkörperung alles Schönen in der Natur; doch ich bin dabei nicht Herr meines Willens, durch mich liebt

vielmehr irgendeine Elementargewalt, liebt die ganze große Gotteswelt dieses Mädchen. Die ganze Natur preßt gleichsam diese Liebe in meine Seele hinein und spricht: ›liebe!‹ Ich liebe sie nicht mit dem Verstande, nicht mit der Phantasie, sondern mit meinem ganzen Wesen. Indem ich sie liebe, fühle ich mich als einen unlöslichen Teil der gesamten glücklichen Gotteswelt. Ich habe früher von den neuen Überzeugungen geschrieben, die ich aus meinem einsamen Leben gewonnen hätte; niemand weiß, mit welcher Mühe ich mir diese Überzeugungen errungen habe, mit welcher Freude ich mir ihrer bewußt wurde und den neuen Lebensweg offen vor mir liegen sah. Ich besaß nichts Teureres als diese meine Überzeugungen. Nun ... und die Liebe kam, und sie sind verschwunden, und ich empfinde nicht einmal ein Bedauern über ihr Verschwinden. Ich kann jetzt kaum begreifen, daß ich jemals eine so einseitige, kalte, verstandesmäßige Denkweise wertschätzen konnte. Die Schönheit kam, und meine ganze mühselig erworbene Lebensweisheit verwehte in alle

Winde! Und es tut mir nicht einmal leid um das, was ich verlor. Diese Selbstverleugnung – sie ist nichts als Unsinn und dummes Zeug. Das alles ist nichts als Hochmut, ein Rettungsanker für selbstverschuldetes Unglück, ein Ableitungsmittel für den Neid auf fremdes Glück. Für andere leben, Gutes tun! Wozu? Wenn doch in meiner Seele nur die eine Liebe zu mir selbst lebt und nur der eine Wunsch, *sie* zu lieben, mit *ihr* zu leben, *ihr* Leben zu leben. Nicht für andere, nicht für Lukaschka wünsche ich jetzt das Glück. Ich liebe jetzt diese andern nicht. Früher hätte ich mir gesagt, daß das schlecht ist. Ich hätte mich mit der Frage gequält: was wird aus ihr, aus mir, aus Lukaschka werden? Jetzt ist mir alles gleichgültig. Ich lebe nicht nach eigenem Willen, sondern es gibt etwas, das stärker ist als ich, das mich leitet. Ich leide wohl Qualen – aber dafür lebe ich jetzt, während ich früher tot war. Heute noch will ich hinübergehen und ihr alles sagen.«

34.

Nachdem Olenin diesen Brief geschrieben, ging er noch spät am Abend zu seinen Wirtsleuten hinüber. Die Alte saß auf der Bank hinter dem Ofen und haspelte Seidenkokons ab. Marianka saß mit unbedecktem Kopfe da und nähte beim Schein einer Kerze. Als sie Olenin erblickte, sprang sie auf, nahm das Tuch und ging zum Ofen hin.

»So bleib doch bei uns sitzen, Marianuschka,« sagte die Mutter.

»Nein, ich habe nichts auf dem Kopfe,« entgegnete das Mädchen und kletterte auf den Ofen.

Olenin konnte nur ihr Knie und das herabhängende schlanke Bein sehen. Er bewirtete die Alte mit Tee. Sie setzte ihrerseits dem Gaste Quarkkäse vor, den Marianka geholt hatte. Sowie jedoch Marianka den Teller auf den Tisch gestellt

hatte, sprang sie wieder auf den Ofen, und Olenin hatte nur das Gefühl, daß ihre Augen auf ihm ruhten. Sie plauderten von wirtschaftlichen Angelegenheiten. Mutter Ulita ging ganz aus sich heraus und überbot sich in Beweisen der Gastfreundschaft. Sie brachte Olenin eingemachte Trauben, und Weintraubenkuchen, und vom besten Wein, und aus ihrem ganzen Wesen sprach jene besondere, volkstümlich schlichte, derbe und stolze Gastlichkeit, wie sie nur Leuten eigen ist, die mit körperlicher Arbeit selbst ihr Brot erwerben. Die Alte, deren grobe Art Olenin früher häufig stutzig gemacht hatte, rührte ihn jetzt durch die schlichte Zärtlichkeit, die sie im Verkehr mit der Tochter an den Tag legte.

»Warum sollten wir auch Gott nicht dankbar sein, Väterchen! Wir haben ja alles, Gott sei Dank, haben Rotwein gekeltert und Fleisch eingepökelt, drei Faß Wein werden wir verkaufen und für uns zum Trinken noch genug behalten. Wart' nur noch mit deiner Abreise, wir wollen

noch mit dir zusammen auf der Hochzeit lustig sein!«

»Wann wird denn die Hochzeit stattfinden?« fragte Olenin, während er fühlte, wie alles Blut ihm plötzlich zu Kopfe stieg und sein Herz beklemmend heftig zu schlagen begann.

Hinter dem Ofen begann sich etwas zu rühren, man hörte das Knacken von Kürbiskernen.

»Man müßte sie ja wohl in der nächsten Woche ausrichten, wir sind bereit,« antwortete die Alte schlicht und ruhig, als ob Olenin nicht da wäre oder überhaupt nicht existierte. »Ich habe alles für Marianuschka fertig gemacht und angeschafft. Wir statten sie gut aus. Eins nur gefällt uns nicht: unser Lukaschka treibt es gar zu bunt. Er trinkt in einem fort und macht dumme Streiche. Neulich war ein Kosak von seiner Schwadron hier, der erzählte, er sei ins Gebiet der Nogajer geritten.«

»Wenn ihm dabei nur nichts Schlimmes begegnet,« sagte Olenin.

»Auch ich sagte zu ihm: mach' keine Dummheiten, Lukaschka. Nun, er ist jung, gewiß, und will zeigen, was er kann. Doch alles zu seiner Zeit. Er hat Beute gemacht, hat geraubt, hat einen Abreken getötet – ein wackerer Bursche ist's, gewiß! Doch jetzt könnte er endlich ruhig sitzen. Statt dessen treibt er's immer ärger.«

»Ja, ich habe ihn einige Male bei der Truppe gesehen, er zecht sehr flott. Auch das Pferd hat er verkauft,« sagte Olenin und blickte nach dem Ofen hinüber.

Ein großes schwarzes Augenpaar blickte ihn streng und unfreundlich an. Er schämte sich dessen, was er gesagt hatte.

»Was schadet's denn, er tut doch niemandem Böses!« sagte Marianka plötzlich. »Er trinkt für sein eigenes Geld.«

Sie ließ die Beine vom Ofen gleiten, sprang hinunter und ging, die Tür heftig zuschlagend, hinaus.

Olenin war ihr, solange sie in der Stube war, mit den Augen gefolgt; dann blickte er unverwandt nach der Tür, durch die sie verschwunden, und begriff nicht ein Wort von dem, was Mutter Ulitka zu ihm sprach. Nach einiger Zeit erschienen Gäste: Ulitkas Bruder, ein alter Mann, und mit ihm Onkel Jeroschka. Gleich nach ihnen kamen auch Marianka und Ustenjka herein.

»Schönen guten Abend!« rief Ustenjka mit ihrem munteren Stimmchen. »Na, bist du noch immer lustig und vergnügt?« wandte sie sich dann zu Olenin.

»Ja, sehr vergnügt,« antwortete er und hatte dabei ein peinliches Gefühl der Beschämung.

Er wollte weggehen – und konnte es doch nicht. Auch zu schweigen schien ihm unmöglich. Der Alte, Ulitkas Bruder, kam

ihm zu Hilfe: er bat ihn, mit ihm zu trinken, und so tranken sie denn zusammen. Dann trank Olenin mit Jeroschka, und dann wieder mit dem andern, worauf Jeroschka von neuem an die Reihe kam. Und je mehr Olenin trank, desto schwerer wurde ihm ums Herz. Die beiden Alten aber kamen in die beste Stimmung. Die Mädchen hatten sich auf den Ofen gesetzt, flüsterten miteinander und blickten auf die Männer, die bis in die Nacht hinein tranken. Olenin sprach nicht und trank mehr als die andern. Die Kosaken wurden schließlich gar zu laut, und die Alte jagte sie hinaus und gab ihnen keinen Wein mehr. Die Mädchen lachten über Onkel Jeroschka, und es war bereits zehn Uhr, als alle auf die Freitreppe hinausgingen. Die Alten luden sich selbst für die Nacht zu Olenin ein, um bei ihm weiterzuzechen. Ustenjka war nach Hause gelaufen. Jeroschka führte den Kosaken zu Wanjuscha. Die Alte war nach der Milchammer gegangen, um da zum Rechten zu sehen, und Marianka war allein im Zimmer geblieben. Olenin fühlte sich frisch und munter, als wäre er soeben vom

Schlafe erwacht. Er hatte die Alten vorangehen lassen und war in die Stube der Wirtsleute zurückgekehrt, wo Marianka sich eben anschickte, schlafen zu gehen. Er trat auf sie zu und wollte ihr etwas sagen, doch die Stimme versagte ihm. Sie setzte sich auf das Bett, zog die Beine unter sich, rückte weit von ihm weg, ganz in die Ecke, und sah ihn schweigend, mit erschrockenem, scheuem Blicke an. Sie fürchtete sich offenbar vor ihm, und Olenin fühlte das. Es war ihm schmerzlich und zugleich beschämend, doch empfand er andererseits die stolze Genugtuung, daß er wenigstens dieses Gefühl in ihr erweckte.

»Marianka,« begann er, »wirst du dich meiner denn niemals erbarmen? Ich liebe dich ja so sehr – ich weiß selbst nicht, wie sehr!«

Sie rückte noch weiter von ihm ab.

»Sieh, wie der Wein aus dir redet! Nichts wirst du erreichen!«

»Nein, nicht der Wein ist's. Laß den Lukaschka laufen! Ich werde dich heiraten ...« – »Was rede ich denn da eigentlich?« ging's ihm durch den Kopf, während er jene Worte sprach. »Ob ich wohl morgen dieselben Worte sprechen werde? Ja, ganz sicher, ganz bestimmt werde ich sie sprechen, und jetzt wiederhole ich sie,« sprach in ihm eine innere Stimme.

»Wirst du mich heiraten?« fragte er.

Sie sah ihn mit ernster Miene an, und ihre Angst schien geschwunden zu sein.

»Marianka, ich verliere den Verstand! Ich bin meiner selbst nicht mehr mächtig. Ich tue, was du nur willst.« Und sinnlos-zärtliche Worte flossen wie von selbst über seine Lippen.

»Nun, was schwatzst du da!« unterbrach sie ihn und ergriff plötzlich, seine Hand, die er ihr hinstreckte. Und sie stieß diese Hand nicht zurück, sondern drückte sie kräftig mit ihren starken, rauhen Fingern.

»Heiraten denn die Herren solche Mädchen, wie ich bin? Geh doch!«

»Wirst du mich heiraten? Ich tue alles ...«

»Und was wird mit Lukaschka?« sagte sie lachend.

Er entzog ihr seine Hand, die sie in der ihrigen hielt, und umschlang kraftvoll ihren jungen Leib. Doch rasch und behende, wie eine junge Hirschkuh, sprang sie auf, lief mit bloßen Füßen davon und eilte auf die Freitreppe hinaus. Olenin kam zur Besinnung und war über sich selbst entsetzt. Er kam sich im Vergleich mit ihr so unsagbar gemein vor. Doch bereute er nicht einen Augenblick, was er gesagt hatte. Er ging in sein Zimmer, legte sich, ohne einen Blick auf die zechenden Alten zu werfen, nieder und versank in einen so festen Schlaf, wie er ihn seit langem nicht gekannt hatte.

35.

Der nächste Tag war ein Feiertag. Am Abend war alles Volk auf der Straße und prunkte beim Scheine der untergehenden Sonne im festtäglichen Putz. Alles ruhte von der Arbeit aus. Die Kosaken planten einen Streifzug, der in einem Monat unternommen werden sollte, und in vielen Familien waren Hochzeiten in Vorbereitung.

Auf dem Platze vor dem Gemeindeamt und vor den beiden Läden – dem einen mit Näschereien und Kürbiskernen, dem andern mit Tüchern und Baumwollzeugen – standen die meisten Leute. Um die Rasenbank vor dem Gemeindeamt standen und saßen die Alten in ehrbaren grauen oder schwarzen Kitteln, ohne Tressen und Ausputz. Die Alten unterhielten sich ruhig und gemessen über die Ernte, die Gemeindeangelegenheiten und die alte Zeit und sahen voll Würde und Gleichmut auf

das junge Volk herab. Die Frauen und Mädchen blieben, wenn sie an ihnen vorüberkamen, einen Augenblick stehen und senkten die Köpfe. Die jungen Kosaken mäßigten ehrerbietig ihren Schritt, nahmen ihre Fellmützen ab und hielten sie kurze Zeit vor das Gesicht. Die Alten schwiegen dann. Bald streng, bald freundlich blickten sie die Vorübergehenden an, nahmen langsam die Mützen ab und setzten sie wieder auf.

Die Kosakenmädchen hatten ihre Reigentänze noch nicht begonnen, sondern saßen gruppenweise in ihren hellfarbigen Beschemts und den Kopf und Augen verhüllenden weißen Tüchern auf der Erde oder den Rasenbänken vor den Häusern, geschützt vor den schrägen Strahlen der Sonne, und lachten und plauderten munter. Die kleinen Knaben und Mädchen vergnügten sich beim Ballspiel, sie warfen den Ball hoch zum klaren Himmel empor und liefen schreiend und quiekend auf dem Platze umher. Die halbwüchsigen Mädchen führten bereits in einer andern Ecke des

Platzes ihre Reigen auf und sangen mit ihren feinen, schüchternen Stimmen ein Lied. Die Schreiber und die zum Feiertag ins Dorf beurlaubten jungen Burschen stolzierten in ihren neuen, reich betreßten, weißen und roten Tscherkessenröcken mit festlich frohen Gesichtern Arm in Arm zu zweien und dreien daher, gingen von einer Frauen- oder Mädchengruppe zur andern, blieben bald hier, bald dort stehen und scherzten mit den Kosakinnen. Der armenische Krämer stand in seiner betreßten blauen Tscherkeska aus feinem Tuche an der offenen Tür seines Ladens, durch die man ganze Stöße zusammengelegter farbiger Tücher sah, und erwartete mit dem Stolze des orientalischen Kaufmanns im Vollbewußtsein seiner Würde die Kunden. Zwei rotbärtige, barfüßige Tschetschenzen, die über den Terek herübergekommen waren, um sich das Feiertagstreiben anzusehen, hockten vor dem Hause ihres Gastfreundes, rauchten aus ihren kleinen Pfeifen, spuckten nachlässig aus, musterten die Volksmenge und unterhielten sich in ihrer

rauen, an Kehllauten reichen Sprache. Ab und zu ging ein werktätlich gekleideter Soldat in seinem alten Mantel eilig zwischen den bunten Gruppen hindurch über den Platz. Hier und da hörte man bereits die trunkenen Lieder zechender Kosaken. Selbst die alten Frauen waren aus den Häusern herausgekommen. Auf den trockenen Straßen lagen überall im Staube die Schalen der aufgeknackten Melonen- und Kürbiskerne umher. Die Luft war warm und unbewegt, der klare Himmel blau und durchsichtig tief. Der mattweiße Bergrücken, der hinter den Dächern sichtbar war, erschien ganz nahe und schimmerte im rosigen Lichte der untergehenden Sonne. Von Zeit zu Zeit dröhnte von der andern Seite des Flusses der ferne Schall eines Kanonenschusses dumpf herüber. Über dem Dorfe aber sumnte ein buntes Durcheinander von feierlich fröhlichen Lauten.

Olenin war den ganzen Morgen auf dem Hofe hin und her gegangen, in der Erwartung, Marianka zu sehen, sie war

indes, nachdem sie sich festtäglich herausgeputzt hatte, zum Mittagsgottesdienst in die Kapelle gegangen. Dann hatte sie mit den andern Mädchen auf einer Rasenbank gesessen und Kerne aufgeknackt und war schließlich mit ihren Freundinnen nach Hause gelaufen, wo sie den Mieter heiter und freundlich begrüßte.

Olenin scheute sich, in scherzendem Tone mit ihr zu sprechen, noch dazu in Gegenwart der andern. Er wollte das gestrige Gespräch mit ihr zu Ende führen und von ihr eine entscheidende Antwort erlangen. Er wartete wieder auf solch einen Augenblick, wie er gestern abend sich ihm dargeboten hatte, doch dieser Augenblick kam nicht; noch länger aber in dieser Ungewißheit zu verbleiben, fühlte er sich nicht mehr imstande. Sie ging wieder auf die Straße hinaus, und ein Weilchen später ging auch er, er wußte selbst nicht, wohin. Er kam an der Straßenecke vorüber, wo sie in ihrem schimmernden blauen Atlasbeschmet saß, und es durchzuckte ihn

schmerzlich, als er das Lachen der Mädchen in seinem Rücken vernahm.

Bjelezkis Haus lag dicht am Platze. Als Olenin daran vorüberging, hörte er. Bjelezkis Stimme: »Kommen Sie doch herein!« – und er folgte der Einladung.

Sie plauderten ein Weilchen und setzten sich dann beide ans Fenster. Als bald gesellte sich auch Jeroschka zu ihnen, in seinem neuen Beschmet, und nahm auf dem Fußboden neben ihnen Platz.

»Das ist dort die Gruppe der Aristokratinnen,« sagte Bjelezki lächelnd und wies mit seiner Zigarette nach einer bunten Mädchenschar an der Ecke. »Auch meine ist darunter – die im roten Kleide, sehen Sie? Sie hat es heute zum ersten Male an. Warum beginnen denn die Reigentänze noch nicht?« rief Bjelezki laut und sah zum Fenster hinaus. »Warten Sie noch ein Weilchen, sobald es dunkelt, gehen wir auch hin. Dann laden wir sie zu Ustenjka ein, wir müssen ihnen einen Ball geben.«

»Auch ich werde zu Ustenjka kommen,«
sagte Olenin entschlossen. »Wird Marianka
da sein?«

»Gewiß wird sie da sein, kommen Sie nur!«
sagte Bjelezki, als ob er von etwas
Selbstverständlichem spräche. »Es ist doch
recht hübsch hier, was?« fügte er hinzu und
zeigte auf die bunte Menge.

»Ja, sehr hübsch!« stimmte Olenin ihm bei
und bemühte sich, gleichgültig zu
erscheinen. »Wenn ich dieses Treiben
beobachte,« fügte er hinzu, »dann wundere
ich mich immer, warum eigentlich an solch
einem Tage, weil's gerade, sagen wir: der
Fünfzehnte des und des Monats ist, alles
mit einem Mal so zufrieden und fröhlich ist.
Allen sieht man den Festtag an – die
Augen, die Gesichter, die Stimmen, die
Bewegungen, die Kleider, die Luft, die
Sonne – alles hat etwas Feiertägliches. Wir
haben keine Feiertage mehr.«

»Ja,« sagte Bjelezki, der kein Freund von
solchen Erörterungen war. »Warum trinkst

du nicht, Alter?« wandte er sich dann an Jeroschka.

Jeroschka blinzelte zu Olenin hinüber und meinte mit Bezug auf Bjelezki: »Scheint ja sehr stolz zu sein, dein Freund!«

Bjelezki erhob sein Glas.

»Allah birdü!« sagte er und leerte das Glas. Es war die übliche Anrede, wenn die Kaukasier gemütlich miteinander tranken.

»Ssau bul,« antwortete Jeroschka lächelnd und trank sein Glas aus. »Deine Gesundheit!« bedeuteten die Worte.

»Du sprichst da vom Feiertag,« sagte er zu Olenin, während er sich erhob und durchs Fenster schaute. »Was ist das für ein Feiertag! Da hättest du mal sehen sollen, wie man in der alten Zeit die Feiertage beging! Wenn damals Weiber auf die Straße herauskamen, trugen sie Ssarafane, die über und über mit Borten benäht waren. Die ganze Brust behängten sie sich mit

Goldmünzen in zwei Reihen. Auf dem Kopfe trugen sie den goldenen Kokoschnik. Kam solch ein Weibchen vorbei, dann ging's immer: kling! kling – wie eine Fürstin sah jede einzelne aus. In ganzen Scharen kamen sie auf die Straße und sangen ihre Lieder, daß es nur so durchs Dorf schallte, die ganze Nacht dauerte der Jubel. Und die Kosaken rollten Faß auf Faß auf den Hof, setzten sich ringsherum und tranken, bis der Tag anbrach. Und dann faßten sie sich und gingen Arm in Arm in langer Reihe durchs Dorf. Wem sie begegneten, den nahmen sie mit. Und von einem ging's weiter zum andern. Drei Tage lang dauerte manchmal die Zecherei. Ich weiß noch, wie mein Vater manchmal nach Hause kam – ganz rot, ganz geschwollen im Gesicht, ohne Mütze – alles hatte er verjubelt, kam nach Hause und legte sich ins Bett. Die Mutter wußte schon, was ihm dann gut tat: frischen Kaviar und Rotwein brachte sie ihm, damit er wieder flott wurde, und lief dann selbst ins Dorf hinaus, um seine Mütze zu suchen. Zwei Tage lang

schief er dann hintereinander! Solche Leute gab es damals, ja – aber heutzutage!«

»Und die Mädchen in ihren Ssarafanen – was machen die? Blieben die ganz unter sich bei ihren Vergnügungen?« fragte Bjelezki.

»Ja, unter sich! Hat sich was! Da kamen eben die Kosaken angegangen, oder auch angeritten, und sagten: ›Kommt, laßt uns ihre Reigenketten zerreißen!‹ Und da schwirrten sie denn an, aber die Mädchen griffen nach den Knütteln! Kam solch ein flotter Bursche angestürmt, in der Butterwoche meinetwegen, so schlugen sie drauf los, ob's das Pferd traf oder ihn selber. Durchbrach er die Kette, so griff er sich die, die er liebte, und ritt mit ihr davon. Mein Mütterchen, mein Seelchen, hieß es dann, und er liebte sie nach Herzenslust. Ja, das waren dir Mädchen! Richtige Königinnen!«

36.

In diesem Augenblick kamen zwei Reiter aus einer Seitengasse auf den Platz geritten. Der eine von ihnen war Nasarka, der andere Lukaschka. Lukaschka saß ein wenig seitwärts auf seinem wohlgenährten braunen Kabardiner, der auf der harten Straße leicht dahinschritt und den schönen Kopf mit der glänzenden, feinhaarigen Mähne emporwarf. Das Gewehr im Futteral über der Schulter, die Pistole auf dem Rücken und der gerollte Filzmantel hinter dem Sattel zeigten, daß Lukaschka aus einer entfernteren Gegend kam, in der es nicht friedlich herging. In seinem koketten Seitensitz, in der lässigen Bewegung der Hand, die von Zeit zu Zeit kaum hörbar mit der Peitsche gegen die Weichen des Pferdes schlug, ganz besonders aber in seinen glänzenden schwarzen Augen, die, leicht zusammengekniffen, mit stolzem Ausdruck in die Runde schauten, kam das Bewußtsein der Kraft und das Selbstvertrauen der

Jugend deutlich zum Ausdruck. »Habt ihr ihn gesehen, den kühnen Burschen?« schienen seine bald nach rechts, bald nach links blitzenden Augen zu sagen Das stattliche Pferd mit dem silberbeschlagenen Sattelzeug, die kriegerische Ausrüstung und der schmucke Kosak selbst zogen die Aufmerksamkeit der ganzen auf dem Platze anwesenden Menge auf sich. Der magere kleine Nasarka war weit schlechter gekleidet als Lukaschka. Als dieser bei den Alten vorüberritt, hielt er an und lüftete die weiße, krause Fellmütze auf dem glattgeschorenen schwarzen Kopfe.

»Na, hast du viele Nogajerpferde weggetrieben?« sagte ein hagerer kleiner Greis mit finsterem Blick.

»Du hast sie doch sicher gezählt, Großväterchen – was fragst du mich erst?« antwortete Lukaschka und wandte sich ab.

»Den Burschen da nimmst du doch sicher nicht ohne Grund mit,« versetzte der Alte, auf Nasarkaweisend, noch finsterer.

»Seh' einer – alles weiß der alte Satan!«
sprach Lukaschka für sich, und sein Gesicht
nahm einen ernsten Ausdruck an; dann aber
schaute er nach einer Ecke, in der eine
ganze Schar von Kosakinnen
zusammenstand, und lenkte sein Pferd
dahin.

»Seid mir begrüßt, ihr Mädchen!« rief er
mit seiner kräftigen, klangvollen Stimme
und brachte plötzlich sein Pferd zum
Stehen. »Ihr seid hier recht alt geworden,
ihr Hexen, seit ich zum letztenmal hier
war!« sagte er lachend.

»Willkommen, Lukaschka, willkommen,
Väterchen!« ließen sich muntere Stimmen
vernehmen. »Hast du viel Geld
mitgebracht? Kauf doch Näschereien für
die Mädchen! Wie lange bleibst du denn
hier? Wir haben dich schon lange nicht
gesehen.«

»Wir sind mit Nasarka für eine Nacht
hergejagt, um einmal recht lustig zu sein,«
antwortete Lukaschka, während er seinem

Pferde einen leichten Hieb versetzte und mitten unter die Mädchen hineinritt.

»Deine Marianka hat dich schon ganz vergessen,« zwitscherte Ustenjka, stieß Marianka mit dem Ellbogen an und ließ ihr helles Silberlachen erschallen.

Marianka trat vor dem Pferde zurück, warf den Kopf in den Nacken und sah den Kosaken mit ihren glänzenden, großen Augen ruhig an.

»Bist schon recht lange nicht hier gewesen! Was drängst du denn mit dem Pferde so vor?« sagte sie trocken und wandte sich ab.

Lukaschka schien ganz besonders aufgeräumt. Sein Gesicht strahlte vor Freude und Unternehmungslust. Mariankas kühle Antwort machte ihn sichtlich betroffen. Er zog plötzlich die Brauen finster zusammen.

»Steig' in den Bügel, mein Schätzchen, ich entführe dich in die Berge!« rief er plötzlich

laut, als wollte er die bösen Gedanken verscheuchen, und ließ sein Pferd zwischen den Mädchen tänzeln. Er beugte sich zu Marianka hinab: »Ich will dich küssen – so heiß will ich dich küssen, daß dir die Sinne vergehen.«

Mariankas Blick begegnete dem seinigen, und plötzlich errötend, trat sie zurück.

»Was fällt dir ein? Dein Gaul tritt mir auf die Füße!« sagte sie, während sie den Kopf senkte und an ihren schlanken Beinen herabsah, die in blauen Strümpfen mit Zwickeln und neuen, mit schmalen Silberborten benähten roten Schuhen steckten.

Lukaschka wandte sich zu Ustenjka, während Marianka neben einer Kosakenfrau Platz nahm, die ein kleines Kind auf den Armen hielt. Das Kind streckte die Arme nach dem Mädchen aus und griff mit den runden, dicken Händchen nach der Schnur mit den Münzen, die über ihren blauen Beschmet herabhingen.

Marianka beugte sich zu ihm hinab und warf dabei einen Seitenblick auf Lukaschka. Dieser hatte inzwischen aus der Tasche seines schwarzen Beschlüßes ein Päckchen mit Naschwerk und Melonenkernen hervorgeholt.

»Das geb' ich euch allen zum besten,« sagte er, reichte das Päckchen Ustenjka hin und sah lächelnd Marianka an.

Wieder malte sich Verlegenheit auf dem Gesichte des Mädchens. Über ihre schönen Augen legte sich ein Nebel, und während sie das Kopftuch bis unter die Lippen herabfallen ließ, preßte sie plötzlich ihren Kopf gegen das weiße Gesichtchen des Kindes, das die Münzen krampfhaft festhielt, und begann es leidenschaftlich zu küssen. Das Kleine stemmte sich mit den Händchen gegen die hohe Brust des Mädchens, und lautes Schreien erscholl aus seinem zahnlosen Mündchen.

»Was würgst du mir denn den Kleinen so?« sagte die Mutter des Kindes, nahm es ihr

fort und öffnete ihren Beschemet, um ihm die Brust zu reichen. »Solltest lieber den Burschen da begrüßen.«

»Ich will nur mein Pferd besorgen, dann komme ich mit Nasarka her – wollen die ganze Nacht lustig sein!« sagte Lukaschka, schlug mit der Peitsche nach dem Gaul und ritt von den Mädchen fort. –

Er lenkte mit Nasarka in eine Seitengasse ein, und sie ritten auf zwei nebeneinander stehende Häuser zu.

»Da wären wir, Bruder – komm nur recht bald zurück!« rief Lukaschka dem Kameraden zu, stieg vor einem der beiden Höfe ab und führte sein Pferd vorsichtig durch das Tor in der Hecke.

»Sei begrüßt, Stepka!« sagte er zu der Stummen, die, gleichfalls festlich gekleidet, von der Straße kam, um das Pferd in Empfang zu nehmen. Er gab ihr durch Zeichen zu verstehen, sie solle dem Pferde Heu geben und es nicht absatteln. Die

Stumme ließ einen dumpfen Laut hören, schmalzte, nach dem Pferde zeigend, mit der Zunge und küßte es auf die Nase. Sie wollte damit andeuten, daß sie das Pferd liebe, und daß es ein schönes Pferd sei.

»Sei begrüßt, Mütterchen! Bist du denn noch nicht auf der Straße gewesen?« rief Lukaschka seiner Mutter zu, während er, das Gewehr festhaltend, die Freitreppe hinaufstieg.

Die Mutter öffnete ihm die Tür.

»Sieh doch, das hätte ich nicht geahnt noch erwartet!« sprach die Alte. »Kirka meinte doch, du würdest nicht kommen!«

»Geh, Mutter, und bring Wein. Nasarka kommt gleich her, wir wollen den Festtag feiern.«

»Gleich, Lukaschka, gleich,« antwortete die Alte. »Unsere Weiber vergnügen sich draußen. Auch unsere Stumme ist, glaub' ich, hingegangen.«

Sie nahm die Schlüssel und ging rasch nach der Milchammer.

Nachdem Nasarka sein Pferd untergebracht und sein Gewehr abgelegt hatte, begab er sich zu Lukaschka zurück.

37.

»Dein Wohl!« sagte Lukaschka, während er die mit Rotwein gefüllte Schale aus den Händen der Mutter nahm und, vorsichtig den Kopf neigend, an die Lippen führte.

»Das ist eine schöne Geschichte,« sagte Nasarka. »Großvater Burlak scheint alles zu wissen: ›Hast du viele Pferde gestohlen?‹ sagte er.«

»Der alte Hexenmeister!« antwortete Lukaschka kurz. »Doch was tut's?« fügte er mit einer lebhaften Kopfbewegung hinzu. »Sie sind schon über den Fluß, nun sucht sie euch!«

»Es hat doch sein Bedenken!«

»Was für ein Bedenken? Bringt ihm nur Rotwein, dann findet er's schon in der Ordnung, dann hat's weiter nichts auf sich. Jetzt laßt uns lustig sein, trinkt!« rief Lukaschka in demselben Tone, in dem der

alte Jeroschka dieses Wort auszusprechen pflegte. »Wir wollen auf die Straße gehen, uns mit den Mädchen belustigen. Geh, kauf Honig, oder ich kann auch die Stumme schicken. Bis zum frühen Morgen wollen wir zechen!«

Nasarka lächelte.

»Wie lange wollen wir denn bleiben?« fragte er.

»Frag' nicht, laß uns lustig sein! Hol' Branntwein – da hast du Geld!«

Nasarka lief folgsam zur Jamka hin.

Onkel Jeroschka und Jerguschow hatten, als richtige Raubvögel, schon herausgewittert, wo etwas zu holen war, und betraten jetzt nacheinander, beide schon betrunken, Lukaschkas Haus.

»Noch einen halben Eimer!« rief Lukaschka seiner Mutter zu und gab damit Antwort auf den Gruß der beiden.

»Nun sag' mal, du Teufelskerl, wo hast du sie eigentlich gestohlen?« rief Onkel Jeroschka laut. »Bist doch ein ganzer Kerl! Ich liebe dich!«

»Eine schöne Liebe!« antwortete Lukaschka lachend. »Trägst den Mädchen Naschwerk von den Junkern zu! Schämen solltest du dich, Alter!«

»Das ist nicht wahr, nicht wahr! Wie kannst du nur so reden, Marka!« Der Alte lachte laut auf. »Wie hat er mich gebeten, der Halunke – ›geh, Alter,‹ sagte er, ›führ' sie mir zu!‹ Eine Flinte wollte er mir schenken. ›Nein,‹ sagte ich, ›Gott verzeih dir die Sünde!‹ Ich hätt's ja mit Leichtigkeit tun können, aber du tust mir eben leid, Marka ... Na, erzähl' also, wo du überall gewesen bist!« Und er begann, auf tatarisch weiterzusprechen.

Lukaschka antwortete gewandt in derselben Sprache.

Jerguschow, der nur wenig Tatarisch verstand, warf ab und zu ein paar russische Worte ein.

»Ich sage: er hat Pferde weggetrieben, ich weiß es bestimmt!« sagte er in bestätigendem Tone.

»Wir ritten also mit Girejka hin,« erzählte Lukaschka, der sich einen besonders flotten Anstrich geben wollte, indem er seinen Freund Girej-Chan kurz Girejka nannte. »Wie ich zu ihm über'n Fluß kam, hat er mächtig groß getan, er kenne die ganze Steppe und werde mich auf geradem Wege hinführen. Wie wir dann aber losritten und die dunkle Nacht hereinbrach, da verirrte sich mein Girejka, wurde unsicher und wußte nicht ein noch aus. Er konnte den Aul nicht finden – prost Mahlzeit! Wir waren, schien es, zu weit nach rechts abgekommen. Fast bis gegen Mitternacht suchten wir, da hörten wir zum Glück die Hunde bellen.«

»Ihr Dummköpfe!« sagte Onkel Jeroschka.
»Auch wir hatten uns mal so zur Nachtzeit in der Steppe verirrt. Der Teufel soll sich da manchmal zurecht finden! Ich ritt dann einfach auf einen Hügel und begann nach Art der Wölfe zu heulen, so ungefähr ...« Er legte die Hände vor dem Munde zusammen und stieß einen Laut aus, der so klang, als wenn ein ganzes Rudel Wölfe heulte. »Im Nu gaben die Hunde Antwort ... Na, erzähl' weiter, ihr habt also gefunden, was ihr suchtet?«

»Ja. Wir legten ihnen rasch die Halftern an. Den armen Nasarka hätten um ein Haar die Weiber der Nogajer gefangen.«

»Wieso denn gefangen?« sagte Nasarka, der inzwischen wieder zurückgekehrt war, in verlegenem Tone.

»Wir ritten davon, und wieder verirrte sich Girejka, hätte uns beinahe tief in die Sanddünen geführt. Immerfort behauptete er, wir ritten dem Terek zu, und dabei entfernten wir uns immer weiter von ihm!«

»Hättest dich nach den Sternen richten sollen,« sagte Onkel Jeroschka.

»Das mein' ich auch,« pflichtete Jerguschow ihm bei.

»Wie sollt' ich das anfangen, da doch der Himmel bedeckt war? Ich hatte meine Qual, sag' ich euch! Ich hatte eine Stute gefangen und an die Halfter genommen, mein Pferd aber hatte ich frei gehen lassen: es wird uns schon richtig führen, dachte ich. Na, und was meinst du? Es schnaubt und schnaubt, und hält die Nase an die Erde; dann trabt er los und führt uns geradeaus hierher, nach dem Dorfe. Ein Glück war's, denn es hatte schon zu tagen begonnen; wir hatten gerade noch Zeit, die Pferde im Walde zu verstecken. Später kam dann Nagim von jenseits des Flusses und hat sie mitgenommen.«

Jerguschow nickte mit dem Kopfe. »Sehr geschickt habt ihr das gemacht!« sagte er. »Wieviel waren es denn?«

»Was fragst du? Hier sind sie alle,« sagte Lukaschka und klopfte sich auf die Tasche.

In diesem Augenblick trat die Alte ins Zimmer. Lukaschka hielt in seiner Rede inne.

»Immer trinkt!« rief er den Gästen zu.

»So bin ich auch mal mit Girtschik ganz spät ausgeritten ...« begann Jeroschka zu erzählen.

»Na, laß nur das Erzählen – wirst ja doch nicht fertig damit,« sagte Lukaschka. »Ich will jetzt lieber gehen.«

Er trank den Rest des Weines aus der großen Schale, zog den Riemen seines Gürtels fester an und ging auf die Straße hinaus.

38.

Es war bereits dunkel, als Lukashka auf die Straße kam. Die Herbstnacht war frisch und windstill. Der goldene Vollmond stieg hinter den schwarzen Pappeln herauf, die an der einen Seite des Platzes emporragten. Aus den Schornsteinen der Milchkammern stieg der Rauch empor, floß mit dem Nebel zusammen und breitete sich über das Dorf hin. In den Fenstern brannte hier und da Licht. Der Geruch des getrockneten Kuhdüngers, der Trebern und des rauchigen Nebels erfüllte die Luft. Gespräche, Lieder, Lachen und das Knacken der Kürbiskerne ließ sich durcheinander, deutlicher als am Tage, vernehmen. Weiße Tücher und Kosakenmützen schimmerten im Dunkeln aus den Gruppen, die an den Zäunen und Häusern umherstanden.

Auf dem Platze, gegenüber der offenstehenden, hell erleuchteten Ladentür, drängte sich ein Haufe von Kosaken und

Mädchen, die einen dunkel, die andern hell
gekleidet, und man vernahm lauten Gesang,
Gelächter und Schwatzen. Die Mädchen
faßten sich bei den Händen, drehten sich im
Kreise und schwebten leicht über den
staubigen Platz dahin. Ein hageres
Mädchen, die Häßlichste von allen, stimmte
ein Lied an:

»Aus dem Wald, dem tiefen, dunklen Wald

—

— Hört, ihr Leute!

Aus dem Hain, dem hellen grünen Hain

Kamen hergegangen Burschen zwei,

Schmucke Burschen, beide unbeweibt,

Kamen her und blieben beide stehn.

Trat ein Mädchen, schön und hold zu
schaun,

Zu den wackern Burschen hin und spricht:

›Einer von euch beiden soll mich frein!‹

Und dem einen ward zueigen sie,

Ihm, dem schmucken Burschen weiß und
blond,

Und er nimmt sie bei der rechten Hand,

Führt sie hin in der Genossen Kreis,

Rühmt sich stolz: Ihr wackern Brüder mein,
Seht die Holde, die ich mir gefreit!«

Die alten Frauen stehen rings umher und lauschen den Liedern. Die kleinen Knaben und Mädchen jagen in der Dunkelheit im Kreise herum und haschen einander. Die Kosaken stehen da, necken die vorübergehenden Mädchen, durchbrechen zuweilen den Kreis der Reigentänzerinnen und treten mitten hinein. Im Schatten neben der Ladentür stehen Bjelezki und Olenin in Tscherkessenröcken und Fellmützen und unterhalten sich leise, doch so, daß man sie hören kann; sie sprechen nicht im Kosakendialekt, und sie fühlen, daß sie Aufmerksamkeit erregen. Die runde, kleine Ustenjka im roten Beschmet und die stattliche Marianka im neuen Hemd und Beschmet schreiten nebeneinander im Reigen daher. Olenin und Bjelezki überlegen, wie sie wohl die beiden Mädchen von den übrigen Tänzerinnen trennen könnten. Bjelezki ist der Meinung, Olenin habe es nur auf einigen Zeitvertreib abgesehen, während Olenin in Wirklichkeit

die Entscheidung seines Schicksals erwartet. Um jeden Preis wollte er noch an diesem Abend mit Marianka unter vier Augen sprechen, wollte ihr alles sagen und sie fragen, ob sie sein Weib werden könne und wolle. Ob schon er die Frage eigentlich längst in verneinendem Sinne entschieden wähnte, hoffte er doch, daß er Kraft genug besitzen werde, um ihr alles zu sagen, was er fühlte, und daß sie ihn verstehen werde.

»Warum haben Sie mir nicht früher gesagt, daß Sie sie sprechen wollen?« sagte Bjalezki. »Ich hätte Ihnen durch Ustenjka Gelegenheit dazu verschafft. Sie sind doch wirklich sonderbar!«

»Was soll ich tun? Irgend einmal, vielleicht sehr bald, werde ich Ihnen alles sagen. Jetzt richten Sie es nur auf alle Fälle so ein, daß sie mit zu Ustenjka kommt.«

»Gut, das ist alles leicht gemacht ...« sagte Bjelezki und sprach dann, auf das Lied anspielend, zu Marianka: »Wie steht's, Marianka – wirst du dich dem schmucken

weißen Burschen zu eigen geben oder dem Lukaschka?«

Ohne ihre Antwort abzuwarten, trat er auf Ustenjka zu und bat sie, doch Marianka mitzubringen. Noch hatte er nicht ausgedet, als die Vorsängerin ein neues Lied anstimmte, und die Mädchen einen neuen Reigen begannen. Sie sangen:

»Durch das Dorf von ungefähr
Kommt ein junger Bursch daher,
Geht die Gass' hinab, hinauf,
Schaut zu Liebchens Fenster auf.
Steht so bang und schwenkt den Hut:
»Bist mir, Liebchen, nicht mehr gut?
Harrst im Garten nicht mehr mein,
Willst die Meine nicht mehr sein?
Sieh, bald send' ich Boten dir,
Die dich sollen freien mir!
Bist du mein erst, holde Maid,
Ist vorüber alles Leid.
Doch nun komm und tröst' mich schnell,
Sei im Garten flink zur Stell'!«
Und es spricht das Mägdelein:
»Gleich im Garten werd' ich sein!«

Hei, wie da mein Bursche sprang,
Nicht mehr war ums Herz ihm bang:
»Sei gegrüßt, mein holdes Kind,
Nimm zum Dank als Angebind
Dieses Tüchlein, zart und fein,
Schmück' damit dich, Liebchen mein!
Und zum Danke, lieber Schatz,
Schenk' mir einen süßen Schmatz!
Ach, mein Schatz, was gab' ich drum,
Könnst' ich dich nur um und um
Schmücken stets und putzen fein –
Solltest mir die Schönste sein!
Einen feinen Seidenschal
Bring' ich dir das nächstemal,
Leg' ihn um die Schultern dir,
Nehm' zum Dank fünf Küsse mir!«

Lukaschka und Nasarka hatten die
Reigenkette durchbrochen und schritten
zwischen den Mädchen auf und ab.
Lukaschka begleitete den Gesang kräftig in
der zweiten Stimme und bewegte sich unter
lebhaftem Armschwenken in der Mitte des
Reigens. »Na, wie steht's? Kommt denn
keine heraus?« sagte er. Die Mädchen
schoben Marianka vor, sie wollte jedoch

nicht heraustreten. Helles Lachen, Püffe, Küsse, Geflüster ertönten mitten in den Gesang hinein.

Als Lukaschka an Olenin vorüberkam, nickte er ihm freundschaftlich zu.

»Na, Mitrij Andreïtsch, bist du auch gekommen, um zuzusehen?« sagte er.

»Ja,« antwortete Olenin bestimmt und trocken.

Bjelezki neigte sich zu Ustenjka hinab und sagte ihr etwas ins Ohr. Sie wollte erwidern, hatte jedoch nicht mehr die Zeit dazu. Als sie dann aber zum zweitenmal im Reigen vorüberzog, sagte sie:

»Gut, wir kommen.«

»Kommt auch Marianka?«

Olenin neigte sich zu Marianka vor. »Wirst du kommen?« fragte er. »Komm, bitte, wenigstens für einen Augenblick! Ich muß mit dir reden.«

»Wenn die andern Mädchen kommen,
komme ich auch,« sagte sie.

»Wirst du mir meine Frage beantworten?«
sagte er, sich zu ihr hinabbeugend. »Du bist
heute so fröhlich!«

Sie entfernte sich bereits von ihm, und er
folgte ihr.

»Wirst du mir Antwort geben?«

»Was für eine Antwort?«

»Nun, auf die Frage, die ich vorgestern
stellte,« sagte Olenin, während er sich zu
ihrem Ohr niederbeugte. »Ob du mich
heiraten willst?«

Marianka überlegte.

»Ich werde es dir sagen,« antwortete sie.
»Heute noch sage ich es dir.«

Und in der Dunkelheit strahlten ihre Augen
ihn heiter und freundlich an.

Er ging ihr immer noch nach. Es war ihm so freudig zumute, wenn er sich recht nahe zu ihr vorneigen konnte. Doch nun trat Lukaschka, der immer noch mitsang, auf sie zu, faßte sie kräftig an der Hand und zog sie aus dem Reigen in die Mitte. Olenin hatte gerade noch Zeit, ihr zuzuflüstern: »Komm nur ja zur Ustenjka!« – Dann ging er zu seinem Kameraden zurück. Das Lied war zu Ende. Lukaschka wischte sich die Lippen, Marianka gleichfalls, und sie küßten sich. »Nein, wenigstens fünf Küsse will ich haben,« sagte Lukaschka. Lautes Plaudern, Lachen und Hinundherlaufen trat an Stelle der rhythmischen Klänge des Reigens. Lukaschka, der schon stark getrunken zu haben schien, verteilte Naschwerk unter die Mädchen.

»Ihr sollt alle etwas haben,« sagte er mit komisch-stolzer Selbstzufriedenheit. »Die aber mit den Soldaten lustig sein wollen, mögen aus dem Reigen treten,« fügte er plötzlich mit einem feindseligen Blicke auf Olenin hinzu.

Die Mädchen nahmen ihm die Näschereien weg und stritten sich lachend darum.
Bjelezki und Olenin gingen auf die Seite.

Lukaschka, der sich seiner Freigebigkeit ein wenig zu schämen schien, nahm die Fellmütze ab und trocknete sich die Stirn mit dem Ärmel, worauf er zu Marianka und Ustenjka hintrat.

»Bist mir, Liebchen, nicht mehr gut?«
wiederholte er, zu Marianka gewandt, die Worte des soeben gesungenen Liedes.
»Willst die Meine nicht mehr sein? – Und doch sollst du es werden!« fügte er, die beiden Mädchen umarmend, hinzu.

Ustenjka riß sich von ihm los, holte mit der Hand aus und schlug ihn so kräftig auf den Rücken, daß ihr die Hand weh tat.

»Wie steht's, werdet ihr noch einen Reigen tanzen?« fragte er.

»Wie die Mädchen wollen,« antwortete Ustenjka. »Ich gehe nach Hause, und

Marianka wollte zu uns kommen.«

Der Kosak, der Marianka immer noch umschlungen hielt, führte sie von den übrigen hinweg zu einer dunklen Hausecke.

»Geh nicht hin, Maschenka,« sagte er, »laß uns noch ein letztes Mal vergnügt sein. Geh nach Hause, ich komme zu dir.«

»Was soll ich zu Hause machen? Dafür ist doch heut Feiertag, daß man lustig ist! Ich gehe zu Ustenjka,« sagte Marianka.

»Ich heirate dich ja doch!«

»Schon gut,« sagte Marianka, »wir werden ja sehen.«

»Wirst du also kommen?« sagte Lukaschka ernst, während er sie an sich drückte und auf die Wange küßte.

»Ach, laß mich doch! Was bist du denn so zudringlich?« sagte Marianka, machte sich von ihm los und wollte sich entfernen.

»O, Mädchen ... das gibt nichts Gutes!«
sagte Lukaschka vorwurfsvoll, während er
kopfschüttelnd dastand. Dann wandte er
sich von ihr ab und schrie laut den übrigen
Mädchen zu: »So singt doch, seid nicht
faul!«

Marianka schien über seine Worte zugleich
erschrocken und aufgebracht. Sie blieb
stehen und rief ihm zu: »Warum gibt's
nichts Gutes?«

»Na, darum!«

»Was hab' ich dir getan?«

»Du hältst es mit dem Soldaten, mit eurem
Mieter, und liebst mich darum nicht mehr.«

»Es paßt mir eben so, dich nicht zu lieben!
Du bist doch nicht mein Vater noch meine
Mutter! Was willst du denn? Ich liebe, wen
ich lieben will.«

»So, so!« sagte Lukaschka. »Das will ich
mir merken!« Er ging nach dem Laden zu.

»Heda, ihr Mädchen,« rief er, »was steht ihr da herum? Singt noch einen Reigen!
Nasarka, lauf rasch, hol' Rotwein!«

»Was meinen Sie, werden sie kommen?«
fragte Olenin den Kameraden.

»Ja, sie werden gleich da sein,« antwortete
Bjelezki. »Kommen Sie, wir wollen die
Vorbereitungen zum Ball treffen.«

39.

Spät in der Nacht erst trat Olenin hinter Marianka und Ustenjka aus Bjelezkis Hause. Das weiße Kopftuch des Mädchens schimmerte auf der dunklen Straße. Der goldhelle Mond senkte sich nieder zur Steppe. Silberner Nebel lag über dem Dorfe, alles war still, nirgends war Licht zu sehen; nur die Schritte der sich entfernenden Mädchen vernahm man. Olenins Herz klopfte heftig. Sein glühendes Gesicht ward von der feuchten Nachtluft erfrischt. Er blickte zum Himmel auf und sah nach dem Hause zurück, das er eben verlassen: auch dort war das Licht erloschen, und er spähte wieder nach dem Schatten der davonschreitenden Mädchen. Das weiße Tuch verschwand im Nebel. Es war ihm furchtbar, allein zurückbleiben zu müssen. Er war so glücklich gewesen! Er sprang von der Freitreppe hinab und lief den Mädchen nach.

»Was fällt dir ein? Man wird uns noch sehen!« sagte Ustenjka.

»Was tut's denn?«

Olenin eilte auf Marianka zu und umarmte sie.

Marianka wehrte sich nicht.

»Habt ihr euch noch nicht sattgeküßt?« sagte Ustenjka. »Wenn du sie geheiratet hast, dann küsse sie, jetzt warte noch damit.«

»Leb' wohl, Marianka. Morgen komme ich zu deinem Vater und sage ihm alles selbst. Sprich nicht davon!«

»Was sollt' ich auch davon sprechen?« versetzte Marianka.

Die beiden Mädchen eilten rasch davon. Olenin ging allein weiter und rief sich alles, was geschehen war, ins Gedächtnis zurück. Er hatte den ganzen Abend mit ihr allein in der Ofenecke verbracht. Ustenjka war nicht

einen Augenblick aus dem Zimmer gegangen und hatte mit den andern Mädchen und Bjelezki ihre Späße getrieben. Olenin hatte mit Marianka geflüstert.

»Wirst du mich heiraten?« hatte er gefragt.

»Du wirst mich betrügen, wirst mich nicht nehmen,« hatte sie heiter und ruhig geantwortet.

»Liebst du mich denn auch? Sprich, um Gottes willen!«

»Warum soll ich dich nicht lieben? Du bist doch kein Krüppel!« hatte sie lachend geantwortet und dabei mit ihren braunen Händen seine Hände gedrückt. »Was für Hände du hast – so weiß, so weiß, und so weich wie Quarkkäse,« hatte sie gesagt.

»Ich scherze nicht. Sag' mir: wirst du mich heiraten?«

»Warum soll ich dich nicht heiraten, wenn mein Vater mich dir gibt?«

»Glaub' mir's: ich verliere den Verstand, wenn du mich täuschst. Morgen sage ich es deinen Eltern und halte um dich an.«

Marianka hatte plötzlich laut aufgelacht.

»Was ist denn?«

»Nichts weiter, es ist mir so zum Lachen.«

»Ich spreche die Wahrheit: ich kaufe einen Garten, und ein Haus, und ich lasse mich unter die Kosaken aufnehmen ...«

»Daß du mir aber keine andern Weiber liebst! Das leide ich nicht!«

Olenin wiederholte sich in Gedanken alle diese Worte und schwelgte in Entzücken. Zuweilen durchzuckte es ihn schmerzlich bei diesen Erinnerungen, doch schon im nächsten Augenblick benahm ihm ein jähes Glücksgefühl wieder den Atem. Schmerz bereitete es ihm, daß sie, wenn er mit ihr

sprach, immer ganz so ruhig blieb wie sonst. Die neue Lage der Dinge schien sie durchaus nicht besonders zu erregen. Sie traute ihm anscheinend noch nicht und dachte noch gar nicht an die Zukunft. Er hatte den Eindruck, als liebe sie ihn nur jetzt, für den Augenblick, als gebe es für sie keine Zukunft an seiner Seite. Glückliche aber fühlte er sich, weil alles, was sie sagte, ihm wahr erschien, und weil sie eingewilligt hatte, die Seine zu werden. »Ja,« sagte er sich – »dann erst werden wir einander verstehen, wenn sie ganz mein geworden ist. Eine solche Liebe bedarf nicht der Worte, sie verlangt ein Leben, ein ganzes Leben. Morgen wird alles sich klären. Ich kann nicht länger so weiterleben. Morgen sage ich alles ihrem Vater, und Bjelezki, und dem ganzen Dorfe ...«

Lukaschka hatte, nach zwei schlaflos verbrachten Nächten, zu Ehren des Feiertags so viel getrunken, daß er zum erstenmal in seinem Leben auf den Beinen

schwankte. Die ganze Nacht brachte er in Jamkas Schenke zu.

40.

Am Tage darauf erwachte Olenin früher als sonst, und gleich im ersten Augenblick des Erwachens kam ihm der Gedanke an das, was ihm bevorstand. Er erinnerte sich freudig an Mariankas Küsse, an den Druck ihrer kleinen rauhen Hände und an ihre Worte: »Wie weiß sind deine Hände!« Er sprang aus seinem Bett und wollte sogleich zu den Wirtsleuten gehen und um Mariankas Hand anhalten. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es schien Olenin, als herrsche draußen auf der Straße ein ungewohnt lebhaftes Treiben: Leute gingen und ritten hin und her und redeten miteinander. Olenin warf die Tscherkeska um und ging rasch auf die Freitreppe hinaus. Die Wirtsleute waren noch nicht aufgestanden. Fünf Kosaken kamen eben angeritten und unterhielten sich laut über irgend etwas. Allen voran ritt Lukaschka auf seinem kräftig gebauten Kabardiner. Die Kosaken sprachen und schrien

durcheinander, es war nicht zu verstehen,
wovon sie sprachen.

»Wir wollen zum oberen Tor hinausreiten!«
rief der eine.

»Rasch gesattelt und flink hinter ihnen
her!« sprach ein anderer.

»Vom andern Tore aus haben wir's näher.«

»Was schwatzt ihr da,« rief Lukaschka laut
– »durchs mittlere Tor müssen wir reiten!«

»Ganz recht, von da ist's am nächsten,«
sagte einer der Kosaken, der ganz mit Staub
bedeckt war und auf einem
schweißtriefenden Gaule saß. Lukaschkas
Gesicht war noch vom gestrigen Gelage
ganz rot und gedunsen; die Fellmütze hatte
er in den Nacken geschoben. Er sprach in
befehlendem Tone, als sei er der
Vorgesetzte der andern.

»Was ist denn los? Wohin geht's denn?«
fragte Olenin, der gern die Aufmerksamkeit

der Kosaken auf sich gelenkt hätte.

»Abreken wollen wir fangen, sie haben sich in den Dünen versteckt. Wir reiten eben hin, sind aber noch zu wenige.«

Laut rufend ritten sie die Straßen entlang, und immer neue Kameraden stießen zu ihnen. Olenin sagte sich, es würde einen schlechten Eindruck machen, wenn er sich ihnen nicht anschlosse – er konnte es ja so einrichten, daß er bald wieder zurück war. Er zog sich also an, lud sein Gewehr mit Kugeln, bestieg sein Pferd, das Wanjuscha in aller Eile gesattelt hatte, und holte die Kosaken am Ausgang des Dorfes ein. Sie waren abgestiegen, hatten sich im Kreise aufgestellt und waren eben dabei, aus einem rasch herbeigeholten Fäßchen Rotwein in eine hölzerne Schale zu gießen und auf das Gelingen ihres Unternehmens zu trinken. Unter ihnen befand sich auch ein geckenhafter junger Fähnrich, der zufällig im Dorfe weilte und das Kommando über die neun Mann, die sich zusammengefunden hatten, übernehmen

wollte. Aber obschon der Fähnrich sich redlich bemühte, die Miene eines Vorgesetzten aufzustecken, die Kosaken hörten doch alle nur auf Lukaschka, der gleich ihnen ein Gemeiner war. Olenin schenkten sie gar keine Beachtung. Als alle wieder aufgesessen waren und weiterritten, kam Olenin an den Fähnrich heran und fragte ihn, um was es sich eigentlich handle. Der Fähnrich, der sonst sehr leutselig war, ließ Olenin diesmal seine ganze Überlegenheit fühlen, und nur mit Mühe bekam Olenin heraus, was eigentlich vorlag. Eine Patrouille, die auf die Suche nach Abreken ausgeschickt worden war, hatte etwa acht Werst vom Dorf in den Dünen eine Anzahl Bergbewohner aufgestöbert. Die Abreken hatten sich in einer Grube festgesetzt, von der aus sie die Kosaken beschossen, und hatten erklärt, sich nicht lebend zu übergeben. Der Unteroffizier, der mit zwei Kosaken die Patrouille gebildet hatte, war mit einem der Kosaken zur Beobachtung der Abreken in den Dünen geblieben, während er den

zweiten Kosaken ins Dorf nach Hilfe geschickt hatte.

Die Sonne kam eben am Horizont empor. Kaum drei Werst vom Dorfe waren die Reiter schon mitten in der Steppe. Man sah nichts als die einförmige, dürre, traurige Ebene; nur die Spuren des Viehes im Sande, da und dort etwas welches Gras oder niedriges Schilf in den Senkungen, wenige kaum erkennbare Fußwege und ganz fern am Horizont ein paar nogajische Hirtenzelte – das war alles, was dem Blick begegnete. Der Mangel an Schatten und der rauhe Charakter der Landschaft wirkten niederdrückend auf den Beschauer. Die Sonne geht in der Steppe stets rot auf und unter. Wenn der Wind weht, trägt er ganze Sandberge von einer Stelle zur andern. Ist es still, wie an jenem Morgen, so macht die durch keine Bewegung, keinen Laut unterbrochene Ruhe einen ganz besonders tiefen Eindruck. Ein mattes, trübes Licht lag an diesem Morgen über der Steppe, obschon die Sonne am Himmel stand; eine seltsam weiche Stimmung war über die

Landschaft gebreitet. Kein Lüftchen regte sich; nur der Tritt der Pferde und ihr Schnauben ließ sich vernehmen, und auch diese Laute blieben schwach und erstarben sogleich wieder.

Die Kosaken ritten zumeist schweigend dahin. Seine Waffen trägt der Kosak immer so, daß sie nicht klirren oder klappern. Klappernde Waffen gelten bei den Kosaken als ein Beweis schmähhlicher Schlaffheit. Zwei Kosaken aus dem Dorfe hatten die Schar noch unterwegs eingeholt und wechselten in der Eile zwei, drei Worte mit den andern. Lukaschkas Pferd kam ins Straucheln, es war, hastig vorschießend, mit einem Hufe im Grase hängen geblieben. Das gilt bei den Kosaken als ein böses Vorzeichen. Die andern sahen sich um und wandten sich gleich wieder ab – sie stellten sich, als schenkten sie dem Vorfall, der doch im gegenwärtigen Augenblick besonders wichtig schien, weiter keine Aufmerksamkeit. Lukaschka zog die Zügel an, runzelte finster die Brauen, biß die Zähne aufeinander und schwang die

Peitsche über seinem Kopfe. Sein trefflicher Kabardiner begann plötzlich auf allen vier Beinen zu trippeln, als wisse er nicht, welches er zuerst vorsetzen solle, und als würde er am liebsten in die Luft entschweben. Aber Lukaschka versetzte ihm einen Peitschenhieb gegen die feisten Flanken, dann noch einen zweiten und dritten, und der Kabardiner setzte sich zähnefletschend und prustend, mit wehendem Schweife, auf die Hinterbeine und tänzelte so ein paar Schritte von dem Kosakentrupp ab.

»Ein prächtiges Tier!« sagte der Fähnrich.

Daß er »Tier« und nicht »Pferd« sagte, sollte ein besonderes Lob für das Pferd sein.

»Ein Pferd wie ein Löwe,« stimmte einer der älteren Kosaken ihm bei.

Die Kosaken ritten schweigend daher, bald im Schritt, bald im Trab, und nur dieser eine Vorfall unterbrach für einen

Augenblick die Ruhe und Gemessenheit ihres Vormarsches.

In der ganzen Steppe hatten sie, auf einer Strecke von acht Werst, nichts Lebendes angetroffen, nur ein auf einen Wagen gestelltes nogajisches Zelt bewegte sich etwa eine Werst von ihnen langsam vorwärts. Es gehörte einem Nogajer, der mit Kind und Kegel von einem Weideplatz zum andern zog. Dann begegneten sie noch in einer Vertiefung zwei zerlumpten Nogajerinnen mit knochigen Gesichtern, die in die Körbe auf ihrem Rücken den Dünger des in der Steppe weidenden Viehes sammelten, um ihn zu Heizzwecken zu verwenden. Der Fähnrich, der den kumykischen Dialekt nur schlecht beherrschte, begann die Nogajerinnen über irgend etwas auszufragen; sie verstanden ihn jedoch nicht und sahen sich gegenseitig ängstlich an.

Lukaschka ritt heran, hielt sein Pferd an und rief ihnen rasch den üblichen Gruß zu. Die Nogajerinnen waren sichtlich erfreut

und unterhielten sich ganz unbefangen mit ihm wie mit einem Landsmann.

»Ai, ai, kop Abrek!« sagten sie in klagendem Tone und zeigten mit den Händen nach der Richtung, nach der die Kosaken ritten. Olenin entnahm ihrer Rede, daß dort »viele Abreken« seien.

Olenin hatte derlei Dinge nie miterlebt und kannte sie nur aus den Erzählungen Onkel Jeroschkas; er wollte daher jetzt hinter den Kosaken nicht zurückbleiben und alles selbst sehen. Er hatte seine Freude am Anblick der Kosaken, hielt die Augen offen, hörte alles und machte seine Beobachtungen. Er hatte seinen Säbel und das geladene Gewehr mitgenommen, als er jedoch merkte, daß die Kosaken sich von ihm fernhielten, beschloß er, an der Aktion weiter keinen Anteil zu nehmen. Seine Tapferkeit hatte er ja, wie er meinte, bereits im Felde bewiesen.

Plötzlich fiel in der Ferne ein Schuß.

Der Fähnrich ward ganz aufgeregt und begann Anweisungen zu geben, wie die Kosaken sich verteilen, und von welcher Seite sie heranreiten sollten. Aber die Kosaken schenkten seinen Anweisungen kein Gehör, sondern richteten sich nur nach dem, was Lukaschka sagte, und hingen an ihm mit ihren Blicken. In Lukaschkas Miene wie in seiner ganzen Gestalt prägte sich überlegene Ruhe aus. In halbem Paßgang ritt er auf seinem Kabardiner rasch vorwärts, daß die im Schritt gehenden übrigen Pferde kaum folgen konnten, und spähte, die Lider halb schließend, in die Ferne.

»Dort kommt ein Reiter,« sagte er, sein Pferd in langsamere Gangart bringend und sich wieder in die Reihe der andern hineinschiebend.

Olenin sah sich die Augen aus dem Kopfe, konnte jedoch nichts erkennen. Die Kosaken unterschieden bald zwei Reiter und ritten in ruhigem Schritt gerade auf sie zu.

»Sind das Abreken?« fragte Olenin.

Die Kosaken gaben keine Antwort auf seine Frage, die in ihren Augen höchst töricht erschien. Die Abreken wären rechte Dummköpfe gewesen, wenn sie beritten auf diese Seite des Flusses gekommen wären.

»Da winkt uns schon Vater Rodka zu,« sagte Lukaschka und zeigte auf die beiden Reiter, die jetzt schon bestimmter zu erkennen waren. »Er ist uns entgegengeritten.«

Im nächsten Augenblick sah man deutlich, daß die beiden Reiter die von der Patrouille zurückgebliebenen Kosaken waren. Gleich darauf hatte der Unteroffizier Lukaschka erreicht.

41.

»Wo stecken sie?« fragte Lukaschka kurz.

In diesem Augenblick fiel in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten ein kurzer Schuß. Der Unteroffizier lächelte.

»Unser Gurka feuert auf sie!« sagte er und nickte mit dem Kopfe nach der Richtung, in der der Schuß gefallen war.

Sie ritten noch ein paar Schritte weiter und sahen den Kosaken Gurka, der hinter einem Sandhügel saß und sein Gewehr lud. Er wechselte aus Langerweile Schüsse mit den Abreken, die hinter einem andern Sandhügel saßen. Eine Kugel pfiff von dort herüber.

Der Fähnrich ward blaß und verwirrt. Lukaschka stieg vom Pferde, übergab es einem Kosaken und ging zu Gurka. Olenin folgte seinem Beispiel und schlich in gebückter Haltung hinter ihm her. Kaum

waren sie bei dem feuernden Kosaken
angelangt, als zwei Kugeln über ihren
Köpfen dahinpfffen. Lukaschka sah sich
lachend nach Olenin um und bückte sich.

»Sie werden dich noch totschießen,
Andreitsch,« sagte er. »Geh lieber fort, das
ist hier nichts für dich.«

Doch Olenin wollte unbedingt die Abreken
sehen.

Hinter einer Bodenerhöhung sah er in einer
Entfernung von etwa zweihundert Schritten
Mützen und Gewehre. Plötzlich stieg
drüben ein Rauchwölkchen auf, und wieder
pffff eine Kugel herüber. Die Abreken
saßen im Sumpfe hinter ihrem Hügel.
Olenin sah mit einer gewissen Verblüffung
nach der Stelle, an der sie saßen. Sie
unterschied sich in nichts von dem übrigen
Terrain, doch der Umstand, daß dort die
Abreken saßen, verlieh ihr einen eigenen
Charakter. Es schien Olenin, als müßten die
Abreken gerade dort und sonst nirgends

sitzen. Lukaschka ging zu seinem Pferde zurück, und Olenin folgte ihm.

»Wir müssen einen Heuwagen haben,« sagte Luka, »sonst schießen sie uns alle tot. Dort hinter dem Hügel steht ein nogajscher Wagen mit Heu.«

Der Fähnrich nahm Lukaschkas Worte zur Kenntnis, und der Unteroffizier stimmte ihnen zu. Der Heuwagen wurde herangebracht, und die Kosaken suchten, hinter ihm versteckt, das Heu zu ihrer Deckung zu verwenden. Olenin ritt nach einem Hügel, von dem er alles übersehen konnte. Der Heuwagen setzte sich in Bewegung; die Kosaken hielten sich dicht dahinter und rückten so vor. Die Tschetschenzen, neun Mann an der Zahl, saßen dicht nebeneinander in einer Reihe, ohne zu schießen.

Alles war still. Plötzlich ließen sich aus der Richtung, in der die Tschetschenzen saßen, die seltsamen Töne eines schwermütigen Liedes vernehmen, ähnlich dem »Ai-da–

la-laj« Onkel Jeroschkas. Die Tschetschenzen wußten, daß es für sie kein Entrinnen gab; um jeden Fluchtgedanken in sich zu unterdrücken, hatten sie sich mit Riemen Knie an Knie aneinander gebunden, hatten ihre Gewehre bereit gemacht und ihr Sterbelied angestimmt.

Immer näher kamen die Kosaken hinter der Heufuhre an die Abreken heran, und jeden Augenblick erwartete Olenin den Beginn des Feuerns; doch nur das schwermütige Lied der Abreken unterbrach die Stille. Plötzlich brach das Lied ab, ein kurzer Schuß ertönte, und die Kugel klatschte gegen die Wagenleiter. Man hörte das Schelten und Schreien der Tschetschenzen. Schuß auf Schuß folgte, und Kugel auf Kugel schlug in den Heuwagen ein. Die Kosaken, die nicht schossen, waren nicht mehr als fünf Schritte von den Abreken entfernt. Noch einen Augenblick – und die Kosaken stürzten mit lautem Kriegsgeschrei auf beiden Seiten des Wagens vor. Lukaschka war allen voran. Olenin hörte nur einige Schüsse, denen

lautes Schreien und Stöhnen folgte. Er glaubte Rauch und Blut zu sehen, und er ließ sein Pferd auf dem Hügel und eilte, ohne an sich selbst zu denken, zu den Kosaken hin. Er war starr vor Entsetzen: er konnte nichts unterscheiden, sondern begriff nur, daß alles zu Ende war. Bleich wie ein Linnen, hielt Lukaschka einen verwundeten Tschetschenzen an den Armen fest und schrie: »Tötet ihn nicht! Ich will ihn lebendig haben!« Es war jener Rothaarige, der Bruder des erschossenen Abreken, der damals die Leiche abgeholt hatte. Lukaschka band ihm die Hände zusammen. Doch plötzlich riß der Tschetschenze sich los und feuerte eine Pistole ab. Lukaschka brach zusammen, an seinem Unterleibe zeigte sich Blut. Er sprang auf, fiel jedoch wieder hin und begann auf russisch und tatarisch zu schimpfen. Immer reichlicher floß das Blut an seinem Körper herab und unter ihm hin. Die Kosaken traten heran und öffneten ihm den Gurt. Auch sein Kamerad Nasarka wollte zufassen, konnte jedoch lange den Säbel nicht in die Scheide stecken, immer

wieder stieß er daneben. Die Schneide des Säbels troff von Blut.

Die Tschetschenzen, rothaarig, mit gestutzten Schnurrbärten, lagen tot und verstümmelt da. Nur der eine, der auf Lukaschka geschossen hatte, lebte noch, obschon er ganz mit Wunden bedeckt war. Überströmt vom Blute, das sich aus einer Wunde unter dem rechten Auge über sein Gesicht ergoß, saß er, die Zähne fest zusammenpressend, bleich und finster da, blickte mit den rollenden großen Augen wie ein angeschossener Habicht wütend nach allen Seiten und hielt, noch immer an Verteidigung denkend, den Dolch in der Hand. Der Fähnrich näherte sich ihm, als wolle er um ihn herumgehen, und schoß mit einer raschen Bewegung seine Pistole in das Ohr des Verwundeten ab. Der Tschetschenze wollte sich auf ihn stürzen, doch war es zu spät – er fiel tot zu Boden.

Die Kosaken, die ganz außer Atem gekommen waren, schleppten die Toten auf die Seite und nahmen ihnen die Waffen ab.

Jeder dieser rothaarigen Tschetschenzen war ein Mensch, und jeder hatte seinen besonderen Gesichtsausdruck. Lukaschka wurde nach dem Wagen gebracht, er schimpfte noch immer auf russisch und tatarisch.

»Schwatz nicht, ich erwürge dich mit meinen Händen! Du sollst mir nicht entgehen, Kerl! Anna seni!« schrie er laut, doch verstummte er bald vor Schwäche.

Olenin ritt nach Hause. Am Abend wurde ihm gesagt, Lukaschka sei dem Tode nahe, doch habe ein Tatar von jenseits des Flusses sich erboten, ihn mit Kräutern zu heilen.

Die Leichen wurden nach dem Gemeindeamt gebracht. Weiber und Kinder eilten herbei, um sie zu betrachten.

Olenin kam in der Dämmerung nach Hause zurück und war noch ganz wirr im Kopfe von alledem, was er gesehen. Aber je näher die Nacht heranrückte, desto lebendiger wurden in ihm wieder die Erinnerungen des

gestrigen Festtages. Er sah durchs Fenster: Marianka ging, in der Wirtschaft aufräumend, vom Hause nach der Vorratskammer. Die Mutter war nach dem Weingarten gegangen, der Vater war auf dem Gemeindeamt. Olenin wartete nicht, bis Marianka mit ihrer Arbeit fertig war, sondern suchte sie auf. Sie war in der Wohnung und stand, den Rücken ihm zugekehrt, da. Olenin meinte, sie schäme sich.

»Marianka,« sagte er – »hör', Marianka: darf ich zu dir hereinkommen?«

Sie wandte sich plötzlich um: in ihren Augen standen kaum wahrnehmbare Tränen. Auf ihrem Gesichte lag ein Ausdruck der Trauer, der ihre Züge verschönte. Schweigend, voll Würde, sah sie auf Olenin.

»Marianka, ich bin gekommen ...« wiederholte dieser.

»Laß mich,« sagte sie. Ihr Gesicht veränderte sich nicht, doch stürzten ihr nun die Tränen aus den Augen.

»Was ist dir? Warum weinst du?«

»Warum ich weine?« wiederholte sie mit rauher, harter Stimme. »Kosaken sind getötet worden, darum weine ich!«

»Du meinst Lukaschka?« sagte Olenin.

»Geh! Was willst du noch?«

»Marianka!« sagte Olenin und trat näher auf sie zu.

»Geh, Abscheulicher!« schrie sie ihn an, stampfte mit dem Fuße auf und trat drohend auf ihn zu. Und soviel Abneigung, Verachtung und Zorn lag in ihrer Miene, daß Olenin plötzlich klar erkannte, er habe nichts mehr zu hoffen, und sein erster Eindruck, daß dieses Weib für ihn unnahbar sei, habe der Wahrheit entsprochen.

Olenin brachte kein Wort mehr über die Lippen und verließ rasch das Zimmer.

42.

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, lag er wohl zwei Stunden lang unbeweglich auf seinem Bett; dann begab er sich zum Kompagniechef und bat um seine Versetzung nach der ständigen Garnison des Truppenteils. Er nahm von niemand Abschied, ließ Wanjuscha mit den Wirtsleuten abrechnen und machte sich zur Abreise nach der Festung, in der das Regiment lag, fertig. Nur Onkel Jeroschka erschien, um ihm Lebewohl zu sagen. Sie tranken, tranken nochmals und abermals. Ganz so wie damals, bei seiner Abreise aus Moskau, stand der mit drei Pferden bespannte Postwagen vor der Haustür. Doch Olenin hielt nicht mehr, wie damals, Abrechnung mit sich selbst, und sagte sich auch nicht, daß alles, was er hier gedacht und getan hatte, nicht das Rechte gewesen sei. Er versprach sich kein neues Leben mehr. Er liebte Marianka mehr denn je und

wußte jetzt, daß sie ihn nie wiederlieben konnte.

»So leb' denn wohl, mein Vater,« sprach Onkel Jeroschka zu ihm. »Und mußt du einmal mit ins Feld, dann sei klug, denk' an das, was ich alter Mann dir jetzt sage. Bist du bei einem Überfall oder sonstwo dabei – ich bin ja ein alter Wolf und habe alles mit angesehen – wird irgendwo geschossen, dann halt' dich nicht zum großen Haufen, wo die vielen sind! Wenn ihr nämlich Angst kriegt, drängt ihr immer zum Haufen hin, weil ihr meint, da sei man besser aufgehoben. In Wirklichkeit ist es da weit schlimmer: auf den Haufen wird nämlich gezielt. Ich habe mich immer so weit wie möglich von den andern ferngehalten, bin auf eigne Faust losgegangen, und nicht ein einziges Mal hab' ich was abbekommen! Und was hab' ich dabei nicht alles erlebt und gesehen!«

»Du hast aber doch eine Kugel im Rücken sitzen,« sagte Wanjuscha, der im Zimmer mit dem Einpacken beschäftigt war.

»Ach, da haben die Kosaken Unsinn gemacht,« antwortete Jeroschka.

»Die Kosaken? Wieso denn?« fragte Olenin.

»Na, so! Wir zechten einmal, und da war auch Wanjka Ssitkin dabei, ein Kosak, der hatte schon schwer getrunken, und wie er losknallte, traf er mich mit der Pistole gerade hier an dieser Stelle.«

»Hat es dir wehgetan?« fragte Olenin weiter, und zu Wanjuscha gewandt, fügte er hinzu: »Bist du bald fertig?«

»Ach, warum eilst du denn so? Laß mich doch erst erzählen! ... Wie er also auf mich losknallt, prallt die Kugel vom Knochen ab und bleibt hier sitzen. Ich sage zu ihm: ›Du hast mich ja angeschossen, alter Freund! Was fällt dir denn ein? Das laß ich dir so nicht hingehen! Mußt einen Eimer Wein zum besten geben!««

»Hat es denn wehgetan?« fragte Olenin, der kaum auf die Erzählung geachtet hatte, abermals.

»So laß mich doch zu Ende erzählen. Er gab also seinen Eimer zum besten, und wir tranken ihn aus. Das Blut aber floß in einem fort. Die ganze Stube blutete ich voll. Großvater Burlak meinte: ›Der Junge stirbt uns ja weg! Gib noch ein Maß Süßen zum besten, sonst bringen wir dich vors Gericht!‹ Der Süße wurde gebracht, na, und da pichelten wir, pichelten wir ...«

»So sag' doch endlich: hat's dir wehgetan?« fragte Olenin von neuem.

»Ach was, wehgetan! Unterbrich mich nicht, ich liebe das nicht. Laß mich zu Ende erzählen. Wir pichelten und pichelten, bis zum hellen Morgen dauerte das Zechgelage, und dann schlief ich, ganz betrunken, auf dem Ofen ein. Wie ich am Morgen erwachte, konnte ich mich nicht geradestrecken.«

»Es tat wohl sehr weh?« wiederholte Olenin seine Frage, auf die er jetzt endlich Antwort zu erhalten hoffte.

»Sag' ich denn, daß es wehgetan hat? Wehgetan hat es nicht, aber geradestrecken konnt' ich mich nicht, am Gehen hat's mich gehindert.«

»Es ist doch aber zugeheilt?« fragte Olenin. Er lachte nicht einmal bei dieser Frage, so schwer war ihm ums Herz.

»Ja, zugeheilt ist es schon, aber die Kugel sitzt immer noch drin. Fass' einmal hin!« Und er schlug sein Hemd zurück und zeigte den kräftigen Rücken, auf dem dicht neben dem Rückgrat eine Kugel sich hin und her schieben ließ.

»Siehst du, wie sie hin und her rollt?« sagte er; er hatte offenbar seine Freude an der Kugel, wie an einem Spielzeug. »Siehst du, jetzt hat sie sich nach hinten verschoben!«

»Was meinst du, wird Lukaschka am Leben bleiben?« fragte Olenin.

»Gott mag's wissen! Es ist noch kein Dokter da, man hat erst einen geholt.«

»Woher? Aus Grosnaja?« fragte Olenin.

»Nein, mein Vater, eure russischen Dokters hätte ich längst an den Galgen hängen lassen, wenn ich der Zar wäre. Die verstehen nur zu schneiden. Auch unsern Kosaken Baklaschew haben sie zum Krüppel gemacht, haben ihm das Bein abgeschnitten. Dummköpfe sind's! Wozu taugt jetzt der ganze Baklaschew? Nein, mein Vater – aber im Gebirge, da gibt es richtige Dokters. Wie mein Freund Wortschik auf einem Streifzuge gerade in die Brust, hier an der Stelle, einen Schuß bekam, da wußten eure Dokters nichts mit ihm anzufangen. Ein gewisser Sahib aber, der aus den Bergen herkam – der hat ihn kuriert. Sie verstehen sich nämlich auf die Kräuter, mein Vater.«

»Rede keinen Unsinn,« sagte Olenin. »Ich will ihm lieber einen Arzt aus der Garnison schicken.«

»Unsinn?!« wiederholte der Alte, Olenin nachäffend. »Du Narr! Du Narr! Unsinn nennt er das! Einen Arzt will er schicken! Wenn eure Ärzte sich aufs Heilen verständen, dann würden doch die Kosaken und Tschetschenzen zu euch kommen, um sich heilen zu lassen – so aber verschreiben sich eure Offiziere, ja sogar die Obersten Dokters aus den Bergen. Bei euch ist alles Schwindel, nichts als Schwindel.«

Olenin gab ihm keine Antwort. Er pflichtete dem Alten darin vollkommen bei, daß in der Welt, in der er früher gelebt, und in die er jetzt wieder zurückkehrte, alles Schwindel war.

»Wie geht's also mit Lukaschka? Hast du ihn besucht?« fragte er.

»Er liegt wie tot da. Er ißt nicht, er trinkt nicht, nur Branntwein nimmt seine Seele

noch an. Branntwein trinkt er, nichts weiter.
Schade um den Jungen. Er war ein
wackerer Bursche, ein Dschigit, wie ich.
Auch ich lag einmal so auf den Tod. Die
alten Weiber weinten und heulten schon.
Ich hatte eine wahre Glut im Kopfe. Sie
hatten mich unter die Heiligenbilder gelegt,
und da lag ich denn, und über mir, auf dem
Ofen, so kam's mir vor, waren lauter solche
kleine Trommler, die in einem fort den
Zapfenstreich schlugen. Schrie ich sie an,
so schlugen sie noch toller drauf los.« Der
Alte lachte. »Die Weiber holten schon den
Vorsänger zu mir, sie wollten mich
begraben und meinten: er hat weltlich
gelebt, hat sich mit Weibern abgegeben, hat
Menschen getötet, am Fasttage Fleisch
gegessen und auf der Balalaika gespielt.
›Tu Buße!‹ sagten sie. Und da tat ich denn
Buße. ›Ich bin ein Sünder,‹ sagte ich. Was
auch der Pope sagen mochte, ich
wiederholte immer nur: ›Ich bin ein
Sünder.‹ Er fragte mich nach der Balalaika:
›Wo hast du das verfluchte Ding?‹ sagte er
– ›heraus damit, daß ich sie zerschlage!‹
Und ich sagte zu ihm: ›Ich habe keine

Balalaika.< Ich hatte sie aber in der Milchammer versteckt, unter einem Netz; ich wußte, daß sie dort nicht leicht jemand finden würde. Da ließen sie mich denn in Ruhe. Wie ich dann aber wieder gesund wurde – ei, wie habe ich da lustig auf meiner Balalaika gespielt! ... Ja, was sagte ich also?« fuhr er fort. »Merk' dir, was ich dir sagte: halt' dich fern vom großen Haufen, sonst geht's dir ans Fell! Du tätest mir wirklich leid – du bist ein wackrer Zecher, ich liebe dich. Deine Landsleute haben auch noch die Gewohnheit, immer auf die Hügel zu reiten. So lebte hier einmal einer bei uns, der aus Rußland gekommen war – der ritt auch immer auf die Hügel hinauf. Sobald er einen noch so kleinen Hügel sah, sprengte er auch gleich drauf los. So galoppierte er auch einmal drauf los, ritt hinauf und war ganz vergnügt. Da legte ein Tschetschenze auf ihn an und schoß ihn tot. Von ihren Stützgabeln schießen die Tschetschenzen ganz ausgezeichnet! Es gibt welche darunter, die besser schießen als ich. Ich mag's nicht leiden, daß sich jemand auf so törichte Art

totschießen läßt. Wenn ich mir so manchmal eure Soldaten ansehe, kann ich mich nur wundern über ihre Dummheit: da gehen nun die armen Jungen immer alle in einem Haufen vor und nähen sich obendrein noch rote Kragen an. Wie soll man sie da nicht treffen? Ist einer getroffen und hingestürzt, so schleppen sie ihn auf die Seite, und ein anderer tritt an seine Stelle. Wie dumm!« wiederholte der Alte kopfschüttelnd. »Nach den Seiten sollten sie sich zerstreuen und einzeln vorgehen! So mach's, wenn du es ehrlich mit dir meinst – dann bemerkt dich keiner. So mußt du es machen!«

»Ich danke dir für den guten Rat. Leb' nun wohl, Onkel! So Gott will, sehen wir uns wieder,« sagte Olenin, erhob sich und ging nach dem Flur.

Der Alte saß auf dem Fußboden und rührte sich nicht.

»Nimmt man denn auf solche Art Abschied? Du Narr, du Narr!« sagte er.

»Ach, sind das heutzutage Menschen! Da haben wir nun gute Kameradschaft gehalten, wohl ein ganzes Jahr lang, und nun heißt es: ›Leb' wohl,‹ und weg ist er! Ich liebe dich ja, ich habe soviel Mitgefühl für dich! Du bist so verbittert, immer allein, immer allein. So menschenscheu bist du! Wenn ich manchmal so schlaflos daliege, muß ich an dich denken, und da tust du mir so leid. Wie es im Liede heißt:

›Bitter lebt sich's, Bruder mein,
In der Fremde so allein!‹

So geht's auch dir!«

»Nun, so leb' denn wohl,« sagte Olenin nochmals.

Der Alte erhob sich und reichte ihm die Hand; er drückte sie und wollte gehen.

»Den Schnabel, den Schnabel her!« sagte Onkel Jeroschka.

Er faßte Olenin mit seinen beiden dicken Händen am Kopfe, drückte dreimal die bärtigen, noch vom Wein duftenden Lippen auf seinen Mund und brach in Tränen aus.

»Ich habe dich lieb, leb' wohl!«

Olenin setzte sich in den Wagen.

»Was, so willst du also wegfahren? Schenk' mir wenigstens etwas zum Andenken, mein Vater! Eine Flinte schenk' mir! Wozu brauchst du zwei?« sprach der Alte schluchzend, und aufrichtige Tränen rollten über seine Backen.

Olenin nahm die Flinte und reichte sie ihm.

»Was haben Sie diesem alten Kerl schon alles geschenkt!« brummte Wanjuscha.

»Immer noch ist's ihm zu wenig! Ein richtiger alter Bettler! Überhaupt ein zudringliches Volk!« sagte er, während er sich in seinen Mantel hüllte und auf dem Vordersitz Platz nahm.

»Halt's Maul, dummer Hund!« rief der Alte lachend. »Bist doch nur neidisch!«

Marianka kam aus der Vorratskammer, warf einen gleichgültigen Blick auf das Dreigespann, verneigte sich zum Gruße und ging ins Haus.

»La fille!« sagte Wanjuscha, mit den Augen blinzeln, und lachte albern.

»Vorwärts!« rief Olenin ärgerlich.

»Leb' wohl, Vater! Leb' wohl, ich werde an dich denken!« rief Jeroschka.

Olenin schaute sich um: Onkel Jeroschka unterhielt sich mit Marianka, offenbar über seine eigenen Angelegenheiten, und weder der Alte noch das Mädchen sahen nach ihm hin.